

Queering Gender – Queering Society

Ausgabe 17
2005

Freiburger
Frauen**Studien**

Zeitschrift
für Interdisziplinäre
Frauenforschung

Freiburg i.Br.

jos fritz verlag

Queering Gender – Queering Society

Ausgabe 17
2005

Freiburger
Frauen**S**tudien

Zeitschrift
für Interdisziplinäre
Frauenforschung

Freiburger FrauenStudien 17

Herausgeberin der Reihe: Zentrum für Anthropologie und *Gender Studies* (ZAG).
HerausgeberInnen der Ausgabe 17: Nina Degele und Meike Penkwitt.

Redaktion:

Ruth Brand, Ursula Degener, Stefanie Duttweiler, Annegret Erbes, Dr. Regula Giuliani,
Dr. Martina Grimmig, Mona Hanafi El Siofi, Liane Grieger, Christina Harms,
Antonia Ingelfinger, Gertraud Lenz, Meike Penkwitt,
Dr. Tina-Karen Pusse, Eva Voß, Nina Wehner.

Wissenschaftliche Leitung:

Prof. Dr. Nina Degele, Prof. Dr. Joseph Jurt, Prof. Dr. Eva Manske.
Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge liegt bei den jeweiligen AutorInnen.

Redaktionsadresse:

Zentrum für Anthropologie und *Gender Studies* (ZAG), Belfortstraße 20,
79098 Freiburg, Tel.: 0761/203-8846, Fax: 0761/203-8876,
e-mail: frauenst@mail.uni-freiburg.de, <http://www.zag.uni-freiburg.de>

Öffentlichkeitsarbeit:

Franziska Bergmann, Jennifer Moos, Meike Penkwitt.
Umschlagsgestaltung: Marion Mangelsdorf.
Textverarbeitung: Christoph Gebler, Coral Romà Garcia, Elmar Laubender

Verlag: jos fritz Verlag, Wilhelmstr. 15, 79098 Freiburg.
Druck: Hausdruckerei der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Brsg.
Umschlagsdruck: Druckwerkstatt im Grün
Auflage: 500

ISBN 3-928013-33-5

ISSN 0948-9975

AutorInnen finden Informationen zur Veröffentlichung auf Seite 376.

Inhalt

Vorwort	11
----------------------	----

Aufsätze zum Thema ‚Queering Gender – Queering Society‘

Nina Degele

Heteronormativität entselbstverständlichen – Zum verunsichernden Potenzial von <i>Queer Studies</i>	15
--	----

Judith Halberstam

Zurück zur Zukunft – Generationen des Feminismus oder „Transgender-Feminismus und die Evolution des Clownfischs“	41
---	----

Maja S. Maier

Queere Paarbeziehungen? Homosexuelle Paarbeziehungen als Untersuchungsgegenstand	51
---	----

Vojin Saša Vukadinović

Guérillères & Kriegsmaschinen – Über Monique Wittig	69
--	----

Dominique Schirmer

Konstruktive Widersprüche – Inkonsistenzen als qualitatives Analysewerkzeug am Beispiel von Gruppendiskussionen	93
--	----

Andrea Büchler/Michelle Cottier

Intersexualität, Transsexualität und das Recht – Geschlechtsfreiheit und körperliche Integrität als Eckpfeiler einer neuen Konzeption	115
--	-----

Chris Schenk

Vom Ende der Eindeutigkeit und neuen Anstrengungen – Zu den politischen Folgen der Entgrenzung von Geschlecht, Sexualität und Beziehungsform	141
---	-----

Franziska Schößler

Zur Anatomie der bürgerlichen Geschlechterordnung – Homo- und Heterosexualität bei Thomas Jonigk	169
---	-----

Joachim Pfeiffer

Grenzüberschreitungen – Die Konstruktion der Geschlechter in Kleists <i>Penthesilea</i>	187
--	-----

Sylvia Buchen

Neue Geschlechterkonstruktionen und (queere) subkulturelle Strömungen in der Weimarer Republik	203
---	------------

Sandra Hestermann

„Queerness is beautiful“ – Suniti Namjoshis feministische Fabelwelt	225
--	------------

Rezensionen zum Thema ‚Queering Gender – Queering Society‘

Jennifer Moos

Imagination oder: Das Aufbrechen lebensweltlicher Realitäten durch fiktionale Voraussicht	247
--	------------

Eveline Kilian: GeschlechtSverkehr. Theoretische und literarische Perspektiven des gender-bending

Ulle Jäger

Subversion und Subkultur: Queere Repräsentationen jenseits einer Politik der Anerkennung	249
---	------------

Judith Halberstam: In a Queer Time & Place. Transgender Bodies, Subcultural Lives

Claudia Catharina Münzing

Female Masculinity	252
---------------------------------	------------

Judith Halberstam: Female Masculinity

Mona Hanafi El Siofi

Islam und Homosexualität – ein Widerspruch?	255
--	------------

*Michael Bochow/Rainer Marbach (Hrsg.): Islam und Homosexualität. Koran – Islamische Länder – Situation in Deutschland
LSVD Berlin-Brandenburg e.V. (Hrsg.): Muslime unter dem Regenbogen. Homosexualität, Migration und Islam*

Susanne Jung

Schöne neue Welt der (T)Räume	260
--	------------

Brigitte Hipfl/Elisabeth Klaus/Uta Scheer (Hrsg.): Identitätsräume. Nation, Körper und Geschlecht in den Medien. Eine Topografie

Antje Harms

Literarische Inszenierungen lesbischer Sexualität in der Weimarer Republik	262
---	------------

Heike Schader: Virile, Vamps und wilde Veilchen. Sexualität, Begehren und Erotik in den Zeitschriften homosexueller Frauen im Berlin der 1920er Jahre

<i>Manuela Rossini</i>	
Queering the Renaissance	265
<i>Paul Hammond: Figuring Sex between Men from Shakespeare to Rochester</i>	
<i>Richard Halpern: Shakespeare's Perfume: Sodomy and Sublimity in the Sonnets,</i>	
<i>Wilde, Freud and Lacan</i>	
<i>Valerie Traub: The Renaissance of Lesbianism in Early Modern England</i>	

<i>Mona Hanafi El Siofi</i>	
Was hat ‚korrigierende‘ Genitalchirurgie an Intersexuellen mit Frauen-Beschneidung zu tun?	269
<i>Hanny Lightfoot-Klein: Der Beschneidungsskandal</i>	

<i>Birgitta Wrede</i>	
Alles ist möglich?	
Leben und Lieben bisexuell begehrender Frauen.....	273
<i>Kerstin Münder: Ich liebe den Menschen und nicht das Geschlecht.</i>	
<i>Frauen mit bisexuellen Erfahrungen</i>	

<i>Astrid M. Fellner</i>	
Freundinnen und Geliebte: Latinas erzählen ihre Schicksale.....	275
<i>Ramos, Juanita (Hrsg.): Compañeras: Latina Lesbians/Lesbianas Latinoamericanas</i>	

<i>Franziska Bergmann</i>	
Auf der Flucht vor dem Selbst.....	277
<i>Melania G. Mazzucco: Die so Geliebte. Roman um Annemarie Schwarzenbach</i>	

<i>Eva Voß</i>	
Wie der Jäger zum Gejagten wird.....	279
<i>Ursula Maria Wartmann: Die Angst der Kaninchen</i>	

Rezensionen zum Thema ‚Jenseits von Gender‘

<i>Miriam Nandi</i>	
Englischsprachige Literaturgeschichte und Kanon.....	283
<i>Hans Ulrich Seeber (Hrsg.): Englische Literaturgeschichte</i>	
<i>Hubert Zapf (Hrsg.): Amerikanische Literaturgeschichte</i>	

Weitere Rezensionen

<i>Stefanie Duttweiler</i>	
Allem Anfang wohnt Entscheidung inne	287
<i>Kaufmann, Jean-Claude: Der Morgen danach.</i>	
<i>Wie eine Liebesgeschichte beginnt</i>	

<i>Mona Hanafi El Siofi</i> Die Migrantin gibt es nicht!	291
<i>María do Mar Castro Varela/Dimitria Clayton (Hrsg.):</i> <i>Migration, Gender, Arbeitsmarkt. Neue Beiträge zu Frauen und Globalisierung</i>	
<i>Mona Hanafi El Siofi</i> Zur Entschleierung des Westens	294
<i>Houda Youssef (Hrsg.): Abschied vom Harem?</i> <i>Selbstbilder – Fremdbilder muslimischer Frauen</i>	
<i>Mona Hanafi El Siofi</i> Gender und Islam	296
<i>Peripherie – Zeitschrift für Politik und Ökonomie in der Dritten Welt,</i> <i>Nr.95, 24. Jahrgang: Gender und Islam</i>	
<i>Antonia Ingelfinger</i> „I appropriate therefore I am“ – Künstlerinnen der Gegenwart	299
<i>Isabelle Graw: Die bessere Hälfte. Künstlerinnen des 20. und 21. Jahrhunderts</i>	
<i>Ulle Jäger</i> Konstruktivistische Geschlechterforschung als Theoriebaustelle und Ort der konstruktiven Auseinandersetzung	302
<i>Urte Helduser, Daniela Marx, Tanja Paulitz, Katharina Pühl (Hrsg.):</i> <i>under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer</i> <i>Theorie und Forschungspraxis</i>	
<i>Angela Kaupp</i> Theologische Gender-Forschung – Erste Schritte zu einer aktuellen Forschungsperspektive	305
<i>Irene Dingel (Hrsg.): Feministische Theologie und Gender-Forschung.</i> <i>Bilanz – Perspektiven – Akzente</i>	
Forum	
<i>Nina Degele</i> Queeres Farbekennen	311
<i>Eva Voß</i> Zwischen Anspruch und Wirklichkeit – Zwei frauenpolitische Manifeste auf dem Prüfstand	317
<i>Tara Hill/Ulle Jäger</i> Queere Perspektiven im Spannungsfeld von Theorie und Empirie	321

Vorausschau auf Ausgabe 18 der <i>Freiburger FrauenStudien</i> „Elternschaft“	327
--	------------

**Veranstaltungsreihe „Freiburger FrauenForschung“
im WS 2005/2006 und SS 2006:**

„Erinnern und Geschlecht“	330
--	------------

<i>AutorInnen</i>	357
-------------------------	-----

Übersicht über die bisher erschienenen Titel	375
---	------------

Vorwort

Die Veranstaltungsreihe „Queering Gender – Queering Society“ fand – anders als die Veranstaltungsreihen, die vorangegangenen Ausgaben der *Freiburger FrauenStudien* zugrunde liegen – nicht ausschließlich in Freiburg sondern auch in Basel statt: Es handelte sich um ein gemeinsames Projekt der *Gender* Zentren der Universitäten Basel und Freiburg, die auch im Rahmen ihrer *Gender*-Studiengänge eng zusammenarbeiten.

Alle Aufsätze der vorliegenden Ausgabe der *Freiburger FrauenStudien* sind im Bereich der *Queer Theory* und -forschung angesiedelt und mit der Ausnahme des Textes von Vojin Saša Vukadinović zu Monique Wittig gehen sie auf die Veranstaltungsreihe des Wintersemesters 2003/2004 und des Sommersemester 2004 zurück. Für zwei Artikel bilden in Basel gehaltene Vorträge die Grundlage: Zum einen der Text von Andrea Büchler und Michelle Cottier, zum anderen der Aufsatz von Judith Halberstam. Letztere trug zwar in beiden Städten vor, jedoch zu unterschiedlichen Themen. Ganz besonders freuen wir uns darüber, dass ihr Basler Text als Übersetzung erscheinen kann: Es handelt sich um einen der allerersten Texte der US-amerikanischen *Queer*-Forscherin in deutscher Sprache.

Im Rahmen der Veranstaltungsreihe wurde immer wieder das stark differierende Verständnis des zentralen Begriffes ‚*queer*‘ deutlich. Wir haben darum die die AutorInnen darum gebeten, bei der Umarbeitung der Vortrags- in die Aufsatzfassung ihre jeweilige Definition des Begriffes ‚*queer*‘ auszuführen. Wie kontrovers dieser Begriff diskutiert wird, führte auch die Tagung „Queer Perspectives in Cultural Studies and Social Sciences“ vor Augen, die Anfang Juli an der Universität Basel stattfand und der sich zwei Texte am Ende dieses Bandes widmen.

Die Mehrzahl der Rezensionen setzt sich dieses Mal mit dem Thema des Bandes auseinander. Von ‚*Queer Theory*‘ war in den *Freiburger FrauenStudien* übrigens das erste Mal in der Ausgabe „Frauen und Mythos“ (Ausgabe 6, 1998) die Rede. Die US-amerikanische Feministin und Frauenforscherin Sara Lennox stellte dort fünf aktuelle US-amerikanische im weitesten Sinne ‚feministische‘ Strömungen dar, u.a. ‚*Queer Theory*‘ und „die *queers*“. Lennox äußerte damals die Vermutung, dass die queere Diskussion demnächst auch in Deutschland ankommen werde und drückte dabei die Hoffnung aus, dass „FeministInnen hier die Auseinandersetzung aufnehmen, die ... in den USA noch nicht gelungen“ sei, zumindest nicht bis zu diesem Zeitpunkt. Bereits in einem zweiten Aufsatz des selben Bandes ging Claudia Liebrand (unter Bezugnahme auf Marjorie Garbers Transvestismusbuch *Vested Interests*) auf Vampire ein, die, so Liebrand, „ob männliche oder weibliche – ... dazu [neigen] an einem Syndrom zu laborieren: *gender identity disorder*“. Der Mythos-Band kann noch bestellt werden. Bereits vergriffen ist dagegen eine Ausgabe der *Freiburger FrauenStudien*, die einen ersten *Queer*-Schwerpunkt darstellte: „Cross-dressing und Maskerade“ (Ausgabe 8, 1999).

Unser Dank gilt an erster Stelle den beteiligten AutorInnen und der Redaktion, sowie den Übersetzerinnen des Halberstam-Aufsatzes und dem Layout-Trio. Ein besonderer Dank gilt meiner Mutterschutzvertretung Nina Wehner, die im Frühjahr und Sommer 2003 die Veranstaltungsreihe „*Queering Gender – Queering Society*“ organisierte, darüber hinaus den UnterstützerInnen unserer Veranstaltungsreihen. Im Rahmen der *Queer*-Reihe waren das in Freiburg: das Carl-Schurz-Haus (Deutsch-amerikanisches Institut), das Büro der Frauenbeauftragten der Universität und die Gleichstellungsbeauftragte der Pädagogischen Hochschule, das Studium Generale, die Landeszentrale für politische Bildung, das Centre Culturel, der Gender-Center Freiburg e.V., das Frauenreferat und das schwulesbische Referat des AStA, sowie die Fachschaft Gender, die Fachschaft Soziologie, und das Dekanat der philosophischen Fakultät der Universität, die Buchhandlungen Jos Fritz, Schwarz, und Schwanhäuser, das Theater Freiburg, das Ballett Pretty Ugly, Tools & toys, die Rosa-Hilfe-Freiburg und die AIDS-Hilfe-Freiburg e.V., das AAK im E-Werk, der aka-Filmclub und das Kommunale Kino.

Ganz besonders danken möchten wir natürlich auch unseren Ansprechpartnerinnen in Basel, Prof. Dr. Andrea Maihofer, Maja Ruef und Dr. Ulle Jäger. Und, wie auch in den vergangenen Ausgaben, danken wir dem Rektor der Universität, Herrn Prof. Dr. Wolfgang Jäger für die Übernahme der Druckkosten, die für das Erscheinen unserer Zeitschrift existentiell ist.

Meike Penkwitt

Freiburg, im Oktober 2005

Aufsätze zum Thema
„Queering Gender – Queering Society“

Heteronormativität entselbstverständlich

Zum verunsichernden Potenzial von *Queer Studies*¹

1. Einleitung: *queer* einkreisen

Seit gut einem Dutzend Jahren mischen die *Queer Studies* das akademische Parkett auf. Sie wollen keine ‚normale‘ wissenschaftliche Disziplin sein, sondern vielmehr die etablierte gesellschaftliche Ordnung als zweigeschlechtlich und heterosexuell organisierte Zwangsveranstaltung auf den Kopf stellen – mit wissenschaftlichen Mitteln. Zielscheiben der Kritik sind deshalb nicht mehr wie in frauenbewegten Zeiten der 1970er und 80er Jahre ‚die Männer‘ und ‚das Patriarchat‘, sondern normalisierende Normierungen rund um Geschlecht und Sexualität: Institutionen (wie die Ehe), Ideologien (wie der ‚weibliche Führungsstil‘) und die Logik des binären Denkens, wie es sich etwa in wissenschaftlichen Lehrgebäuden wie der Soziobiologie oder auch der Philosophie niederschlägt. Um normalisierende Normierungen handelt es sich, weil dort entweder unreflektiert oder schlicht ignorant mit Konzepten ‚natürlicher‘ Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität hantiert wird. Damit verbundene Wissensprodukte, Organisationsprinzipien und Institutionen entlarven und sezieren queere DenkerInnen mit viel Kreativität und Fleiß als ‚heteronormativ‘. Welch verunsicherndes Potenzial mit der Entscheidung für einen solchen Grundbegriff für die Wissenschaft(en) wie auch den Alltag der Gesellschaft verbunden ist, will ich in diesem Beitrag zeigen.

Ich unterscheide in erster Annäherung folgende Bedeutungen von *queer*: Als Adjektiv meint *queer* ‚seltsam, komisch, unwohl‘, ‚gefälscht, fragwürdig‘ und ist damit negativ konnotiert. So fand und findet es noch immer als Schimpfwort gegen Lesben und Schwule Verwendung, gleichzeitig haben sich solche Gruppen den Begriff seit den späten 1980ern aber auch mit Stolz angeeignet. Als Substantiv ist *queer* ein politischer Sammelbegriff für *GLBT (Gay-Lesbian-Bi-Transsexuals/-genders)* bzw. für all diejenigen, die sich nicht in das Korsett eindeutiger heterosexueller Orientierungen und binärer Geschlechtszuordnungen zwängen lassen wollen.² In den USA der späten Achtziger waren das zunächst einmal diejenigen, die sich von einer kommerziell gewordenen, lifestyle-orientierten und elitären Schwulenkultur

einerseits und andererseits von separatistischen Feministinnen, die gegen Pornografie, Promiskuität und SM Vorbehalte äußerten, nicht mehr in der schwul-lesbischen Bewegung repräsentiert sahen. Dazu kamen empfindliche Angriffe einer neuen Rechten gegen Abtreibung, deren Diskriminierung von Homosexuellen sowie die sozialen Folgen von AIDS.³ Vor diesem Hintergrund entstand *queer* als eine neue Form der Bündnispolitik unterschiedlicher gesellschaftlicher AußenseiterInnen. Als Verb schließlich heißt *to queer* jemanden ‚irreführen‘, etwas ‚verderben‘ oder ‚verpfuschen‘. *To queer* hat damit zu tun, etwas oder jemanden aus dem Gleichgewicht, aus einer selbstverständlichen Ordnung zu bringen. Das bezieht sich in erster Linie auf die Zuschreibung einer Identität als naturgegebenen, wogegen vor allem *queer* in Verbform aufbegehrt. Mit einem solchen Affekt gegen Festlegungen und für Mehrdeutigkeit ist *queerendes* Denken mit einer wissenschaftlichen und auch politischen Positionierung verbunden, die ihre Kraft aus der Auseinandersetzung mit Denkformen und Institutionen bezieht, die vereinfachen, binarisieren, hierarchisieren und ausgrenzen. In diesem Sinn bedeutet

„to queer – to make strange, to frustrate, to counteract, to delegitimise, to camp up – heteronormative knowledges and institutions, and the subjectivities and socialities that are (in)formed by them and that (in)form them.“⁴

Queerendes Denken kann sich vor diesem Hintergrund auf die wissenschaftliche Produktion von Wissen beziehen, auf gesellschaftliche Phänomene und Ereignisse, auf das Alltagswissen und schließlich auch auf die Grundlagen und unhinterfragten Prämissen der *Queer Studies* selbst. Einige produktive Verunsicherungen auf den verschiedenen Ebenen will ich im Folgenden rekonstruieren und konkretisieren.⁵

Dafür skizziere ich in einem ersten Schritt *queer* in einem *theoretischen* Kontext und begründe dabei Heteronormativität als zentralen Begriff. Hinter der Entscheidung für diesen Hauptbegriff steckt auch und vor allem eine Verlagerung des Forschungsschwerpunkts von der Untersuchung von Homosexualität und anderen sexuellen ‚Abweichungen‘ zu der von Heterosexualität als einem sozialen und politischen Organisationsprinzip. Weiter geht es um die *methodische* Dimension von *queer*. Bei einem solchen *queering* ist der Aspekt der Verunsicherung zentral: Auf der einen Seite erscheint queerer Jargon abgehoben, weltfremd und kann mit Wortmonstern wie *performative Subversionen*, *Zwangsheterosexualität*, *heterosexuelle Matrix*, *GLBT*, *transbutch* und *Dekonstruktion* zunächst einmal erfolgreich verschrecken – was viele TheoretikerInnen sicherlich auch beabsichtigen mögen.⁶ Auf der anderen Seite steckt im verunsichernden *queering* ein kritisches Potenzial, das in Wissenschaft, Politik und auch im Alltag andere Denkmöglichkeiten sichtbar werden lässt. Das können unsichtbar gewordene heteronormative Konstituenten in Wissenschaftsprogrammen (z.B. Androzentrismen bei der Konstruktion von Grundbegriffen in der Soziologie: Der moderne Mensch ist bei den Gründervätern dieser Disziplin immer der moderne Mann) oder im Alltagswissen sein (der mitgebrachte Ehegatte beim offiziellen Empfang löst keine Verwunderung oder gar Naserümpfen aus, die Lebenspartnerin an der Seite der Managerin vermutlich schon). Auf der

politischen Ebene schließlich weise ich auf die heikle Abgrenzung von Interessen- und Identitätspolitik hin: Denn queere Politik distanziert sich einerseits von einer Integrationspolitik, die sich an Toleranz und spezifischen Rechten für Minderheiten orientiert und auf einer gemeinsamen Identität basiert. Andererseits muss *queer* dann jedoch auch zeigen, wie eine Politik aussehen soll, die auf Solidarität ohne Identität fußt.

2. Theorie: Heteronormativität entselbstverständlichen

Die akademischen Wurzeln der *Queer Studies* liegen in den Literaturwissenschaften und der Philosophie der späten 1980er Jahre.⁷ Die begriffliche Geburtsstunde – so wird es überliefert – datiert auf einer Konferenz 1989 in California/Santa Cruz, wo die Literaturwissenschaftlerin Teresa de Lauretis⁸ den Begriff *Queer Theory* prägte. Den theoretischen Hintergrund lieferte die poststrukturalistisch, konstruktivistisch und dekonstruktivistisch motivierte Kritik am Erkenntnisanspruch des westlich-aufgeklärten und autonomen Subjekts, an essenzialisierendem und Ausschlüsse produzierendem Denken und dabei speziell an ‚schwul‘ und ‚lesbisch‘ als essenzialisierenden Identitätskategorien – schwul und lesbisch ‚sein‘ fällt damit gerade nicht mit *queer* zusammen. ProtagonistInnen waren die linken Nach-Sechziger, die mit der Schwulen- und Lesbenbewegung eine Protest- und damit Gegenidentität schufen, dann aber identitäre Fixierungen im Sinne einer Meta-Identität hinter sich zu lassen versuchten. Man kann also sagen, dass sich bei *queer* ein identitätskritisches Politik- und Theorieverständnis miteinander verbinden, gegenüber dem Poststrukturalismus aber die Zentralität der Kategorie Sexualität betont wird. Dennoch verstehen sich die *Queer Studies* keineswegs als eine lediglich sexualitätstheoretische Erweiterung der Geschlechterforschung. Zunehmend geht es in den *Queer Studies* darum, die Genese und Wirkungsmacht von Normalität und Normalisierungsprozessen durch Institutionen und Regelungen und die daran geknüpfte Bedeutung von Sexualität zu rekonstruieren. Im Zentrum steht dann auch nicht mehr eine disziplinäre Beschäftigung mit Minoritäten, sondern

„a study of those knowledges and social practices which organize ‚society‘ as a whole by sexualizing – heterosexualizing or homosexualizing – bodies, desires, acts, identities, social relations, knowledges, culture, and social institutions.“⁹

Was die *Queer Studies* damit nicht nur rekonstruieren, sondern auch systematisch aus den Angeln heben wollen, sind Naturalisierungen, und zwar in dem Sinn, dass Normalität zur Natur bzw. Natürlichkeit erhoben wird. Damit bin ich beim Begriff der Heteronormativität und rekurriere auf Michel Foucault¹⁰ und Judith Butler.¹¹ Sowohl der französische Historiker wie auch die amerikanische Philosophin liefern entscheidendes argumentatives Unterfutter für die *Queer Theory*.¹²

Die *Queer Theory* hat Michel Foucault mindestens dreierlei zu verdanken: Die Überlegungen zu Normalisierung als machtgetränktem gesellschaftlichem Mechanismus, die Entdeckung von Sexualität als moderner Erfindung und schließlich den Zusammenhang von Identität und Macht. Erstens lassen sich mit Foucault Prozesse der Normalisierung als eine Kunst des Bestrafens begreifen, die aus den fünf Operationen des Vergleichens, Differenzierens, Hierarchisierens, Homogenisierens und Ausschließens bestehen.¹³ Den zweiten für die *Queer Theory* relevanten Beitrag liefert Foucault¹⁴ mit der Rekonstruktion von Sexualität als modernes Produkt des medizinisch-psychiatrischen Diskurses der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts statt als natürliche Tatsache. Die Herausbildung von Identität als Modernitätsmerkmal ist vor diesem Hintergrund auch nicht als losgelöster Widerstand oder Gegenbewegung zu verstehen. Vielmehr ist Identität – das ist die dritte hier interessierende Einsicht – Teil der alles durchdringenden gesellschaftlichen Macht. Diese konzipiert Foucault keineswegs als lediglich repressiv, sondern immer auch als produktiv; sie dient gleichzeitig der Verfestigung herrschender Diskurse (im Sinne dessen, worüber in der Gesellschaft gesprochen wird, was als Problematik und Thema verhandelt wird und zur kulturellen Sinnproduktion beiträgt). Diskurse sind machtgetränkte Wissensformen wie auch wissensgesättigte Machtkonstellationen, die gesellschaftliche Realitäten und Identitäten mit den entsprechenden Wahrnehmungsmustern erzeugen und bestimmen. Sexuelle Identitäten wurzeln also in Diskursen bzw. kulturell erzeugten Kategorien, beispielsweise wüssten Heterosexuelle ohne Homosexuelle gar nicht, wogegen sie sich abgrenzen sollten (und umgekehrt). Man könnte auch anders formulieren: Nichts eint mehr als ein gemeinsamer Feind, und das gilt für beide Seiten. Foucault entzaubert damit nicht zuletzt auch die Befreiungsdiskurse der sexuellen Revolution, die sich jenseits der kritisierten Verhältnisse wähnen.¹⁵

Damit bin ich bei der zur Gründungsmutter der *Queer Theory* stilisierten Ikone Judith Butler. In ihrer Theorie bildet die Zweigeschlechtlichkeit den Kern reifizierenden¹⁶ und naturalisierenden Denkens. Butler zufolge – das ist die Begründung für queere Anti-Identitätspolitik – arbeitet der Feminismus gegen seine eigenen Ziele, wenn er von ‚Frauen‘ als unhinterfragter Grundlage ausgeht. Denn die Konstruktion ‚Frau‘ macht erst in einem Zusammenhang Sinn, wo Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität naturalisiert und in Institutionen überführt werden. Entsprechend ist die grundlegende Stütze des zweigeschlechtlichen Denkens die „heterosexuelle Matrix“¹⁷, die „performativ“ im Sinne von permanenter Wiederholung und Zirkularität eine Kohärenz von Geschlechtskörper (*sex*), -identität (*gender*) und Begehren (*desire*, sexuelle Orientierung) schafft: Identität wird – das ist immer noch die ‚Normalität‘ – aus dem Geschlechtskörper abgeleitet, ebenso aber auch die sexuelle Orientierung. Die damit begründete Identität und sexuelle Orientierung wiederum bestätigt die zugrunde gelegte Zweigeschlechtlichkeit. Nicht nur Sexualität, sondern auch Geschlecht ist eine diskursive Praxis, die sich selbst bestätigt, fortschreibt und verfestigt. Entscheidend ist dabei, dass zur Konstruktion von Normalität diese drei Kategorien (*sex*, *gender*, *desire*) zur Deckungsgleichheit gebracht werden: Natürlich und normal ist eine heterosexuelle Lebensform und

Identität in einem zweigeschlechtlichen System. In diesem System ist kein Platz für Inter- und Transsexuelle, Transgender, Schwule und Lesben.¹⁸ Entsprechend ist die gesellschaftliche Organisation von Sexualität mit der Bevorzugung heterosexueller Lebensweisen ein Mittel, „moderne Gesellschaften in sich zu strukturieren und in eine hierarchische Form zu bringen.“¹⁹ Das schließlich macht *Heteronormativität* zum zentralen Begriff der *Queer Theory*.²⁰

Heteronormativität beschreibt in erster Annäherung ein binäres Geschlechtersystem, in welchem lediglich genau zwei Geschlechter akzeptiert sind, und das Geschlecht mit Geschlechtsidentität, Geschlechtsrolle und sexueller Orientierung gleichsetzt: Die Basiseinheiten sind Männer und Frauen, die sich in ihrer Sexualität aufeinander beziehen. Heteronormativität basiert damit auf zwei Annahmen: Menschsein sei natürlicherweise zweigeschlechtlich organisiert und Heterosexualität die ausschließliche und essenzielle Grundlage. Diese beiden Komponenten bilden den vermutlich ‚härtesten‘ Stabilitätskern des Alltagswissens: Nichts verunsichert Menschen im alltäglichen Umgang miteinander und Institutionen mehr, als nicht zu wissen, ob das Gegenüber Mann oder Frau ist. Heteronormativität bezeichnet aber nicht nur Naturalisierungen von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität, sondern bezieht sich darüber hinaus auch auf gesellschaftliche Strukturen und Organisationsweisen. Heterosexualität und Heteronormativität sind damit zu unterscheiden: Während Heterosexualität im binären System der Zweigeschlechtlichkeit Formen sexueller Praktiken zwischen Männern und Frauen bezeichnet, bezieht sich Heteronormativität auf dahinter stehende Institutionen, Denkstrukturen und Wahrnehmungsmuster, die Heterosexualität nicht nur zur Norm stilisieren, sondern als Praxis und Lebensweise privilegieren. Mit einer solchen Berücksichtigung gesellschaftlicher und kultureller Strukturen und Funktionen komme ich zu folgender Definition: *Heteronormativität ist ein binäres, zweigeschlechtlich und heterosexuell organisiertes und organisierendes Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschema, das als grundlegende gesellschaftliche Institution durch eine Naturalisierung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit zu deren Verselbstverständlichung und zur Reduktion von Komplexität beiträgt bzw. beitragen soll.* Bei dieser Definition unterscheide ich analytisch einen *strukturellen* und einen *funktionalen* Aspekt.

- Heteronormativität als *Struktur* beschreibt den Sachverhalt der unsichtbar und selbstverständlich gewordenen Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit sowie ihre Bedeutung in und für gesellschaftliche(n) Institutionen. Dem liegen Mechanismen der *Naturalisierung*, *Unbewusstheit*, und *Institutionalisierung* zugrunde.
- Die *Funktionsbetrachtung* hebt auf die Effekte von Heteronormativität ab, nämlich vor allem eine erleichterte Orientierung in der Welt durch Mechanismen der Vereinfachung (wie etwa der Binarisierung). Systemtheoretisch gesprochen handelt es sich dabei um eine *Reduktion von Komplexität*.

Diese Begriffe möchte ich nun erläutern.

- *Naturalisierung*: Heteronormativität ist das Ergebnis gesellschaftlicher Normalisierungsprozesse (s.o.), die Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit naturalisieren, d.h. mit dem Schein von Natürlichkeit versehen. Zweigeschlechtlichkeit ist danach ein unhinterfragter gesellschaftlicher Tatbestand, Heterosexualität die selbstverständliche, sich nicht selbst benennende und schon gleich gar nicht sich selbst als legitimierungsbedürftig wahrnehmende Norm.
- *Unbewusstheit*: Die heteronormativ organisierten Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschemata müssen den Beteiligten keineswegs bewusst sein. Heteronormativität funktioniert in diesem Zusammenhang wie der Habitus bei Pierre Bourdieu. Er versteht darunter „Systeme dauerhafter *Dispositionen*, strukturierte Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken, mit anderen Worten: als Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen, die objektiv ‚geregelt‘ und ‚regelmäßig‘ sein können, ohne im geringsten das Resultat einer gehorsamen Erfüllung von Regeln zu sein.“²¹
Entsprechend ist Heteronormativität verinnerlichte Gesellschaft und bringt eine strategisch orientierte Praxis und auch Körperlichkeit hervor, ohne dass die dadurch produzierten Strategien ins Bewusstsein gebracht werden (müssen): „Die Somatisierung des Kulturellen ist Konstruktion des Unbewußten.“²²
- *Institutionalisierung in Strukturen*: Heteronormativität ist nicht nur in den Individuen (mental und physisch) verankert, sondern auch in gesellschaftlichen Strukturen. Beispiele dafür sind die Rechtsprechung (z.B. der besondere Schutz der Ehe und die Subventionierung dieses Paarungsmusters), Schulbücher („Mutti spült, Papa arbeitet“), Wissenschaft (die in der Biologie vorherrschende Konstruktion vom aktiven Sperma und passiven Ei) oder auch Karrieremuster in Wirtschaft und Politik (trotz eines geouteten Berliner Bürgermeisters sind ein Arbeitgeberpräsident mit Lebenspartner oder eine Bundespräsidentin mit Lebenspartnerin bislang immer noch nicht vorstellbar).
- *Reduktion von Komplexität*: Heteronormativität geht nicht nur in institutionelle Regelungen ein, sondern auch in gesellschaftliche Kommunikation. Dort operiert dieses überpersonale kognitive und institutionelle System als Mechanismus zur Reduktion von Komplexität, indem es ein berechenbares Verhaltensterrain und damit Erwartungssicherheit schafft: Die Herren machen Geschäfte und Politik, die Gattinnen nehmen am Kulturprogramm teil. Heteronormativität kanalisiert damit Handlungen im Sinne einer gesellschaftlichen Wiedererkennbar- und Verarbeitbarkeit, um Bedeutungsüberschüsse im Zusammenhang von Geschlecht und Sexualität handhabbar zu machen.²³

Was kann man mit dieser zugegeben abstrakten Definition anfangen? Man kann das Geschäft des Entselbstverständlichens betreiben.²⁴ Dann zeigt man zum Beispiel, dass erst Abweichung Normalität als Tatbestand schafft. So entstand Heterosexualität als Kategorie interessanterweise erst, nachdem Homosexualität bereits als Identitätskategorie existierte: Der Begriff Homosexualität wurde 1869 geprägt, der Begriff Heterosexualität dagegen erst 1880, also mehr als ein Jahrzehnt nach der ‚Erfindung‘ der Homosexualität.²⁵ Dies zeigt, dass Selbstverständliches so lange nicht benannt wird (weil es so selbstverständlich ist), bis Abweichungen das Selbstverständliche in Frage stellen. Ähnlich verhält es sich ja auch mit der Frage: „Warum sind Sie heterosexuell?“ Die meisten reagieren darauf sehr verblüfft, teilweise fühlen sie sich auch angegriffen. Denn Heterosexualität wird so sehr als Norm empfunden, dass die Frage danach den meisten Personen als Affront erscheint.²⁶ In jedem Fall gehört es nicht zu den üblichen Erwartungen, etwas so ‚Normales‘ wie Heterosexualität erklären zu müssen. Umgekehrt werden ganze wissenschaftliche Disziplinen mobilisiert, um Erklärungen für homosexuelle Handlungen zu liefern.

Zu einer empirischen Illustration des skizzierten Heteronormativitätskonzept ziehe ich einige Befunde zum Schönheitshandeln²⁷ sowie Beobachtungen zur Inszenierung von ‚Geschlechtern in Anzügen‘ heran, weil dort einige Definitionsmerkmale von Heteronormativität gut zu beobachten sind.²⁸ Empirisch etwa gilt als gesichert, dass Schönheitshandeln für Frauen eine größere Bedeutung hat als für Männer. Schönheitsimperative werden vor allem bei Frauen wirksam, weil sie über den geringeren Status verfügen und dies durch Schönheit kompensieren (müssen). Sozialpsychologische Untersuchungen zeigen ebenfalls, dass Frauen ihre Attraktivität stärker auf der Grundlage körperlicher Schönheit beurteilen, Männer dagegen machen Attraktivität mehr von ihrer Ausstrahlung und ihren Handlungen abhängig.²⁹ Der Wunsch nach Anerkennung genügt als Motiv, sich einem mitunter brutalen Schönheitskult zu unterwerfen, der die Beteiligten in ein enges Korsett von Schlankheit, Jugend, Attraktivität, Sportlichkeit, Gesundheit und Leistungsfähigkeit schnürt: Schönheit ist ein entscheidender Teil des Eindrucks, den Menschen nach außen transportieren, Schönheit wird kommuniziert, und Schönheitshandeln ist die Grundlage dafür, dass genau dies geschehen kann. In einem solchen Kontext erscheint Schönheit als ein Unterdrückungsinstrument, bei dem weibliche Schönheit gegen Status getauscht wird. So werden auch Berufe täglich aufs Neue vergeschlechtlicht (wobei als weiblich konstruierte Arbeit fast durchgängig hierarchisch niedriger angesiedelt ist), aufstiegswillige Frauen müssen besser sein als Männer, dürfen dabei aber nicht vermännlichen. So geben Frauen in mittleren und höheren beruflichen Positionen einen großen Teil ihres Einkommens für Selbst-Instandsetzungs- und Selbst-Inszenierungsprodukte wie Kosmetik, Make-Up, Kleidung, Fitness-Center und Beauty-Farmen aus. Weiter tragen sie mitunter als nachlässig inszenierte Frisuren plus edlen Schmuck und Make-up – um nämlich die sexuelle

Wirkung insbesondere langer Haare zu ‚veredeln‘, d.h. nicht ins ‚Vulgäre‘ abgleiten zu lassen.

Hier sind alle Merkmale der Heteronormativität versammelt: Erstens *sind* Männer größer, kantiger, weniger schönheitsbewusst, kurz: anders als Frauen (Naturalisierung). Zweitens ist das so selbstverständlich geworden, dass es uns schon gar nicht mehr auffällt (Unbewusstheit). Drittens sind die Regeln bekannt und in Karrieremustern verankert: Frauen müssen mehr Aufwand für ihre äußere Erscheinung betreiben (Institutionalisierung in Strukturen). Viertens schließlich genügt ein kurzer Blick, und wir wissen nicht nur, wer Männer und Frauen sind, sondern was sie zu tun und zu unterlassen haben (Reduktion von Komplexität). Diese Beobachtungen fixieren Vorstellungen von dem, was Männer und Frauen sind und tun. Sie blenden per definitionem Schönheitshandeln aus, das nicht in die Vorgaben weiblicher Unterwerfung und männlicher Machtausübung passt. Um nun verschiedene Grade und Abweichungen von Heteronormativität unterscheiden zu können, schlage ich ein Kontinuum von den genannten Heteronormativitätsmerkmalen mit den komplementären Negativwerten vor. Dies erlaubt, verschiedene Ausprägungen von Heteronormativität empirisch zu unterscheiden:

- *Bewusstmachen statt Unbewusstheit*: Ein Bewusstmachen von regelgeleitem heteronormativem Handeln und heteronormativer Institutionalisierung ist vor allem durch Regelbrüche und Erwartungsenttäuschung möglich. „Warum sind Sie heterosexuell?“ wäre eine solche regelbrechende Entselbstverständlichung. Oder die von Männern an Frauen in ‚männlichen‘ Positionen oder Situationen gestellte Frage auf parodierende Weise beantworten: „Wären Sie (manchmal) gern ein Mann?“ – „Nein, Sie?“
- *Entnaturalisierung statt Naturalisierung*: Regelbrüche und Erwartungsenttäuschungen bleiben nicht auf der Ebene der Interaktion stehen, sondern gehen in gesellschaftliche Leitbilder in Wirtschaft oder auch Politik ein. Eine Entnaturalisierung findet zum einen statt, wenn Frauen ‚es auch können‘ (Deutschland regieren, ein Unternehmen führen oder die Fußballweltmeisterschaft gewinnen), zum anderen, wenn heteronormative Kategorien auf breiter Ebene angegriffen werden.
- *Entinstitutionalisierung statt Institutionalisierung*: Beim Prozess der Entinstitutionalisierung statt Institutionalisierung handelt es sich um ein Wechselspiel. Beispiele dafür sind die Klagen Intersexueller, im Pass die Möglichkeit zu haben, als ‚Zwitter‘ geführt zu werden oder auch die rechtliche Anerkennung von Wahlfamilien. Gelänge dies, würde die Erschütterung der Zwangszweigeschlechtlichkeit in neue Institutionen überführt werden.
- *Erhöhung statt Reduktion von Komplexität*: Mit einer Erhöhung statt Reduktion von Komplexität ist eine Veruneindeutigung von Handeln gemeint; man muss zweimal schauen, um zu wissen, mit welcher Situation man es zu tun hat.³⁰ Travestie und Transsexualität bzw. Transgender sind

dazu die sichtbarsten Beispiele. Auf einer tieferen Ebene kämen Akte der Verweigerung als KandidatInnen für eine Erhöhung von Komplexität in Frage: dem männlichen Partner nicht die Socken zu waschen, in gegengeschlechtlich definierte und besetzte Positionen drängen etc. All das ist für die Umwelt (noch) mit einem erhöhten Aufwand von Informationsverarbeitung verbunden.

Diese Skala will ich nun verwenden, um drei verschiedene Funktionen von Schönheitshandeln zu verorten und zueinander in Beziehung zu setzen. Dabei differenziere ich idealtypisch die Funktionen der defensiven Akzeptanz, der Ambivalenz von Anpassung und Aneignung sowie der Subversion. Erstere ist dem Heteronormativitätspol in Form der Zustimmung und Bekräftigung, letztere in Form der Opposition verhaftet. Dazu unterscheide ich drei Formen entlang der Wahrnehmung und der Markiertheit von Geschlecht und setze sie in Bezug zu Mechanismen der Heteronormativität, die darin eingebaut sind. Diese Idealtypen illustriere ich anhand dreier Darstellungen von ‚Geschlechtern in Anzügen‘ – weil der Anzug ein traditionell männliches Kleidungsstück ist, das von Frauen in unterschiedlicher Weise angeeignet werden kann (vgl. dazu die Abbildungen). Anzüge können verschiedenes bedeuten, wenn man sie in den Kontext von Geschlecht, Sexualität, Alter, soziales Milieu u.v.m. setzt.

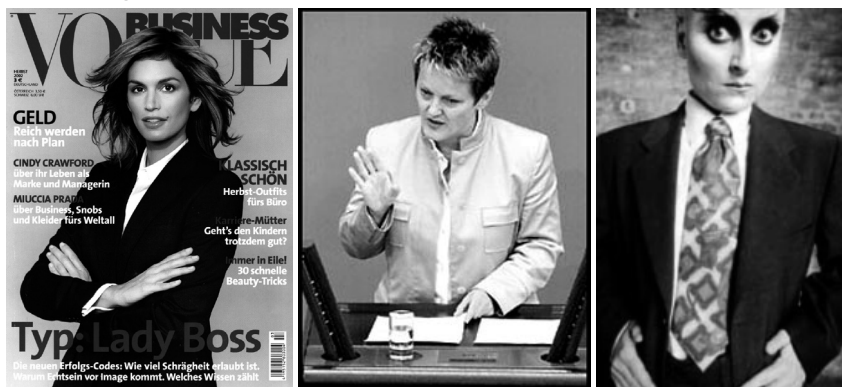
Das Modell *Cindy Crawford* greift auf die etablierte Semantik vergeschlechtlichten Schönheitshandeln („Frauen als das schöne Geschlecht“) zurück und steht für defensive Akzeptanz. Denn es bedient Klischees von Weiblichkeit und Männlichkeit, die in ihrer Geschlechtlichkeit auch deutlich markiert sind: Frauen wie das als schön ‚zertifizierte‘ Top-Model Cindy Crawford dürfen – das ist inzwischen institutionalisiert – Anzüge tragen, den ‚Lady Boss‘ herauskehren (Business Vogue, Herbst 2002), ihre naturgegebene Weiblichkeit (hier: mittellange, blonde Haare und Schminke) dabei aber nicht verlieren. Insofern handelt es sich hier nicht um eine offensive Akzeptanz, die vermutlich eher mit Kostüm, rosafarbenem Kleid oder auch Dirndl operieren würde. Dieses Modell erscheint als *Reproduktion* herrschender Diskurse und Standards über gesellschaftlich adäquates Schönheitshandeln. Die Naturalisierung in diesem Modell liegt in der Stilisierung von Schönheit als Norm von Weiblichkeit, die auch in Strukturen institutionalisiert ist.

Im Gegensatz zu einer solchen expliziten Markierung von Geschlecht geht es beim Modell *Renate Künast* um eine – paradox formuliert – explizite Nicht-Inszenierung von Geschlecht (was in der Literatur auch als *undoing gender* bezeichnet wird³¹). Die Anzüge von Renate Künast sind ‚neutral‘, heben keine Geschlechtsmerkmale hervor, ihr Auftreten in kurzen Haaren, sparsamer Schminke und zielsicherem Gang ist geprägt von der Absicht, nicht als Frau, sondern als ‚sachkompetenter Politiker‘ (sic!) wahrgenommen zu werden. Weiblichkeit und Fachkompetenz sollen also nicht miteinander konfligierend erscheinen. Das kann man durchaus als Paradox beschreiben: Renate Künast will (als kompetent) auffallen, um nicht (als Frau) aufzufallen: Geschlecht *soll* keine Rolle spielen, es wird *aktiv de-thematisiert*.

Die Ambivalenz dieser Inszenierung liegt darin begründet, dass sie auf der einen Seite eine selbstbewusste Aneignung klassisch männlicher Insignien praktiziert und damit zu einer Erhöhung von Komplexität und Entnaturalisierung beiträgt. Auf der anderen Seite handelt es sich aber auch um eine Anpassung an die herrschende Geschlechterordnung, indem sie die *toughness*, Zielgerichtetheit, Sachlichkeit, Kompetenz und Rationalität als männlich geprägte Spielregeln anerkennt.

Für das dritte Modell der Subversion/Opposition steht die Performance-Künstlerin *Bridge Markland*, die mit Geschlecht und Geschlechterrollen spielt, diese *parodiert*, damit bewusst macht und entnaturalisiert. Dazu greift sie auf etablierte Zeichenvorräte vergeschlechtlichten Schönheitshandelns zurück, freilich mit umgekehrtem Vorzeichen: nicht weibliche, sondern männliche Insignien wie kurze Haare (oder Glatze), Hüte, Männeranzüge oder auch Schnurrbärte werden imitiert und damit geschlechtlich markiert. Ziel einer solchen expliziten Instrumentalisierung als *drag king*³² ist ein Spiel mit bzw. eine Subversion von Geschlechterrollen, was sich vor allem entlang abweichender soziosexueller Orientierung veranschaulichen lässt. Ziel ist hier eine Entnaturalisierung durch eine Erhöhung von Komplexität mit dem Ziel einer gesellschaftlichen Ent-Institutionalisierung.

Abbildungen:



von links nach rechts: Cindy Crawford, Renate Künast, Bridge Markland

3. Methode: Verunsicherung produzieren

Das letztgenannte Beispiel illustriert die Bedeutung und Verwendungsmöglichkeit von Heteronormativität als analyseleitendes Konzept: Ziel dabei ist die Erschütterung der vielfach noch selbstverständlichen und zur vermeintlichen Natürlichkeit geronnenen Deckungsgleichheit von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität. Zu einer solchen Entselbstverständlichung des Selbstverständlichen bieten sich ethnomethodologische Krisenexperimente an.³³ Man deckt handlungsleitende

Regeln auf, indem man sie bricht. Dies geschieht, indem man Selbstverständliches in Frage stellt – wie ich es am ‚unschuldigen Hinterfragen‘ von Heterosexualität oder der Inszenierung Bridge Marklands gezeigt habe. Man kann dies auch ‚entnaturalisieren‘, ‚ent-selbstverständlichen‘, oder ‚ent-blackboxen‘ nennen. Dahinter steht ein Verfahren, das das diskursive Regime der hetero- und androzentrischen Normalisierung mit seinen Denkkategorien in Unordnung bringt. Ein solches *queering* ist in den *Queer Studies* als Dekonstruktion populär geworden, es stammt aus dem poststrukturalistischen Umfeld des französischen Philosophen Jacques Derrida.³⁴

Im Mittelpunkt steht dabei die Entfaltung von Differenzen, die mit einer Kritik des abendländischen und identifizierenden Denkens einhergeht. Die Methode der Dekonstruktion liegt diesem Programm zugrunde und will das Verdrängte und nicht Gedachte, aber dennoch immer Mitgeführte, freilegen. Dazu muss sie sich in das Innere des Diskurses bzw. des zu dekonstruierenden Feldes begeben und die Hierarchie des Texts (z.B. philosophische Gegensätze) umstürzen:

„Die Dekonstruktion hat notwendigerweise von innen her zu operieren, sich aller subversiven, strategischen und ökonomischen Mittel der alten Struktur zu bedienen.“³⁵

Weil die benannte Seite immer auch die herrschende ist, geht es in der Dekonstruktion um das Herausarbeiten und Benennen von Unterschieden, ohne sie in einer neuen Einheit verschmelzen zu lassen. Dass etwa aus der Gebärfähigkeit von Frauen gesellschaftliche Formen der Kleinfamilie und der Zwangsheterosexualität abgeleitet werden, ist keineswegs zwangsläufig, sondern bereits schon ein Resultat bestehender Machtstrukturen. Dass die Rede von ‚Homosexuellen‘ erst heterosexuelle Identitäten konstruiert, und dass Identitäten zum Schlachtfeld hegemonialer wie auch subversiver Politik geworden sind, dass Geschlechterverhältnisse historisch entstanden, sozial hergestellt und damit auch veränderbar sind, dies aufzuzeigen ist Ziel diskurstheoretischer Textanalysen vor allem philosophischer und literaturwissenschaftlicher Provenienz. Den Endpunkt der Diskussion bilden bislang zum einen Judith Butlers Dekonstruktion von Geschlecht, die Geschlecht nicht als „vordiskursive anatomische Gegebenheit“³⁶ betrachtet, sondern als diskursiv erzeugte Materialisierung, die es zu entnaturalisieren gilt. Zum anderen sind philosophische Provokationen im Umfeld des Poststrukturalismus und der Technoscience wie das „kontrasexuelle Manifest“ von Beatriz Preciado³⁷ zu nennen, die im Anschluss an Butlers Konzept der performativen Identität und vor allem Donna Haraways Cyborgpolitik Sexualität mehr der Technologie als der Naturgeschichte zuschlagen: „Die menschliche Natur“ wird zum Effekt der permanenten Verhandlung der Grenzen zwischen Mensch und Tier, Körper und Maschine.³⁸

Geht es bei diesen Konzepten um die Dezentrierung von Subjekten, richtet sich die Abgrenzung zum einen gegen das Subjekt als mit sich identischem Selbst, das stattdessen als fragmentiert, pluralistisch und im Wandel begriffen wird. Der Hintergrund ist die Skepsis gegenüber Identitätskonzepten aufgrund ihres normativen

und ausschließenden Charakters: Solche rufen Zersplitterung hervor, und „Identität“ als Ausgangspunkt kann niemals den festigenden Grund einer politischen feministischen Bewegung abgeben.⁴³⁹ Das falle – so Butler – nicht mit einer Verneinung des Subjekts zusammen.

„Im Gegenteil: die Dekonstruktion beinhaltet lediglich, daß wir alle Bindungen an das, worauf sich der Terminus ‚Subjekt‘ bezieht, suspendieren und daß wir die sprachlichen Funktionen betrachten, in denen es der Festigung und Verschleierung von Autorität dient. Dekonstruieren meint nicht verneinen oder abtun, sondern in Frage stellen und – vielleicht ist dies der wichtigste Aspekt – einen Begriff wie ‚das Subjekt‘ für eine Wieder-Verwendung oder einen Wieder-Einsatz öffnen, die bislang noch nicht autorisiert waren.“⁴⁴⁰

So fällt auch die Entselbstverständlichung von Körper, Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität als Naturtatsachen nicht mit Verneinung zusammen. Indem sie „eine Voraussetzung infrage stellen“⁴⁴¹, begreifen DekonstruktivistInnen Phänomene als historisch gewordene Effekte von Machtwirkungen (auch wenn sie diesen Anspruch empirisch viel zu selten einlösen). Im Zuge der Dekonstruktion kann man Begriffe noch verwenden, aber sie funktionieren nicht mehr in derselben Weise wie zuvor als selbstverständliche Grundlegungen. Gesellschaftliche AkteurInnen können sie sich auch subversiv wieder aneignen, wenn sie sich selbst etwa als *queer*, *Nigger*, *Kanake*, *Twitter* oder *Krippel* bezeichnen.

4. Politik: Identitäten dekonstruieren oder anerkennen?

Gleichwohl – und das ist schade – tun sich die *Queer Studies* nicht gerade durch einen Hang zur Analyse empirischer Sachverhalte hervor – was sich in den letzten Jahren als deutliches Hindernis für Diagnosen mit auch gesellschaftstheoretischer Relevanz entpuppt hat.⁴⁴² Das macht sich besonders im dritten Standbein von *queer* bemerkbar, nämlich dem Politikverständnis, das zwischen der Vertretung und Verteidigung von Interessen im Gegensatz zu der von Identitäten changiert:

„Als politische Protestbewegung bedeutet queer die Abkehr von einer an Toleranz und Minderheitenrechten orientierten Integrationspolitik. Queere Politik ist ein Versuch, Bündnisse gegen die Herrschaft der Normalisierung nicht auf Identität – die ja Ergebnis dieses bekämpften Regimes ist –, sondern auf politische Solidarität aufzubauen.“⁴⁴³

Dahinter steht eine deutlich artikulierte theoretische Position: *Queer* kritisiert die Festlegung von Politik auf der Grundlage von Identität⁴⁴⁴, *queer* wendet sich gegen vermeintliche, theoretischen Ansprüchen nicht genügende Selbstverständlichkeiten des Alltagswissens⁴⁴⁵, und *queer* grenzt sich von einer Minderheitenpolitik ab.⁴⁴⁶ Noch mehr: *Queer* will sich nicht begrifflich festlegen lassen. So lehnen Annamarie Jagose⁴⁴⁷ und Nikki Sullivan⁴⁴⁸ Definitionen von *queer* strikt ab und betonen die

Flüssigkeit des Konzepts.⁴⁹ Definition hat für sie den negativen Beigeschmack von Schließung und Festlegung. Die Dekonstruktion als queeres Verfahren schlechthin dagegen nehme Kategorien auseinander und halte die Konstituenten offen:

„Queer is by definition *whatever* is at odds with the normal, the legitimate, the dominant. *There is nothing in particular to which it necessarily refers.* It is an identity without an essence.“⁵⁰

Diese Antwort ist ebenso richtig wie (ver)einfach(end). Denn Definitionen mögen festlegen und fixieren, aber eine Nicht-Benennung tut das auch, in der Wissenschaft wie auch in der Politik: Ausschlüsse werden vielleicht intransparent, aber nicht abgeschafft.⁵¹ Und dass im akademischen Kontext sehr wohl darüber entschieden wird, was *queer* ist und was nicht, dafür sorgen bereits die institutionalisierten Organe wie Zeitschriften, Tagungen, Diskussionsforen etc. Hier scheinen wissenschaftsimmanente Grenzen der Verunsicherungsbereitschaft zu liegen: im Vermögen oder Willen, das Geschäft der Dekonstruktion auf sich selbst anzuwenden und die eigenen Grundlagen zu überprüfen. Genau daran aber ist die Einlösung des Anspruchs auf Verunsicherung geknüpft. So hält der queerer Umtriebe unverdächtige Soziologe Pierre Bourdieu fest,

„daß die beste politische Bewegung dazu verurteilt ist, schlechte Wissenschaft zu treiben und am Ende schlechte Politik, wenn es ihr nicht gelingt, ihre subversiven Antriebe in kritische Inspiration umzusetzen, und das zuerst in Beziehung auf sich selbst.“⁵²

Beispielsweise operiert *queer* ebenfalls mit problematischen Dichotomien, wie etwa Assimilation (= konservativ = schlecht) vs. Widerstand (= radikal = gut). Ähnliche Gegenüberstellungen sind schwul/lesbische vs. queere Theorie/Politik; ‚wir‘ vs. ‚sie‘; *queer* vs. heterosexuell.⁵³ *Queer* praktiziert also eine ähnlich hegemoniale Exklusionspolitik wie ihre GegnerInnen, und genau dem muss sich das vermeintlich progressive queere Denken stellen.

Natürlich: Theoretische, methodologische und empirische Defizite sind bei anderen leichter aufzuspüren als in der eigenen Praxis. Aber *Queer*-TheoretikerInnen gehen mit diesem blinden Fleck zu defensiv um, wenn sie mit ihrer Furcht vor begrifflichen Festlegungen lieber in Unverbindlichkeit und begrifflichem Nebel stecken bleiben als klare Aussagen wagen:

„Welche Verwendung wird uns vorgeschrieben werden, und wie kann die Wechselbeziehung zwischen Vorschreibung und Verwendung aussehen, damit die nützlichen Verwendungsformen des Begriffs ‚Identität‘ sich nicht in regulatorische Imperative verwandeln?“⁵⁴

Hier drängt sich der Verdacht auf, dass die mitunter schon penetrante Betonung der Flüssigkeit und die Verweigerung einer begrifflichen Festlegung ein grundlegendes Problem überspielt, nämlich analyseleitende Kategorien überhaupt noch benennen zu können oder zu wollen. Dahinter steckt auch eine Scheu, Aussagen für eine

empirische Überprüfung zu präzisieren bzw. sich empirischer Kritik auszusetzen. Das ist umso gravierender, weil

„sich die innerste Logik der sozialen Welt nur erfassen lässt, wenn man ganz in die Besonderheit einer empirischen, in der Geschichte räumlich und zeitlich bestimmaren Realität eindringt.“⁵⁵

Queere Ansätze dagegen sind überwiegend kulturwissenschaftlich eng geführt, und Kultur wird zum Explanans für fast alles. So bemängeln einige *Queer*-ForscherInnen zu Recht das institutionentheoretische und noch mehr das empirische Defizit der *Queer Studies*.⁵⁶ Ebenfalls fehlen Antworten darauf, ob *queer* als Phänomen der etablierten Mittelklasse zu begreifen ist und wie eine queere Analyse kapitalistischer Verhältnisse aussehen könnte⁵⁷, wie Sexualität und Geschlecht zu den materiellen Bedingungen des patriarchalen und kapitalistischen Systems in Beziehung stehen⁵⁸, wie es um die institutionelle Formierung von Begehren und Identität und die Wechselwirkungen von Wissen, Diskurs und Sozialstruktur⁵⁹ wie auch Rasse⁶⁰ bestellt ist.

Hier fehlt ein gutes Stück Verunsicherungsbereitschaft hinsichtlich der eigenen wissenschaftlichen Praxis. Was etwa machen die *Queer Studies* mit Zurückweisungen von den Personen, die der Theorie entsprechend die Speerspitze emanzipatorischer gesellschaftlicher Bewegungen bilden müssten, nämlich GeschlechtsmigrantInnen – seien es Inter- und Transsexuelle, Transgender, *drags* und *Tunten*? Was tun, wenn sich gerade diese theoretisch mit so viel Beweislast aufgeladenen Personen(gruppen) einer queeren Umarmung und Vereinnahmung entziehen und verweigern und stattdessen lieber auf binäre Geschlechtsidentitäten pochen? Warum sollten sich gerade diese Menschen transgressiver verhalten als andere – wo doch das Gegenteil mindestens ebenso einleuchtet: der Wunsch, ‚normal‘ zu sein und nicht an jeder Straßenecke aufzufallen. Warum ist es so abwegig, dass gerade für diese Gruppen eine Politik auf Grundlage politischer Solidarität ohne Identität als Basis nur schwer vorstellbar ist? Welche Gemeinschaftskonzepte jenseits poststrukturalistischer Dekonstruktionen haben die *Queer Studies* anzubieten? Hier gibt es theoretisch noch einiges zu tun. Vielleicht die Einsicht, dass Identitäten offen gehalten und kontextspezifisch mit Bedeutung gefüllt werden können⁶¹, was etwas anderes ist als die Forderung nach Abschaffung von Identität. Denn Identitäten sind widersprüchliche und ambivalente Voraussetzungen sozialen Seins: konfliktbeladen, riskant und beunruhigend. So sind Identitätskategorien als Ergebnis wiederholter Bezeichnungspraxen natürlich auch Teil komplexer Machtverhältnisse und dienen deren Naturalisierung. So weit so gut. Dennoch muss auch Judith Butler⁶² fast kleinlaut zugestehen, dass für viele Menschen Identitäten mehr sind als zu dekonstruierende Durchgangsstadien und deshalb Identitätsbegriffe weiter verwendet werden müssen – als „Bekenntnis zur strategischen Vorläufigkeit des Zeichens.“⁶³

Selbstredend kann es nicht mehr darum gehen, dem gesunden Menschenverstand für eine wissenschaftliche Analyse zu vertrauen: Die geleistete Dekonstruktion von Kategorien ist nicht zu hintergehen, sondern im Gegenteil weiter zu

treiben. Aber wie? Ein Schritt hierzu scheint mir Nikki Sullivans Vorschlag zu sein, Gemeinschaft eher als Prozess denn als Fixum zu denken: nicht als eine Sammlung von Individuen mit einer geteilten geschlechtlichen Identität oder sexuellen Orientierung, sondern „a more fracturing process that enables difference and diversity and the unknowability of such.“⁶⁴ Auch das ist vage genug und muss sich der empirischen Bodenhaftung erst noch versichern. Wenn queere Wissenschaft *diversity* als Ausdruck des Widerstands gegen Normativität und dominierende kulturelle Werte fordert, könnte eine Möglichkeit darin bestehen, von Problemformulierungen statt von Identitäts- (oder Problem)gruppen auszugehen. Ein Beispiel dafür ist der US-amerikanische Kampf gegen AIDS mit der Koalition von Schwulen, Lesben, Bi- und Transsexuellen, Prostituierten, Bluterkranken, FixerInnen, an AIDS Erkrankten und ihren Angehörigen und GesundheitsarbeiterInnen, wo ein solches Bündnis zumindest ansatzweise funktioniert hat.⁶⁵ Beispiele sind aber auch übergreifende Bündnisse gegen rechtsextreme (und immer auch homophobe) Versammlungen, Wohnprojekte für alte Menschen jenseits von Vereinzelung oder heteronormativer Beziehungskiste oder sogar die Integration von so genannten Minderheiten unter der Flagge von *Managing Diversity* – sei es in profitmaximierenden Unternehmen, die damit nicht nur Imagegewinne erzielen, oder sei es in öffentlichen Verwaltungen, die damit die Zufriedenheit der MitarbeiterInnen erhöhen und den Krankenstand senken. Gemeinsam ist diesen Strategien, von Problemformulierungen und nicht von Identitätskategorien auszugehen und dennoch Geschlecht und Sexualität konstitutiv zu berücksichtigen – „strategisch vorläufig“ (Butler), aber temporär notwendig. Wie tragfähig ist also *queer*? Teresa de Lauretis hatte den Begriff 1991 in die akademische Diskussion gebracht, drei Jahre später hat sie ihn ein Stück weit wieder zurück genommen: Er habe sich zu sehr etabliert und funktioniere nicht mehr als Irritation und Störung. Ist mit der Etablierung und Verbreitung von *queer* auch ein Niedergang des *queerenden* Programms verbunden?⁶⁶ Ich denke, das verunsichernde Potenzial dieser Disziplin, die keine sein will, ist noch längst nicht ausgeschöpft – weder für die Wissenschaft noch für die Gesellschaft. Ein Beispiel dafür ist die in Deutschland vor allem von Grünen und schwulen Lobbyisten als Erfolg gefeierte Institution Homo-Ehe: Ging es vormals um nicht weniger als eine sexuelle Revolution, hat sich dieser Elan beim Kampf um Bürgerrechte mit der rechtlichen Durchsetzung des Lebenspartnerschaftsgesetzes für gleichgeschlechtliche Paare und dem damit verbundenen, gleichermaßen erreichten ‚Recht auf Spießigkeit‘ erschöpft.⁶⁷ *Queer* ist das noch nicht. Im Gegenteil beginnt hier erst die Aufgabe einer *queerenden* Analyse der heteronormativen Institutionen, Machtverhältnisse und Privilegierungsmuster, die dem Kampf für die Homo-Ehe erst Auftrieb gegeben haben – um auf dieser Grundlage möglicherweise alternative Konzepte von Wahlverwandtschaft im Sinne gemeinsamen Lebens und füreinander Sorgens zu entwickeln.⁶⁸ Das könnte dann tatsächlich verunsichern: Wenn Identifikationsfiguren oder Feindbilder als homogene Gruppen einfach wegfallen und statt dessen gesellschaftliche Probleme und Projekte auf die Agenda kommen, zu deren Lösung und Durchsetzung Menschen unterschiedlichster Herkunft, sozialer Lage

und Identifikation Koalitionen bilden – ob es etwa um Alternativen zur Institution Ehe geht, eine geforderte Erweiterung oder Abschaffung der Kategorien ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ in offiziellen Formularen, eine queere Stellungnahme zur Kopftuchdebatte unter Berücksichtigung geforderter Vielfalt vs. heteronormativem Gehalt oder auch zu den Fürs und Widers einer staatlich verordneten Frauenförderung.

Anmerkungen

- 1 Für hilfreiche Tipps, kritisches Weiterdenken und konstruktives Auf-die-Sprünge-helfen danke ich Andrea Bronstering, Christian Dries, Chris Schenk und Dominique Schirmer.
- 2 Das wirft ein nicht zu unterschätzendes Problem auf: Wer gehört (nicht) dazu? Wenn sich *queer* nicht nur auf marginalisierte homosexuelle Praktiken beziehen soll, wie sieht es dann mit der Abgrenzung zu heterosexuellen Abweichungen aus? Dürfen Voyeure, Zuhälter und Pädophile dieses Etikett für sich reklamieren – mit dem Argument der Ausgrenzung aus dem sexuellen Mainstream? An dieser Stelle scheint sich der Bedarf nach einer queeren Ethik aufzudrängen – was theoretisch noch gänzlich ungelöst ist.
- 3 Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001, S. 95-98; Volker Woltersdorf alias Lore Logorrhöe: „Queer Theory und Queer Politics – Einführung und Perspektiven“, in: *Utopie kreativ* 156/2003, S. 914-1023.
- 4 Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003, S. vi.
- 5 Hierzu noch eine begriffliche Vorbemerkung: In der Literatur findet meist der Begriff *Queer Theory* Verwendung (vgl. etwa die Einführungen von Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001; Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003). Ich verwende im Folgenden diese Bezeichnung, wenn es um vorwiegend theoretische Fragen geht. Für darüber hinausgehende methodologische und methodische Überlegungen, disziplinäre Standortbestimmungen sowie empirische Beobachtungen benutze ich den Begriff *Queer Studies*.
- 6 Vgl. dazu Friedrich Nietzsche: „Die mystischen Erklärungen gelten für tief; die Wahrheit ist, dass sie noch nicht einmal oberflächlich sind.“ (Friedrich Nietzsche: „Die fröhliche Wissenschaft („la gaya scienza“)“, in: Giorgio Colli/Mazzino Montinari (Hrsg.): *Friedrich Nietzsche. Kritische Studienausgabe (KSA)*, Band 3, München 1999, Aph. 126) und: „Wer sich tief weiss, bemüht sich um Klarheit; wer der Menge tief scheinen möchte, bemüht sich um Dunkelheit.“ (ebd., Aph. 173)
- 7 Vgl. Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001, S. 13-19 u. S. 98-107; Max H. Kirsch: *Queer Theory and Social Change*, New York/London 2000, S. 32-34; Steven Seidman: „Symposium: Queer Theory/Sociology: A Dialogue“, in: *Sociological Theory* 12/1994, S. 173; Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003, S. 1-22.
- 8 Teresa de Lauretis: „Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities. An Introduction“, in: *Differences* 3/1991, S. 3-18.
- 9 Steven Seidman: „Symposium: Queer Theory/Sociology: A Dialogue“, in: *Sociological Theory* 12/1994, S. 174.
- 10 Michel Foucault: *Überwachen und Strafen*, Frankfurt/M. 1977; Ders.: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*, Frankfurt/M. 1983.
- 11 Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991; Dies.: *Körper von Gewicht*, Frankfurt/M. 1997.
- 12 Eine ausführliche Diskussion dazu bieten David M. Halperin: *Saint Foucault*:

- Towards a gay hagiography*, Oxford 1995, S. 15-125; Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001, S. 107-120; Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003, S. 81-98; Paula-Irene Villa: *Judith Butler*, Frankfurt/M. 2003, S. 102-126.
- 13 Michel Foucault: *Überwachen und Strafen*, Frankfurt/M. 1977, S. 229-238. Zum Normalismus als Teil der herrschenden Sexualkultur vgl. Rüdiger Lautmann: *Soziologie der Sexualität. Erotischer Körper, intimes Handeln und Sexualkultur*, Weinheim/München 2002, S. 368-408, 433-456.
- 14 Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*, Frankfurt/M. 1983.
- 15 Vgl. David M. Halperin: *Saint Foucault: Towards a gay hagiography*, Oxford 1995, S. 38-67.
- 16 Reifizierung bedeutet, dass in die Untersuchung aufgrund ausgebliebener Reflexion hineingetragen wird, was man eigentlich erforschen möchte. Das betrifft beispielsweise die Bedeutungen von Geschlecht für Prozesse wie etwa Professionalisierung, technisches Erfinden oder die Entwicklung sexueller Identität (vgl. Pierre Bourdieu: „Die männliche Herrschaft“, in: Irene Dölling/Beate Kraus (Hrsg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Frankfurt 1997, S. 153-159, 177; Nina Degele/Dominique Schirmer: „Selbstverständlich heteronormativ: zum Problem der Reifizierung in der Geschlechterforschung“, in: Sylvia Buchen/Nena Helfferich/Maja Maier (Hrsg.): *Methodologische Aspekte der Genderforschung in der Informationsgesellschaft*, Opladen, S. 107-122.
- 17 Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991.
- 18 Das ist nicht auf die menschliche Spezies beschränkt: In einer dpa-Meldung vom 5.2.05 (Badische Zeitung) ist zu lesen, dass „vier Pinguin-Damen aus Schweden“ die schwulen Artgenossen im Bremerhavener Zoo verführen sollen – von den drei dort gehaltenen Paaren seien drei schwul. Und dass es sich bei ihnen um Männchen handelt, ergab erst eine DNA-Analyse. Die Chancen indes stehen nicht gut. Denn „Experten“ hätten beobachtet, „das sich homosexuelle Paare in der Tierwelt in der Regel nicht auseinander bringen lassen“.
- 19 Cornelia Ott: „Zum Verhältnis von Geschlecht und Sexualität unter machtheoretischen Gesichtspunkten“, in: Christiane Schmerl/Stefanie Soine/Marlene Stein-Hilbers/Birgitta Wrede (Hrsg.): *Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften*, Opladen 2002, S. 183-193.
- 20 Vgl. als Überblick Judith Butler: *Körper von Gewicht*, Frankfurt/M. 1997, S. 171-197, 309-332; Nina Degele: *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Opladen 2004a, S. 51-58; Richard Dyer: „Heterosexualität“, in: Andy Medhurst/Sally R. Munt (Eds.): *Lesbian and Gay Studies. A Critical Introduction*, London/Washington 1997, S. 261-272; Dieter Haller: „Die Entdeckung des Selbstverständlichen: Heteronormativität im Blick“, in: *kea, Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, Sonderband 14/1996: *Heteronormativität*, S. 1-28; Sabine Hark: „Queer Interventionen“, in: *Feministische Studien* 11/1993, S. 103-109; Chrys Ingraham: „The Heterosexual Imagi-

- nery: *Feminist Sociology and Theories of Gender*“, in: Steven Seidman (Ed.): *Queer Theory/Sociology*, Cambridge/US 1996, S. 145-167; Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001, S. 19-37; Jonathan Ned Katz: *The Invention of Heterosexuality*, New York 1995, S. 1-18, 113-138; Adrienne Rich: „Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz“, in: Dagmar Schulz (Hrsg.): *Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte von Audre Lorde und Adrienne Rich*, Berlin 1993, S. 138-168; Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003, S. 81-98.
- 21 Pierre Bourdieu: *Entwurf einer Theorie der Praxis*, Frankfurt/M. 1976, S. 164f.
- 22 Pierre Bourdieu: „Die männliche Herrschaft“, in: Irene Dölling/Beate Kraus (Hrsg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Frankfurt 1997, S. 187.
- 23 Natürlich muss man hier auch im internationalen Vergleich oder auch schichtspezifisch differenzieren – in Skandinavien etwa sehen die (Arbeits-)verhältnisse anders aus als in Deutschland. Ob aber diese Funktion mit der Aufweichung traditioneller Rollenmuster und der Pluralisierung von Lebensstilen grundlegend an Bedeutung verliert, halte ich nicht für entschieden.
- 24 Vgl. Nina Degele: „Happy together: Soziologie und Gender Studies als paradigmatische Verunsicherungswissenschaften“, in: *Soziale Welt* 54/2003, S. 9-29; Nina Degele: *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Opladen 2004a.
- 25 Ob es sich beim Namensgeber um den deutsch-ungarischen Schriftsteller Karl Maria Kertbeny (Franz X. Eder: *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität*, München 2002, S. 159) oder dem Schweizer Arzt Karoly Maria Benkert (Andreas Kraß: „Queer Studies – eine Einführung“, in: Andreas Kraß (Hrsg.): *Queer Denken*, Frankfurt/M. 2003, S. 14; Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003, S. 2) handelt, ist offen, hier aber nicht entscheidend. Vgl. auch für die USA Jonathan Ned Katz: *The Invention of Heterosexuality*, New York 1995, S. 18f.
- 26 Das war das Ergebnis eines Experiments, das mit einer Videokamera ausgerüstete Studierende eines Seminars zu *Queer Studies* 2002/03 in der Fußgängerzone einer Großstadt durchführten: Sie konfrontierten PassantInnen mit eben dieser Frage nach dem *Warum* von Heterosexualität. Damit unterstellten sie Heterosexualität einerseits als selbstverständlichen Tatbestand, hinterfragten ihn aber zugleich – und produzierten damit Empörung, Unverständnis und Irritation (für diesen Beitrag danke ich Jennifer Jäckel, Claudia Münzing und Saša Vukadinović).
- 27 Nina Degele: *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Opladen 2004a.
- 28 Vgl. Nina Degele: „Ganz schön inszeniert. Überlegungen zu Heteronormativität und Schönheitshandeln“, in: *Feministische Studien* 22/2004b, S. 6-21.
- 29 Vgl. als Überblick Nina Degele: *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Opladen 2004a, S. 24-29.
- 30 Das ist sicherlich der heikelste Punkt. Denn eine Erhöhung von Komplexität ist an Entschleunigung, an Interesse und auch an Wissen gebunden – was

- angesichts der zu beobachtenden Tendenzen sich modernisierender Wissensgesellschaften eher unwahrscheinlich ist. Für diesen Hinweis danke ich Chris Schenk.
- 31 Vgl. Stefan Hirschauer: „Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung“, in: Bettina Heintz (Hrsg.): *Geschlechtersoziologie, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 41/1993, Opladen, S. 208-235.
 - 32 *Drag kings* inszenieren Männlichkeit in stilisierender Weise, indem sie sich wie Männer kleiden und verhalten (Thomas Piontek: „Drag Kings und die Performanz des postmodernen Geschlechts“, in: *Testcard. Beiträge zur Popgeschichte. Themenschwerpunkt Gender im Pop*, Mainz, 2000, S. 178-185).
 - 33 Harold Garfinkel: *Studies in ethnomethodology*, Englewood Cliffs 1967.
 - 34 Vgl. Peter V. Zima: *Die Dekonstruktion*, Tübingen/Basel 1994, S. 34-72; Birgit Wartenpohl: „Destruktion – Konstruktion – Dekonstruktion. Perspektiven für die feministische Theorieentwicklung“, in: Ute Luise Fischer (Hrsg.): *Kategorie: Geschlecht?*, Opladen 1996, S. 191-209. Ein darüber hinausgehenden Potenzial des systematischen Vergleichs von Problemen und Problemlösungen bietet die in der konstruktivistischen Systemtheorie beheimatete funktionale Analyse. Sie erlaubt – das ist der entscheidende Gewinn für die *Queer Studies* –, dass die Frage nach Wesen und inhaltlicher Bestimmung von Geschlecht und Sexualität von der Frage nach den Bedingungen ihres Auftauchens und ihrer Funktionsweise abgelöst wird. Vgl. dazu Nina Degele: „Happy together: Soziologie und Gender Studies als paradigmatische Verunsicherungs- und Aufklärungswissenschaften“, in: *Soziale Welt* 54/2003, S. 9-29.
 - 35 Jacques Derrida: *Grammatologie*, Frankfurt/M. 1974, S. 45.
 - 36 Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991, S. 26.
 - 37 Beatriz Preciado: *Kontrasexuelles Manifest*, Berlin 2003.
 - 38 Donna Haraway: Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften, in: *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt/M./New York 1995, S. 33-72.
 - 39 Judith Butler: „Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘“, in: Seyla Benhabib/Judith Butler/Drucilla Cornell/Nancy Fraser (Hrsg.): *Der Streit um die Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, Frankfurt/M. 1993, S. 49.
 - 40 Ebd., S. 48.
 - 41 Ebd., S. 52.
 - 42 Vgl. Steven Epstein: „Sociology and the Study of Sexuality“, in: Steven Seidman (Ed.): *Queer Theory/Sociology*, Cambridge/US 1996, S. 145-167; Max H. Kirsch: *Queer Theory and Social Change*, New York/London 2000, S. 34-37 und Steven Seidman: „Symposium: Queer Theory/Sociology: A Dialogue“, in: *Sociological Theory* 12/1994, S. 166-177.
 - 43 Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001, S. 11f.
 - 44 Sabine Hark: „Queer Interventionen“, in: *Feministische Studien* 11/1993, S. 103-109.
 - 45 Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001, S. 129-136.

- 46 Steven Seidman: „Symposium: Queer Theory/Sociology: A Dialogue“, in: *Sociological Theory* 12/1994, S. 174.
- 47 Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001, S. 13f.
- 48 Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003, S. 43.
- 49 Max H. Kirsch: *Queer Theory and Social Change*, New York/London 2000, S. 34-37.
- 50 David M. Halperin: *Saint Foucault: Towards a gay hagiography*, Oxford 1995, S. 62.
- 51 Alan McKee: „Resistance is hopeless: assimilating queer theory“, in: *Social Semiotics* 9/1999, S. 235-250.
- 52 Pierre Bourdieu: „Die männliche Herrschaft“, in: Irene Dölling/Beate Kraus (Hrsg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Frankfurt 1997, S. 215; vgl. auch S.154f., 166.
- 53 Vgl. Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003, S. 46-48.
- 54 Judith Butler: „Imitation und die Auf-sässigkeit der Geschlechtsidentität“, in: Sabine Hark (Hrsg.): *Grenzen lesbischer Identitäten*, Berlin 1996, S. 19.
- 55 Pierre Bourdieu: *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*, Frankfurt/M. 1998, S. 14.
- 56 Max H. Kirsch: *Queer Theory and Social Change*, New York/London 2000, S. 43-45; Joshua Gamson: „Must Identity Movements Self-Destruct?“, in: Steven Seidman (Ed.): *Queer Theory/Sociology*, Cambridge/US 1996, S. 395-420.
- 57 Max H. Kirsch: *Queer Theory and Social Change*, New York/London 2000, S. 38-40.
- 58 Chrys Ingraham: „The Heterosexual Imaginary: Feminist Sociology and Theories of Gender“, in: Steven Seidman (Ed.): *Queer Theory/Sociology*, Cambridge/US 1996, S. 145-167.
- 59 Steven Seidman: „Symposium: Queer Theory/Sociology: A Dialogue“, in: *Sociological Theory* 12/1994, S. 166-177.
- 60 Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003, S. 57-80.
- 61 Steven Seidman: „Symposium: Queer Theory/Sociology: A Dialogue“, in: *Sociological Theory* 12/1994, S. 173.
- 62 Judith Butler: *Körper von Gewicht*, Frankfurt/M. 1997, S. 314.
- 63 Judith Butler: „Imitation und die Auf-sässigkeit der Geschlechtsidentität“, in: Sabine Hark (Hrsg.): *Grenzen lesbischer Identitäten*, Berlin 1996, S. 24.
- 64 Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003, S. 148.
- 65 Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001, S. 121-124.
- 66 Vgl. Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001, S. 95-167; Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003, S. 37-56.
- 67 Nina Degele/Christian Dries/Anne Stauffer: „Rückschritt nach vorn – Soziologische Überlegungen zu ‚Homo-Ehe‘, Staat und queerer Liebe“, in: Polymorph (Hrsg.): *Transgender in politischer Perspektive*, Berlin 2002. S. 137-152. Dabei ist auch der feministische Einwand nicht zu vernachlässigen, *queer* habe bislang die Geschlechterpolitik weitgehend ignoriert und statt dessen würden Frauen und Lesben der queeren Gemeinde einfach nur zugeschlagen werden, um das schwule Programm ungestört fortzuführen.

ren. Hinter der mit *queer* implizierten Geschlechterneutralität verbirgt sich dann der aus Politik und Wissenschaft bekannte Androzentrismus, der Frauen und Lesben zum Verschwinden bringt.

68 Zum Konzept der Wahlverwandtschaft vgl. Christina Schenk: „Lebensweisenpo-

litik — die Alternative zur ‚Homo-Ehe‘“, in: Ayla Satilmis/Telse Jacobs (Hrsg.): *Feministischer Eigensinn. Kompaß für Politik und ihre Wissenschaft*, Hamburg 2001, S. 130-139.

Literatur

- Bourdieu, Pierre:** *Entwurf einer Theorie der Praxis*, Frankfurt/M. 1976.
- Bourdieu, Pierre:** „Die männliche Herrschaft“, in: Irene Dölling/Beate Kraus (Hrsg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Frankfurt/M. 1997, S. 153-217.
- Bourdieu, Pierre:** *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*, Frankfurt/M. 1998.
- Butler, Judith:** *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991.
- Butler, Judith:** „Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘“, in: Seyla Benhabib/Judith Butler/Drucilla Cornell/Nancy Fraser (Hrsg.): *Der Streit um die Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, Frankfurt/M. 1993, S. 31-58.
- Butler, Judith:** „Imitation und die Auf-sässigkeit der Geschlechtsidentität“, in: Sabine Hark (Hrsg.): *Grenzen lesbischer Identitäten*, Berlin 1996, S. 15-37.
- Butler, Judith:** *Körper von Gewicht*, Frankfurt/M. 1997.
- Degele, Nina:** „Happy together: Soziologie und Gender Studies als paradigmatische Verunsicherungswissenschaften“, in: *Soziale Welt* 54/2003, S. 9-29.
- Degele, Nina:** *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Opladen 2004a.
- Degele, Nina:** „Ganz schön inszeniert. Überlegungen zu Heteronormativität und Schönheitshandeln“, in: *Feministische Studien* 22/2004b, S. 6-21.
- Degele, Nina/Dries Christian/Stauffer Anne:** „Rückschritt nach vorn – Soziologische Überlegungen zu ‚Homo-Ehe‘, Staat und queerer Liebe“, in: Polymorph (Hrsg.): *Transgender in politischer Perspektive*, Berlin 2002, S. 137-152.
- Degele, Nina/Dominique Schirmer:** „Selbstverständlich heteronormativ: zum Problem der Reifizierung in der Geschlechterforschung“, in: Sylvia Buchen/Nena Helfferich/Maja Maier (Hrsg.): *Methodologische Aspekte der Genderforschung in der Informationsgesellschaft*, Opladen 2004, S. 107-122.
- Lauretis, Teresa de:** „Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities. An Introduction“, in: *Differences* 3/1991, S. 3-18.
- Derrida, Jacques:** *Grammatologie*, Frankfurt/M. 1974.
- Dyer, Richard:** „Heterosexuality“, in: Andy Medhurst/Sally R. Munt (Eds.): *Lesbian and Gay Studies. A Critical Introduction*, London/Washington 1997, S. 261-272.
- Eder, Franz X.:** *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität*, München 2002.
- Epstein, Steven:** „Sociology and the Study of Sexuality“, in: Steven Seidman (Ed.): *Queer Theory/Sociology*, Cambridge/US 1996, S. 145-167.
- Foucault, Michel:** *Überwachen und Strafen*, Frankfurt/M. 1977.
- Foucault, Michel:** *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*, Frankfurt/M. 1983.
- Gamson, Joshua:** „Must Identity Movements Self-Destruct?“, in: Steven Seid-

- man (Ed.): *Queer Theory/Sociology*, Cambridge/US 1996, S. 395-420.
- Garfinkel, Harold:** *Studies in ethnomethodology*, Englewood Cliffs 1967.
- Haller, Dieter:** „Die Entdeckung des Selbstverständlichen: Heteronormativität im Blick“, in: *kea, Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, Sonderband 14/1996: *Heteronormativität*, S. 1-28.
- Halperin, David M.:** *Saint Foucault: Towards a gay hagiography*, Oxford 1995.
- Haraway, Donna:** „Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften“, in: *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt/M./New York 1995, S. 33-72.
- Hark, Sabine:** „Queer Interventionen“, in: *Feministische Studien* 11/1993, S. 103-109.
- Hirschauer, Stefan:** „Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung“, in: Bettina Heintz (Hrsg.): *Geschlechtersoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 41/1993, Opladen, S. 208-235.
- Ingraham, Chrys:** „The Heterosexual Imaginary: Feminist Sociology and Theories of Gender“, in: Steven Seidman (Ed.): *Queer Theory/Sociology*, Cambridge/US 1996, S. 145-167.
- Jagose, Annamarie:** *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001.
- Katz, Jonathan Ned:** *The Invention of Heterosexuality*, New York 1995.
- Kirsch, Max H.:** *Queer Theory and Social Change*, New York/London 2000.
- Kraß, Andreas:** „Queer Studies – eine Einführung“, in: Andreas Kraß (Hrsg.): *Queer Denken*, Frankfurt/M. 2003, S. 7-28.
- Lautmann, Rüdiger:** *Soziologie der Sexualität. Erotischer Körper, intimes Handeln und Sexualkultur*, Weinheim/München 2002.
- McKee, Alan:** „Resistance is hopeless: assimilating queer theory“, in: *Social Semiotics* 9/1999, S. 235-250.
- Nietzsche, Friedrich:** „Die fröhliche Wissenschaft („la gaya scienza“)“, in: Giorgio Colli/Mazzino Montinari (Hrsg.): *Friedrich Nietzsche. Kritische Studienausgabe (KSA)*, Band 3, München 1999, S. 343-651.
- Ott, Cornelia:** „Zum Verhältnis von Geschlecht und Sexualität unter machtheoretischen Gesichtspunkten“, in: Christiane Schmerl/Stefanie Soine/Marlene Stein-Hilbers/Birgitta Wrede (Hrsg.): *Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften*, Opladen 2002, S. 183-193.
- Piontek, Thomas:** „Drag Kings und die Performanz des postmodernen Geschlechts“, in: *Testcard. Beiträge zur Popgeschichte. Themenschwerpunkt Gender im Pop*, Mainz 2000, S. 178-185.
- Preciado, Beatriz:** *Kontrasexuelles Manifest*, Berlin 2003.
- Rich, Adrienne:** „Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz“, in: Dagmar Schulz (Hrsg.): *Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte von Audre Lorde und Adrienne Rich*, Berlin 1993, S. 138-168.
- Schenk, Christina:** „Lebensweisenpolitik – die Alternative zur ‚Homo-Ehe‘“, in: Ayla Satilmis/Telse Jacobs (Hrsg.): *Feministischer Eigensinn. Kompaß für*

Politik und ihre Wissenschaft, Hamburg 2001, S. 130-139.

Seidman, Steven: „Symposium: Queer Theory/Sociology: A Dialogue“, in: *Sociological Theory* 12/1994, S. 166-177.

Sullivan, Nikki: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003.

Villa, Paula-Irene: *Judith Butler*, Frankfurt/M. 2003.

Wartenpfehl, Birgit: „Destruktion – Konstruktion – Dekonstruktion. Per-

spektiven für die feministische Theorieentwicklung“, in: Ute Luise Fischer (Hrsg.): *Kategorie: Geschlecht?*, Opladen 1996, S. 191-209.

Woltersdorf, Volker alias **Lore Logorrhöe:** „Queer Theory und Queer Politics – Einführung und Perspektiven“, in: *Utopie kreativ* 156/2003, S. 914-1023.

Zima, Peter V.: *Die Dekonstruktion*, Tübingen/Basel 1994.

Zurück zur Zukunft

Generationen des Feminismus oder „Transgender-Feminismus und die Evolution des Clownfischs“*

Zwei im Jahr 2004 in der Zeitschrift *New York* veröffentlichte Artikel sind für all diejenigen von Interesse, die die Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft von *queer genders*, lesbischen Repräsentationen und Feminismus verfolgen. Im ersten Artikel, der Titelstory, erklärt die Autorin Kera Bolonik, dass die neue Fernseh-Serie „The L Word“ Bilder von Frauen zeige, die entschieden „not your mother’s lesbians“¹ sind!

Ariel Levy thematisiert in einem weiteren Artikel derselben Ausgabe das neue Phänomen der „*boi*“ *culture*² und will den LeserInnen verdeutlichen, warum „some young lesbians are going beyond feminist politics, beyond androgyny, to explore a new generation of sex roles“³, wie es in der Kurzdarstellung heißt. „The L Word“ und die *boi culture* inszenieren sich beide im Sinne einer ödipalen Verschiebung (*Oedipal displacement*) jener älteren Modelle von queerer und insbesondere lesbischer Kultur, die dringend einer Erneuerung bedürfen. Die schicken Lippenstiftlesben in „The L Word“ sind offensichtlich nicht „your mother’s lesbians“⁴, weil sie gut aussehen, ehrgeizig, vermögend, trendy und kosmopolitisch sind und Kinder (er)zeugen. Die modebewussten *bois* in Clubs wie dem „Meow Mix“ in New York und dem „The Lex“ in San Francisco haben sich auf ähnliche Weise „beyond feminism“⁵ entwickelt, weil sie „young, hip, sex positive, a little masculine and ready to rock“⁶ sind. Eine *boi* beschreibt das Verhältnis von *bois* zu *butches* als generationsbedingt, was sich darin äußert, dass *bois* ihrer Meinung nach an Spaß und Sex interessiert sind, während *butches* ‚erwachsen‘ sind: „If you’re a butch, you’re grown-up. You’re man of the house“.⁷

Was sollen wir von diesen neuen Formen *trans*- und lesbischer Kultur halten? Warum wird Feminismus als eine peinliche Mutter gesehen, die beiseite geschoben werden muss, bzw. als eine humorlose *butch*-Tante, die der Suche nach Lust und Vergnügen im Wege steht? Können der queeren Kultur und dem Feminismus andere Modelle von Generationalität, Temporalität und politischem Handeln zugänglich gemacht werden?

Der Behauptung, dass die heutigen Lippenstiftlesben (*lipstick lezzies*) nicht wie die Lesben aus der Zeit ihrer Mütter sind, liegt genau dieser ödipale Rahmen des Generationenwechsels zugrunde. Und tatsächlich hat dieser ödipale Rahmen alle anderen Arten, über die Entwicklung feministischer Politiken nachzudenken, erstickt. Ausgehend von *Women's-Studies*-Professorinnen, die ihre Studentinnen als ihre ‚Töchter‘ betrachten, bis hin zu Feministinnen der neuesten Generation, die frühere Aktivistinnen für ernsthaft ‚*out of touch*‘ halten, zerstören ödipale Dynamiken und ihre Familienbegrifflichkeiten die potenzielle Entwicklung eines starken Feminismus. Viele *Women's Studies Departments* in den USA schlagen sich derzeit mit dem Vermächtnis zerrütteter Verhältnisse ödipal geprägter Generationenmodelle herum. In einigen dieser Institute werden die ödipalen Dynamiken zudem in einen ethniserten und sexualisierten Kontext gestellt, was dazu führen kann, dass eine ältere Generation – meist bestehend aus weißen Frauen – einer jüngeren Generation von oft queeren *women of color* zugleich zu Stellen verhilft als auch deren Karriere behindert. Das gesamte Modell des ‚Weitergebens‘ von Wissen von der Mutter zur Tochter ist recht eindeutig in sowohl weißer als auch geschlechtlicher und Heteronormativität angelegt. Angesichts dieser ethniserten und heterosexualisierten Differenzierung kommt das System unausweichlich zum Stillstand. Und während die ‚Mütter‘ aufgrund des offensichtlichen Unwillens der Frauen, die von ihnen eingestellt wurden, um ihre Forschungsrichtung weiterzuführen, zunehmend frustrierter werden, kämpfen die ‚Töchter‘ darum, den älteren Frauen zu zeigen, dass regulierende Systeme in eben diese Paradigmen eingebettet sind, die die älteren so hartnäckig weitergeben wollen. Das weit verbreitete Modell der *Women's Studies* als einer Mutter-Tochter-Dynamik ähnelt ironischerweise patriarchalen Systemen insofern, als es die Mutter als Ort der Geschichte, Tradition und Erinnerung begreift und die Tochter als Erbin eines statischen Systems, das sie entweder unverändert akzeptieren oder vollständig ablehnen muss.

Eve K. Sedgwick schlägt eine Methode vor, durch welche queere Kulturen es geschafft haben, den erdrückenden reproduktiven Logiken ödipaler Temporalität auszuweichen. In einem Aufsatz über die Gefahr paranoider Wissensproduktion (*paranoid knowledge production*) macht Sedgwick auf den zeitlichen Rahmen aufmerksam, in dem paranoides Denken stattfindet. Indem sie argumentiert, dass Paranoia vorausahnend funktioniert, dass es sich dabei um eine Lesart handelt, die „closely tied to a notion of the inevitable“⁸ ist, macht Sedgwick uns deutlich, dass paranoide Lesarten und Relationen charakterisiert sind durch

„a distinctly Oedipal regularity and repetitiveness: it happened to my father's father, it happened to my father, it is happening to me, and it will happen to my son, and it will happen to my son's son.“⁹

Sedgwick behauptet, dass sich queeres Leben im Unterschied dazu auf andere Art und Weise entfaltet. Sie schreibt: „But isn't it a feature of queer possibility ... that our generational relations don't always proceed in this lockstep?“¹⁰ Während heterosexuelle Beziehungen an sich offensichtlich nicht an „regularity and

repetitiveness⁶¹¹ gebunden sind, tendiert die bürgerliche Familienmatrix mit ihrer Betonung von Abstammung, Vererbung und Generationalität dazu, den Zeitfluss entweder als ununterbrochene Kontinuität oder aber als kompletten Bruch darzustellen. Indem verschiedene Generationen des Feminismus als miteinander relativ unvereinbar dargestellt werden, beteiligen sich sowohl junge als auch ältere Feministinnen an paranoiden Interaktionsmodellen.

Die Stabilität heteronormativer Zeit- und Transformationsmodelle hat Auswirkungen auf alle Bereiche sozialen Wandels. Wenn wir – wie J. K. Gibson-Graham¹² in ihrer feministischen Kritik an der politischen Ökonomie aufzeigen – Kapitalismus, das Heteropatriarchat und rassistische Wirtschaftsstrukturen (*racist economies*) als totalisierend, unausweichlich, lückenlos und undurchlässig betrachten, dann haben wir „little possibility of escape“¹³ und es wird kaum eine Möglichkeit geben, uns Zugang zu einem „non-capitalist imaginary“¹⁴ zu verschaffen. Außerdem argumentiert Roderick Ferguson in einem großartigen neuen Buch zur „queer of color critique“¹⁵, dass die normativen zeitlichen und räumlichen Rahmen des historischen Materialismus ironischerweise eine Kongruenz zwischen marxistischen und bürgerlichen Definitionen von ‚Zivilisation‘ erzwungen haben, die beide ethniserte (*racialized*), nicht-normative Sexualitäten als archaisch (*anterior*) entwerfen und sie als Zeichen von Unordnung (*disorder*) und sozialem Chaos innerhalb eines ansonsten stabilen sozialen Systems begreifen. Die Zufälligkeit queerer Relationen, ihre Unsicherheit, Irregularität und sogar Perversität versprechen neue Modelle der Gestaltung von Generationenverhältnissen.

Ich möchte einige dieser Modelle skizzieren und dabei zeigen, in welche populären und queeren Kulturformen und -praktiken sie aktiv eingebunden sind. Während wir queere Arten von Temporalität erforschen, hoffe ich eklektische Wege zu finden, um 1.) historische, politische und kulturelle Informationen zwischen verschiedenen Generationen von Feministinnen zu teilen und anzufechten, 2.) der Versuchung zu widerstehen, uns selbst über ein weites historisches Spektrum zu reproduzieren und den Nutzen und sogar den Erfindungsreichtum politischer und kultureller Praktiken zu erkennen, die aus völlig unterschiedlichen historischen Kontexten hervorgehen, und schließlich um 3.) die normativen zeitlichen Logiken von Fortschritt, Zerfall, Ablösung, Austausch und nachträglicher Erkenntnis abzulehnen und stattdessen andere mögliche nicht-ödpale Logiken anzuerkennen, die einen Fokus auf das Vergängliche, das Augenblickliche, das Überraschende, auf Gleichzeitigkeit, Widersprüchlichkeit und den Austausch zwischen den Generationen legen. Zurück in die Zukunft zu gehen, könnte bedeuten, jenes Modell des Feminismus abzulehnen, das Generationenbeziehungen im Sinne von Mutter-Tochter-Bindungen und -Konflikten versteht; es könnte bedeuten in einer alternativen Herangehensweise an die Vergangenheit alternative Zukunftsentwürfe zu erkennen; es könnte anstelle eines vorwegnehmenden paranoiden Schemas, innerhalb dessen alle Ursachen und Ergebnisse schon im Voraus bestimmt sind, ein Moment der Überraschung einführen.

In meinem Buch *In a Queer Time and Place*¹⁶ argumentiere ich, dass queere Temporalitäten aus denjenigen Spezifizierungen von Leben hervorgehen, die jen-

seits der hetero-produktiven Matrix gelebt werden. Dabei beschreibe ich queere Subkulturen als einen queeren Ort, innerhalb dessen normative Verständnisse von Zeit (*temporal modes*) aufgerüttelt werden und aus dem verschiedene Modelle von Erwachsensein, Reife (*maturity*) und feministischer Praxis hervorgehen. Wenn eine multi-ethnische (*multi-racial*) Punkband wie beispielsweise *Tribe 8* einen Song wie „Frat Pig“ aufführt und währenddessen auf der Bühne die rituelle Kastration eines Dildos vornimmt, stellt die Band damit eine Verbindung zu früheren Modellen des radikalen Feminismus wie dem von Valerie Solanas her, aber sie wendet sich gleichzeitig auch von pazifistischen Formen des Feminismus ab, indem sie eine bedrohliche Zukunft ausmalt, eine mit Potenzial für feministische Gewalt. *Tribe 8* bricht die unnütze Binarität zwischen *your mother's and not your mother's lesbian* auf – mit ihren Tätowierungen und Narben, ihren alternativen Geschlechtern (*genders*), ihrer Vermischung von *femme guitar heroics* mit *butch rock star antics* erinnert uns *Tribe 8* daran, dass feministische Generationalität mehr bedeutet als die Dichotomie von Assimilation versus Separatismus. Wenn die 42-jährige weiße *butch* Breedlove ihr Shirt auszieht, sich inmitten der Show von *Tribe 8* einen Dildo umschnallt und sich von einem männlichen Fan einen blasen lässt, bevor sie den Dildo in Stücke zerhackt, und wenn die 40-jährige asiatisch-amerikanische *femme* Gitarristin Leslie Mah ein langes Gitarrensolo in Rock und Springerstiefeln aufführt, verleihen sie damit dem *ge-genderten* (*gendered*) und *ge-sexten* (*sexed*) Körper, dem alternenden Körper, dem männlichen und weiblichen Körper und dem ethnisierten (*raced*) Körper neue Bedeutung und inszenieren Feminismus somit als genau diese Neuordnung von Zeit, Körper (*flesh*) und Weiblichkeit. Während Leslie Mah und Silas Flipper Gitarre spielen und Punk neu erfinden, spielt Breedlove wortwörtlich den Dildo und erschafft so das symbolische Terrain der Geschlechterpolitik neu. Der Dildo kann nicht im Rahmen von ‚schlafenden‘ Erzählungen von Penisneid oder Kastrationsangst gesehen werden. Stattdessen ist er ein Zeichen des *Transgender*-Feminismus; einem *transgenderism*, der seit der Veröffentlichung von *Gender Trouble*¹⁷ sowohl als Stigma des Feminismus (die Männer hassende *butch* und die kastrierende *femme*) als auch als eines seiner potenziellen Ergebnisse (ein Entkommen aus den Einschränkungen normativer und hegemonialer Weiblichkeit und Männlichkeit) verstanden wird.

Ich denke, dass es Performance-Künstlerinnen und -Künstlern in queeren Subkulturen gelingt, *gender* neu zu definieren, indem sie die zeitliche Logik der normativen Verkörperung umordnen. Sie stellen Identität nicht als eine fließende, flexible und nicht festgelegte Kategorie dar (wie es beispielsweise das vorherrschende Bild für lesbisches Begehren in einer TV-Serie wie „The L Word“ ist). Queere Subkulturen verstehen ihre gelebten Identitäten und das Wissen, das sie produzieren, vielmehr als absolut zufällig, riskant, bewusst peripher, kurzzeitig, als etwas, das eher innerliche Widersprüchlichkeit denn äußere Mehrdeutigkeit betont und in Verbindung zu dem steht, was davor kam und produktiv ist für das, was kommt. Allerdings bleibt diese Identifizierungsweise weder der Vergangenheit noch der Zukunft verpflichtet. Wie der Artikel zu „*bois*“ andeutet, den ich bereits hier

diskutiert habe, verdeutlicht der *Transgender*-Körper teilweise die Ambivalenz des Wechsels und der Transformation, was feministische *communities* und feministische Modelle zu Zeit und Überlieferung in Frage stellt. Sowohl in queeren *communities* als auch in feministischen Diskursen wurden Feminismus und *Transgender*-Identitäten als miteinander unvereinbare Konzepte betrachtet – insbesondere wenn wir über den Wechsel von weiblicher zu männlicher Identität und über queere Konzepte weiblicher Männlichkeit sprechen, erscheint der *Transgender*-Körper zeitweise als Verrat an bestimmten feministischen Überzeugungen und ihrem Einfluss auf spezielle Weiblichkeitsvorstellungen.

Darüber hinaus wurde der *Transgender*-Körper zum Symbol der Zersplitterung eines verfrüht vereinheitlichten Verständnisses von Weiblichkeit und weiblicher Verkörperung. In der Tat ist *transgenderism* ein spannender Ort, an dem Generationenkämpfe innerhalb der breiten Bevölkerung sichtbar werden. *Transgender*-Charaktere erscheinen häufig in beliebten Mainstream-Filmen, um Brüche, nicht voraussagbare Veränderungen und seltsame Störungen der heteronormativen Ordnung anzuzeigen. *FTMs* und *MTFs*¹⁸ stellen Konzeptionen von stabiler Identität, stabilen Generationen, stabilem *gender* und stabiler Allgemeinheit in Frage.

Populärkultur produziert, oft unbewusst und zufällig, eine Vielzahl von abwegigen und abnormalen Erzählungen über Zugehörigkeit, Verwandtschaft und Entwicklung, und häufig werden diese Erzählungen mit *Transgender*-Charakteren assoziiert. Ein komischer kleiner Animationsfilm aus dem Jahr 2003 beispielsweise stellt *queerness*, sogar *transgender queerness*, auf eine Weise dar, die für uns hilfreich sein könnte, während wir nach einer subtileren und weniger ödipalen Art der Zeitbestimmung suchen. *Finding Nemo*¹⁹ erzählt die Geschichte einer Clownfischfamilie, die zu Beginn des Filmes auf tragische Weise von einem hungrigen Hai zerstört wird. Sowohl der Mutterfisch als auch fast alle Eier werden vom Hai gefressen. Zurück bleiben ein extrem verängstigter Vaterfisch, Marlin, und ein kleiner, leicht behinderter Fisch (eine seiner seitlichen Flossen ist zu klein geraten), Nemo. Marlin, dessen Stimme in der amerikanischen Originalversion von Albert Brooks²⁰ gesprochen wird, ist aufgrund des traumatischen Erlebnisses in Bezug auf Nemos Sicherheit übermäßig ängstlich, fast paranoid. Vollkommen nervös, sogar hysterisch, versucht er Nemo vor allen möglichen Gefahren zu bewahren. Bald hat Nemo genug vom Verhalten seines Vaters und schwimmt – in einer Art ödipaler Rebellion – rücksichtslos in die offene See. Er wird jedoch sogleich im Netz eines Tauchers gefangen und landet in einem Aquarium einer Zahnarztpraxis im australischen Sydney. Marlin, der seine extremen Befürchtungen nun bestätigt sieht, beginnt wie besessen die Suche nach seinem verlorenen Sohn und schwimmt Richtung Sydney. Nachdem er ihn finden und befreien kann, initiiert er zusammen mit Nemo einen Fischaufstand gegen die Fischer. Zusammen erarbeiten sie eine alternative, nicht-ödipale, nicht auf Verlustängsten basierende Art der Zusammengehörigkeit.

Wie in *Chicken Run*²¹, einem Film-Cartoon über intellektuelle Freilandhühner, vereint *Finding Nemo* eine Familiengeschichte mit einem erfolgreichen, kollekti-

ven Aufstand gegen Ausbeutung, Sklaverei, Zwangsarbeit und Kommodifikation. Und wie auch *Dude, Where's my Car?*²² und *50 First Dates*²³, thematisiert *Finding Nemo* gleichzeitig die Grenzen ‚maskulinistischer‘ Formen des Wissens und offenbart Vergessen als ein mächtiges Hindernis für kapitalistische und patriarchale Überlieferungsformen (Vergesslichkeit bricht die Reproduktion des Dominanten in diesen Filmen tatsächlich auf). *Finding Nemo* zeigt darüber hinaus eine Art queerer Kooperation: Ein sehr hilfsbereiter Blaufisch namens Dory, welcher im Amerikanischen von der bekannten, queeren Schauspielerin Ellen Degeneres²⁴ synchronisiert wird, stellt die wichtigste Komponente für den Drang nach Freiheit und den Versuch einer neuen Art von Verwandtschaft, Identität und Kollektivität dar. Dory begleitet Marlin auf der Suche nach Nemo. Sie leidet an einem Verlust des Kurzzeitgedächtnisses und kann sich deswegen nur zeitweise daran erinnern, was der Grund für den gemeinsamen Weg mit Marlin nach Australien ist. Ihre ungewöhnliche zeitliche Wahrnehmung führt eine Absurdität in die sonst eher ‚straighte‘ Erzählung ein und verwischt alle zeitlichen Interaktionen. Während Dory Marlin ihr Gedächtnisproblem erläutert, erwähnt sie, dass sie davon ausgeht, das Problem hätte sie von ihrer Familie geerbt. Ein andermal jedoch kann sie sich gar nicht an ihre Familie erinnern. Dementsprechend weiß sie nicht, was der Auslöser ihrer Krankheit ist. Durch die mangelnde Erinnerung an ihre Familie, ihre Gefangenschaft in der Gegenwart, ihren flüchtigen Sinn für Wissen und das fehlende Bewusstsein für den Kontext, wird Dory zu einem faszinierenden Vorbild für queere Zeitkonzepte (Verlust des Kurzzeitgedächtnisses und queere Wissenspraxis) und nicht-familiengebundene Verwandtschaft beziehungsweise Solidarität. Obwohl Dory Marlin hilft, ohne ihn zu begehren, obwohl sie Nemo findet, ohne ihn zu bemuttern und eine Reise ohne Ziel beginnt, ist Dory für uns ein interessantes Beispiel für eine Art der Kooperation, die nicht in Abhängigkeit von Bezahlung oder Verwandtschaftsbündnissen steht. Dory schwimmt wortwörtlich neben einer zerstörten Familie her, ohne Teil von ihr zu werden und sie hilft, familiäre Bündnisse herzustellen, ohne überhaupt von der Vater-Sohn-Beziehung zwischen Marlin und Nemo zu wissen. Dass es sich hier um Vater und Sohn handelt, ist für Dory kaum von Bedeutung: Genauso gut könnten Nemo und Marlin Liebhaber, Brüder, Fremde oder Freunde sein.

Ich stelle hier speziell den Film *Finding Nemo* in den Mittelpunkt, weil ich der Auffassung bin, dass Populärkultur, besonders nicht ernsthafte und unsachliche Populärkultur, Erzählungen und Bilder anbietet, die zum Nachdenken anregen, um „non-capitalist imaginaries“²⁵, wie J.K. Gibson-Graham es nennt, zu kreieren. Des Weiteren beinhaltet der Film *Finding Nemo* auf verdeckte Weise *Transgender*-Erzählungen über Transformation. Wie wir in einem neu erschienenen Buch der *Transgender*-Theoretikerin und Ökologin Joan Roughgarden erfahren, sind Clownfische eine Tierart unter vielen, die ihr Geschlecht (*sex*) ändern können. Roughgardens wundervolle Studie über evolutionäre Vielfalt, *Evolution's Rainbow*²⁶, erklärt, dass die meisten Biologinnen und Biologen ‚Natur‘ aus einer engen, voreingenommenen Perspektive betrachten, die sozial-normativ geprägt ist, und deswegen viele Formen der biologischen Diversität falsch interpretiert werden.

Transsexuelle Fische, intersexuelle Hyänen, nicht-monogame Vögel, homosexuelle Eidechsen: Alle spielen eine Rolle im Fortbestehen und der Evolution der Artenvielfalt, aber meistens wurde ihre Funktion missverstanden und eingegliedert in rigide, fantasielose Familienschemata, dem Drang zur Reproduktion und dem ‚*Survival of the Fittest*‘. Roughgarden erklärt, dass Forscherinnen und Forscher Wettkampf als kooperative Aktivitäten fehlinterpretieren. Das Verhältnis zwischen Stärke und Dominanz wird falsch verstanden und der hohe Stellenwert reproduktiver Dynamiken ist überbewertet. Im Falle des Clownfischs, so Roughgarden, tendiert ein Paar nicht zu monogamem Verhalten; sobald der weibliche Teil verschwindet (wie es in *Finding Nemo* der Fall ist), verändert der männliche Fisch sein Geschlecht (*sex*) und wird weiblich. Sie wird sich dann mit einem ihrer Nachkommen paaren, um einen Kreislauf der Verwandtschaft wiederherzustellen. Roughgarden erklärt, dass dieses Verhalten der Clownfische neben unterschiedlichen Arten des Veränderns und Verwandelns weniger einen Beweis für die Dominanz eines reproduktiven Kreislaufs darstellt, als vielmehr mit einem Eingliederungs- und Aufnahmeprozess verglichen werden kann, der eine stabile Gemeinschaft und nicht unbedingt familiäre Strukturen hervorbringt.

Roughgardens beachtliche Interpretationsansätze zu biologischer Vielfalt und ‚sozialer‘ im Gegensatz zu ‚sexueller‘ Selektion fordern uns dazu auf, den Prozess der Evolution zu überdenken, ebenso wie Natur und die Funktion von Vielfalt. Dory zum Beispiel, der hilfsbereite Blaufisch in *Finding Nemo*, wird in Bezug auf ihr Verhältnis zu Familie interessant, wenn wir Roughgardens Forschungsansätze zu sozialer Kooperation und der Verteilung von Ressourcen innerhalb jeder tierischen Gemeinschaft betrachten und veraltete Vorstellungen von Dominanz, zentraler Position und Stabilität von Eltern-Kind-Beziehungen und vom bewussten Ausschluss nicht-verwandter Tiere aufgeben. Mit seiner subtilen Kritik an ödipal geprägten Erzählungen über Freude und Gefahr, mit den inspirierenden Visionen einer kollektiven Fischrebellion, den queeren Entwürfen von Freundschaft und Integration und seiner Betonung des Hier und Jetzt, spricht der Film *Finding Nemo* unmittelbar eine *queer*-feministische Fantasie an und zeigt Möglichkeiten sozialer Veränderungen auf.

In diesem Film, wie auch in einer Menge anderer kürzlich auf den Markt gebrachter Blockbuster-Filme, ist Erinnerung auf sehr greifbare Weise mit dem Vorhaben verknüpft, das System der Verwandtschaft neu zu definieren. Wie ich bereits bemerkte, ist *Finding Nemo* einer unter vielen Blockbuster-Filmen, in welchem der Verlust des Kurzzeitgedächtnisses eine zentrale Rolle spielt. In allen diesen Filmen bilden *Transgender*-Charaktere den Hintergrund komplizierter Methoden, die heterosexuelle Beziehungen als unvermeidlich und notwendig erscheinen lassen. Wegen seiner Kürze ist es mir in diesem Aufsatz nicht möglich, in detaillierterer Weise die Bedeutung von Filmen zu diskutieren, die ‚Vergessen‘ thematisieren. Abschließend möchte ich aber dennoch die Entwicklung dieses Genres beschreiben, in der Hoffnung auf daraus resultierende Diskussionen, die sich mit der Frage auseinander setzen, warum der Verlust des Kurzzeitgedächtnisses symptomatisch

für unsere Zeit ist. Es ist wichtig, dass sich sowohl in *Finding Nemo* als auch in *50 First Dates* das Drama des Kurzzeitgedächtnis-Verlustes vor dem Hintergrund der fehlenden Mutter und in Relation zu einer Menge *Transgender*-Charaktere abspielt.²⁷ In beiden Filmen repräsentiert die Mutter die Beziehung zur Vergangenheit, und wenn die Mutterfigur stirbt, stirbt mit ihr die Erinnerung. Die *Tranny*-Charaktere stehen in jedem Film für Unordnung, die durch den Tod der Mutter im System ausgelöst wird. Die konservative Lesart würde uns zu der Schlussfolgerung führen, dass sich Populärkultur nostalgisch an mythische Zeiten der Beständigkeit, der Verortung und der Stabilität, die mit der ‚Mutter‘ assoziiert werden, erinnert. Eine Beständigkeit, Verortung und Stabilität, die energisch wiederhergestellt werden muss, angesichts der Tatsache, dass die ‚Mutter‘ nicht da ist. Eine optimistischere Auslegung dieses Genres und der Vorstellung von Generationalität, die es hervorruft, bestünde darin, Dory, den Blaufisch aus *Finding Nemo*, die benommenen Typen in *Dude, Where's my Car* und das in Bezug auf das Gedächtnis ‚andersfähige‘ chick in *50 First Dates* als Möglichkeit anzusehen, den Zwang zur Reproduktion, den Sonderstatus zyklischer Zeit, des familiären Raumes und normativer Entwicklung abzulehnen, neu zu überdenken und neu zu inszenieren. Alle diese Filme stellen Vergessen als eine Plage dar, die mit Unreife und sogar Adoleszenz assoziiert wird und empfehlen die Hetero-Ehe als eine Methode, die das schmerzliche Gefühl des alltäglichen Aufwachens und des Nicht-Wissens um die eigene Identität, die eigene Vergangenheit und die eigene Zukunft für immer und ewig verbannt. Ich schlage vor, dass wir die die Generationen des Feminismus kennzeichnende ödipale und historische Stabilität, den Drang zur Rekonstruktion einer allgemeingültigen Vergangenheit sowie die Planung einer präskriptiven Zukunft ablehnen; stattdessen könnten wir ein bisschen in dem seltsamen, aber hoffnungsvollen Zeit-Raum des Verlorenseins, des Flüchtigen und des Vergessens verweilen.²⁸

Anmerkungen

- * Aus dem Englischen übersetzt von Franziska Bergmann und Jennifer Moos
- 1 Kera Bolonik: „Not Your Mother’s Lesbians“, in: *New York* 37, 2004, S. 18.
 - 2 „Boi“ culture, wie der Artikel im Folgenden erklärt, ist eine neue Variante der *butch-femme culture*, wobei „boi“ für junge, semi-maskuline queere Personen steht, die sich als *transgender* identifizieren und sich mit lesbischer und *butch* Kultur *desidentifizieren*.
 - 3 Ariel Levy: „Where The Bois Are“, in: *New York* 37, 2004, S. 24.
 - 4 Kera Bolonik: „Not Your Mother Lesbians“, in: *New York* (37), 2004, S. 18.
 - 5 Ariel Levy: „Where The Bois Are“, in: *New York* 37, 2004, S. 24.
 - 6 Ariel Levy: „Where The Bois Are“, in: *New York* 37, 2004, S. 25.
 - 7 Ebd.
 - 8 Eve K. Sedgwick: „Paranoid Reading and Reparative Reading, or, You’re So Paranoid, You Probably Think This Essay Is About You“, in: *Touching Feeling: Affect, Pedagogy, Performativity*, Durham/New York 2003, S. 147.
 - 9 Ebd.
 - 10 Ebd.
 - 11 Ebd.
 - 12 J. K. Gibson-Graham: *The End of Capitalism (as we knew it): A Feminist Critique of Political Economy*, London 1996. Bei J. K. Gibson-Graham handelt es sich um Julie Graham und Katherine Gibson.
 - 13 Ebd.
 - 14 Ebd.
 - 15 Roderick Ferguson: *Aberrations in Black: Towards a Queer of Color Critique*, Minneapolis 2003.
 - 16 Judith Halberstam: *In a Queer Time and Place. Transgender Bodies, Subcultural Lives*, New York 2005.
 - 17 Butler, Judith: *Gender Trouble*, New York 1990.
 - 18 *FTM: female to male*, Frau-zu-Mann Transsexueller oder *Transgender*.
MTF: male to female, Mann-zu-Frau Transsexuelle oder *Transgender*.
 - 19 *Finding Nemo* (USA 2003).
 - 20 Albert Brooks ist als ‚West-Küsten Woody Allen‘ bekannt, der Männlichkeit auf selbstironisierende Weise darstellt.
 - 21 *Chicken Run* (GB 2000).
 - 22 *Dude, Where’s my Car?* (USA 2000).
 - 23 *50 First Dates* (USA 2004).
 - 24 Lesbische US-amerikanische TV-Komikerin, die in der Sitcom *Ellen* ihr filmisches und privates *coming-out* hatte.
 - 25 J. K. Gibson-Graham: *The End of Capitalism (as we knew it): A Feminist Critique of Political Economy*, London 1996.
 - 26 Roughgarden, Joan: *Evolution’s Rainbow*, Berkeley 2004.
 - 27 In *50 First Dates* spielt Drew Barrymore eine Frau, die aufgrund einer Verletzung ihrer Schläfen an einem Kurzzeitgedächtnis-Verlust leidet. Adam Sandler verkörpert den Mann, der sie zu umwerben versucht, jeden Tag von Neuem. Darüber hinaus gibt es Nebenhandlungen mit Tieren, u.a. einem dauergeilen Pinguin, einem polyamourösen, aber an Verstopfung leidenden Walross und mindestens drei Tranny-Charaktere, die für den Handlungsverlauf nicht entscheidend sind. Wie die Tiere sollen sie die Vielfalt der Natur und Kultur repräsentieren.
 - 28 Die Übersetzerinnen danken Kai Woodfin für die professionelle Beratung und Hilfe sowie Dr. Ulle Jäger und Prof. Dr. Joachim Pfeiffer für abschließende Anmerkungen.

Literatur

- Bolonik, Kera:** „Not Your Mother’s Lesbians“, in: *New York* 37, 2004, S. 18-23.
- Ferguson, Roderick:** *Aberrations in Black: Towards a Queer of Color Critique*, Minneapolis 2003.
- Gibson-Graham, J. K:** *The End of Capitalism (as we knew it): A Feminist Critique of Political Economy*, London 1996.
- Halberstam, Judith:** *In a Queer Time and Place: Transgender Bodies, Sub-cultural Lives*, New York 2005.
- Levy, Ariel:** „Where The Bois Are“, in: *New York* 37, 2004, S. 24-27.
- Roughgarden, Joan:** *Evolution’s Rainbow: Diversity, Gender and Sexuality in Nature and People*, Berkeley/Los Angeles 2004.
- Sedgwick, E. K.:** „Paranoid Reading and Reparative Reading, or, You’re So Paranoid, You Probably Think This Essay Is About You“, in: *Touching Feeling: Affect, Pedagogy, Performativity*, Durham 2003, S. 123-152.

Queere Paarbeziehungen?

Homosexuelle Paarbeziehungen als Untersuchungsgegenstand

„*Queer*“ gilt nach wie vor als politischer Sammelbegriff für „*GLBT Gay-Lesbian-Bi-Transsexuals*“, also Schwule, Lesben, Bi- und Transsexuelle. Im wissenschaftlichen Diskurs ist im Unterschied dazu mit *Queer* in der Regel die Theoriediskussion zur Normativität von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit – im Anschluss an Judith Butler – verbunden. Während im angelsächsischen Raum diese beiden Aspekte von *Queer*, also politische Bewegung und wissenschaftliche Forschung zur Bedeutung von Geschlecht und Sexualität, stärker aufeinander bezogen sind,¹ zeigt sich im deutschsprachigen Raum eine größere Distanz. Queerforschung ist hier bislang weder als Denkrichtung bzw. Spezialgebiet im wissenschaftlichen Feld institutionalisiert,² noch als Perspektive im Mainstream einzelner Disziplinen etabliert. Aus diesem spezifischen Verhältnis von einerseits politischer und andererseits wissenschaftlicher Perspektive ergibt sich für empirische Forschungen die Frage: Ist es der Gegenstand, der Queerforschung zu einer solchen macht, oder ist es die Perspektive der Entselbstverständlichung,³ die egal auf welchen Gegenstand sie gerichtet wird, Queerforschung ausmacht. Diese Frage stellt sich insbesondere, wenn der Forschungsgegenstand an sich schon „*queer*“ zu sein scheint, wie im vorliegenden Fall homosexuelle Paare.⁴ Im Folgenden soll am Gegenstand der homosexuellen Paarbeziehung exemplarisch ausgelotet werden, wie eine queere Forschungsperspektive entwickelt werden kann und wo Grenzen liegen.

Der Beitrag gliedert sich dabei in die folgenden Abschnitte: Im ersten Abschnitt wird eine queere Perspektive auf homosexuelle Identitäten entfaltet und aufgezeigt, welche Herausforderungen für die empirische Forschung daraus hervorgehen; im zweiten Abschnitt wird die Entwicklung des Familienbegriffs in der deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Forschung skizziert. Aus queerer Sicht wird reflektiert, wo diese Perspektive auf Familie und Paarsein nach wie vor heteronormativ und damit beschränkt bleibt, und wie sie – durch den Einbezug von Selbstdefinitionen – erweitert werden kann. Die Frage „Was ist ein Paar?“ steht im dritten Abschnitt im Mittelpunkt. Was Paarsein ausmacht, wird mit dem Begriff der Paaridentität

präzisiert. Im vierten Abschnitt wird am Beispiel von homosexuellen Paaren das Spannungsverhältnis zwischen individueller Identität und Paaridentität aufgezeigt. Dass homosexuelle Paare nicht per se als queere Paare verstanden werden können, wird hier deutlich. Im letzten Abschnitt sollen einige empirische Befunde aus einer vergleichenden Studie zu homosexuellen und heterosexuellen Paarbeziehungen verdeutlichen, welchen Erkenntnisgewinn die queere Perspektive in der empirischen Forschung leisten kann.

1. Die queere Perspektive auf homosexuelle Identitäten

Ziel einer queeren Denkperspektive ist die Analyse und die Destabilisierung der gesellschaftlichen Normen der Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit.⁵ In der *Queer Theory* wird dabei hervorgehoben, dass die Unterscheidung von Heterosexualität und Homosexualität ebenso wie die Unterscheidung von Frauen und Männern nicht einfach ‚in der Natur vorgefundene‘ Unterschiede bezeichnen. Geschlechtliche und sexuelle Zuordnungen müssen – einer sozialwissenschaftlichen Perspektive verpflichtet – vielmehr als normative Kategorien von Identität verstanden werden, die unser Denken, unser Handeln und die gesellschaftlichen Strukturen prägen beziehungsweise ordnen und regulieren. Nicht zuletzt durch historische und kulturvergleichende Untersuchungen konnte aufgezeigt werden, dass eine solche Binartität der Ordnung von Geschlecht und Sexualität in Gesellschaften nicht zwingend ist.⁶

Queer Studies setzen in ihrer Kritik hier an: Sie kritisieren nicht nur die Vorstellung eindeutiger geschlechtlicher Identitäten, wie es bereits innerhalb der Geschlechterforschung getan wurde. Sie kritisieren insbesondere die Vorstellung eindeutiger sexueller Identitäten und damit generell ein Denken, das auf der Festschreibung von Identitäten basiert. Nicht nur ‚die‘ Wissenschaft, auch die politischen Bewegungen wie die Frauenbewegung und die *Gay-Pride* Bewegung sind dabei in die Kritik der *Queer Studies* geraten.⁷ Denn diese gehen als Emanzipationsbewegungen von einer auf der Identität der Frauen bzw. der Homosexuellen begründeten Unterdrückung aus. Indem sie diese zum Ausgangspunkt ihrer Politik machen, laufen sie Gefahr – trotz aller kritischen Absichten – , Frauen bzw. Homosexuellen eine allen anderen sozialen Differenzen übergeordnete Gemeinsamkeit zu unterstellen und damit geschlechtliche und sexuelle Identitäten festzuschreiben. Salopp formuliert: Wer sagt, es gäbe eine weibliche Identität, bezieht sich immer auf die Annahme einer Geschlechterdifferenz. Und wer sagt, ich bin schwul, setzt immer die Norm der Heterosexualität voraus. Durch solche Festschreibungen – so die queere Analyse – werden schließlich geschlechtshierarchische und diskriminierende gesellschaftliche Strukturen aufrechterhalten; sie erscheinen uns in gewisser Weise sogar als natürlich und naturgegeben.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage: Was tun, wenn – in dieser Logik gedacht – das Coming-out von Schwulen und Lesben die heterosexistische Struktur der Gesellschaft reproduziert? Gefolgert werden kann daraus natürlich nicht, dass

Schwule oder Lesben ihre Homosexualität verschweigen sollen. Dennoch gilt es immer auch die gesellschaftlichen Bedingungen zu reflektieren, innerhalb derer sich ein Coming-out vollzieht. War das Coming-out von Hella von Sinnen und Cornelia Scheel in den 1990ern noch einen Medienskandal wert, scheint in letzter Zeit, sprich im 21. Jahrhundert, ein Coming-out von Schwulen und Lesben, insbesondere jenen, die in der Öffentlichkeit präsent sind, geradezu gesellschaftlich erwartet zu werden. So stört sich – zumindest in den offiziellen Statements und in den Medien – niemand mehr wirklich an der Homosexualität einer Person, sondern nur mehr daran, ob man auch dazu ‚steht‘ oder andere durch das Verschweigen täuschen will.⁸ Die Erwartung eines Coming-outs nicht zu erfüllen und damit die Störung bzw. Entselbstverständlichung herkömmlicher binärer Denkmuster weiterzutreiben, kommt dem Anliegen queerer Politik nahe.⁹ Für die Einzelne bzw. den Einzelnen gibt es in dieser Logik allerdings nur unbefriedigende Alternativen. So ist der Verzicht auf ein Coming-out kaum denkbar, noch scheint es eine Lösung, sich selbst deshalb einfach als ‚queer‘ zu begreifen und darauf zu vertrauen, dass niemand so richtig sagen kann, was das nun ist und man allein aus diesem Grund auch nicht auf etwas festgelegt werden kann.

Das Individuum befindet sich hier unausweichlich in einem Spannungsfeld von gesellschaftlicher Identitätszuschreibung und individueller Identitätskonstruktion. Dass in der queeren Theorie vor allem Letztere vernachlässigt wird, darauf weist Stefanie Soine hin.¹⁰ Sie kritisiert die fehlende Präzisierung des Identitätsbegriffs in Texten der queeren Theorie und betont, dass Identitäten „eben nicht nur Effekte normativer Anweisungen, sondern auch das Resultat von sozialen Beziehungen, von alltäglichen Selbstverortungen, Orientierungswünschen, Brüchen“ sind.¹¹ Daher könne „die theoretisch abstrakte Kategorie der Identität mit der Praxis der Identität“ nicht einfach gleichgesetzt werden.¹² Es müsse vielmehr berücksichtigt werden, dass die Ausbildung von individueller Identität – verstanden als eine durch Selbst- und Fremdbild zusammengesetzte reflexive Vorstellung von sich selbst – für Individuen eine hohe existenzielle Bedeutung hat. Erst die Vorstellung eines durch Kontinuität und Kohärenz geprägten Selbst ermöglicht die Verarbeitung der Komplexität der Welt und damit verbunden individuelle Handlungsfähigkeit. Das Ausbalancieren der eigenen Identität – also die permanente Beantwortung der Fragen, „Wer bin ich?“, „Was will ich sein?“, „Wie handle ich?“ – muss dabei als ein „anstrengendes und aufwendiges Alltagsgeschäft“¹³ betrachtet werden.¹⁴ Schwule und Lesben stehen innerhalb einer heteronormativen Gesellschaft vor besonderen Herausforderungen.

Bei der Untersuchung von Paarbeziehungen werden diese beiden Dimensionen von Identität relevant. Mag die sexuelle Identität einer Person uneindeutig sein, Veränderungen unterliegen und als variabel erlebt werden, wird sie mit einer Paarbildung schließlich vereindeutigt. Denn das Paar stützt die Zweigeschlechtlichkeit der gesellschaftlichen Ordnung. Es bestätigt qua „institutioneller Reflexivität“¹⁵, indem es sie zur Darstellung bringt, das Wissen um die Zweigeschlechtlichkeit.

Die Paarbeziehung wird dabei zugleich legitimiert.¹⁶ Dies gilt nicht nur für heterosexuelle Paare, sondern auch für das homosexuelle Paar, das ja ebenfalls auf einer Wahrnehmung und Bestätigung der Geschlechterdifferenz gründet. Die Vereindeutigung der individuellen sexuellen Identität beider Personen eines Paares vollzieht sich folglich mit der Paarbildung.

Für die empirische Untersuchung von Paarbeziehungen stellt daher der eingangs formulierte Anspruch der *Queer Studies* – die gesellschaftlichen Normen von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit zu destabilisieren – eine große Herausforderung dar. Begegnet werden soll dieser Herausforderung mit dem, was die *Queer Studies* laut Sabine Hark auszeichnet: mit einer reflexiven Praxis.¹⁷ Ziel des Aufsatzes ist folglich, den Prozess der Erforschung von homosexuellen Paarbeziehungen zu reflektieren und die Fallstricke der Reifizierung stereotyper Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität aufzuzeigen.¹⁸

2. Die Paarbeziehung als Gegenstand der Soziologie

Eine solche Reflexion setzt dabei nicht erst beim Design einer empirischen Studie, sondern bereits bei der Bestimmung des Forschungsgegenstandes ‚Paarbeziehung‘ an, die im Zuge der Familien- und Paarforschung entwickelt worden ist. Aufgezeigt werden soll im Folgenden, wie Paare überhaupt zum Gegenstand der Sozialwissenschaft wurden und welche Beschränkungen sich aus dieser Forschungsentwicklung für den Blick auf homosexuelle Paare ergeben.

Dass homosexuelle Paarbeziehungen Untersuchungsgegenstand der deutschsprachigen Soziologie sind, ist relativ neu: ‚Entdeckt‘ wurden sie im Zusammenhang mit dem gesamtgesellschaftlichen Wandel von privaten Lebensformen und der dadurch veränderten Forschungsperspektive der Familiensoziologie, die sich traditionellerweise den privaten Lebensformen widmet. Beide Aspekte sollen kurz ausgeführt werden: Individualisierungsprozesse haben bewirkt,¹⁹ dass die Individuen insbesondere seit den 1950er-Jahren aus den traditionellen Bindungen Herkunftsfamilie, Klasse und Stand herausgelöst wurden und dadurch – verkürzt gesagt – für die Gestaltung des privaten Lebens mehr Wahlmöglichkeiten zur Verfügung stehen. Dass hiervon nicht alle Individuen gleichermaßen profitieren, wurde inzwischen von verschiedener Seite aufgezeigt.²⁰ Einigkeit herrscht in der soziologischen Disziplin aber darüber, dass sich die an Lebensphasen orientierte Normalbiografie entstandardisiert hat, dass Ehe und Familie eine Entkoppelung erfahren haben und dass die individuelle Lebensgestaltung die Züge eines biografischen Projekts angenommen hat. Die individuelle Biografie ist gewissermaßen zur „Bastelbiografie“²¹ geworden.

Da sich die Möglichkeiten, das eigene Leben zu gestalten, vervielfältigt haben, kann eine Pluralisierung privater Lebensformen festgestellt werden. Diese Pluralisierung von privaten Lebensformen hat zu einer veränderten Forschungsperspektive geführt: Da die vierköpfige Kleinfamilie, bestehend aus zwei Elternteilen mit zwei

blutsverwandten Kindern, nur noch eine Lebensform unter vielen anderen ist und nicht mehr der Normalfall, hat sich der Forschungsbereich Familie ausdifferenziert. Konkret heißt das, es gibt inzwischen zahlreiche Studien beispielsweise zu allein Erziehenden, zu Singles, zu unverheirateten Paaren, zu Patchwork- bzw. Stieffamilien, zum Teil auch zu Freundschaften und sozialen Netzwerken.²²

Im Zuge dieser Entwicklung ist auch die Lebensform der gleichgeschlechtlichen Paarbeziehungen von der traditionellen Familiensoziologie wahrgenommen worden. Einige der etablierten Familienforscher thematisieren inzwischen explizit auch homosexuelle Lebensformen.²³ Nichtsdestotrotz bleibt die Perspektive merkwürdig eingeschränkt: Entsteht doch der Eindruck, als gäbe es das homosexuelle Paar erst seit jüngster Zeit, eben infolge der oben skizzierten Individualisierungsprozesse. Die Grundlagen der familiensoziologischen Forschungsperspektive werden dabei nicht weiter reflektiert und deshalb bleibt auch verborgen, dass es schlicht die Definitionen der eigenen Disziplin sind, die gleichgeschlechtliche Paare (aber auch andere Lebensformen) nicht sichtbar werden lassen. So wurden homosexuelle Paare als Forschungsgegenstand per definitionem von je her ausgeschlossen und daran hat sich auch heute nur wenig geändert. Denn auch wenn die Definition von Familie jüngst verstärkt in die Diskussion geraten ist²⁴ und das Paar – gewissermaßen als kleinste soziale Einheit – in den Vordergrund tritt, bleibt das Verständnis von Familie doch auf Heterosexualität, Zweierbeziehung und Reproduktion bezogen – mal implizit, mal explizit.²⁵

Auf diese Weise – wenn man also vorab definiert, was für die Forschung relevante Beziehungen sind –, so kritisieren die britischen Forscher Weeks, Donovan und Heaphy,²⁶ kann man aber den Wandel des privaten Lebens und den Wandel der Intimität²⁷ nicht erfassen. Weder was homosexuelle Beziehungen noch was heterosexuelle Beziehungen angeht: Weeks und sein Team zielen in ihrer Befragung von ‚nicht-heterosexuellen‘ Personen auf deren subjektives Verständnis von Familie und persönlicher Beziehung. Bei aller Unterschiedlichkeit der Interviewantworten werden übereinstimmend solche Beziehungen als familiäre Beziehungen betrachtet, die Unterstützung und Akzeptanz bieten. Familiäre Beziehungen werden ausdrücklich durch ihre Beziehungsqualität bestimmt und gerade nicht durch Blutsverwandtschaft. Die Dimension des Wandels von privaten Lebensformen – so das Autorenteam – lässt sich erst dann vollständig erfassen, wenn dieses Verständnis von Familie in die Grundlagen der Familienforschung eingeht. Mit den Begriffen „family of choice“ und „life experiments“ akzentuieren die Autoren die Wählbarkeit von familiären Beziehungen. ‚Familie‘, das sind für die Befragten folglich einzelne Personen aus der Herkunftsfamilie und Freundinnen und Freunde.²⁸ Ein Interviewpartner betont beispielsweise die wechselseitige Orientierung seines Freundeskreises bei der Lebensplanung, so hätten inzwischen einige seiner Freunde Wohnungen im selben Stadtviertel oder sogar in derselben Straße bezogen.²⁹ Zur Familie gehören darüber hinaus auch aktuelle wie frühere Liebespartnerinnen bzw. -partner und natürlich Kinder, die blutsverwandt sein, aber genauso gut einfach zum jeweiligen Beziehungsnetz gehören können.

Was für nicht-heterosexuelle Personen bereits Realität ist, nämlich eine Familie nicht einfach zu ‚haben‘, sondern zu wählen, kann dabei – so die Autoren – auch für heterosexuelle Personen ermutigend sein. Jenseits eines Familienverständnisses, das auf der heterosexuellen Geschlechterordnung basiert, selbst zu definieren, wer zur Familie gehört, mit wem persönliche Beziehungen aufrechterhalten werden und mit wem Intimität gelebt wird, wird auch für Heterosexuelle vorstellbar.

Für meine qualitative Studie zu Paarbeziehungen resultierte aus diesen Überlegungen, dass die Interviewpartner und -partnerinnen nicht anhand einer vorgegebenen Definition oder nach äußeren Merkmalen wie Familienstand oder Haushaltsgemeinschaft ausgewählt wurden. Ebenso wenig ausschlaggebend war eine bestimmte Beziehungspraxis oder Beziehungsdauer. Einziges Kriterium war vielmehr die Selbstdefinition des Paares von sich selbst als Paar. Ziel der Auswertung des empirischen Materials war schließlich, zu analysieren, was in der Perspektive der Paare sie selbst zu einem Paar macht.

3. Was ist ein Paar? Was macht das Paarsein aus?

Verzichtet man bei der Analyse von Paarbeziehungen darauf, die genannten äußeren Merkmale als Kriterien für ‚Paarsein‘ zu betrachten, sind Paare häufig trotzdem als solche erkennbar. Im Alltag erscheint es sogar recht leicht, die Frage zu beantworten, ob es sich bei zwei Personen um ein Paar handelt oder nicht. So hat Sally Cline in ihrer Befragung *Couples*³⁰ hervorgehoben, dass Paare von Dritten in der Regel an der Art und Weise identifiziert werden, wie sich ihre Körper zueinander verhalten. Ein wichtiges Indiz – so Cline – sei „the couples’ body movement“.³¹ An Körperbewegungen, Blicken und Berührungen nehmen wir eine Vertrautheit wahr und schließen daraus: Dies muss ein Paar sein. Auch wenn zwei Personen im *face-to-face* Kontakt, wie wir ihn tagtäglich in der Öffentlichkeit beobachten können, nicht kontinuierlich miteinander sprechen, sondern auch über längere Zeiträume hinweg schweigen, ist dies fast immer ein sicheres Zeichen dafür, dass es sich um ein Paar handelt. Dies ist nicht nur der in Beziehungsratgebern problematisierten Langeweile geschuldet, sondern v.a. der Tatsache, dass die Routinisierung und Gewohnheitsbildung, die mit der Veralltäglichung einer Paarbeziehung einhergeht, für die Beteiligten in hohem Maße entlastend wirkt. Interaktions- und Aushandlungszwänge, die den Kontakt mit nicht vertrauten Personen bestimmen, sind in Paarbeziehungen stark zurückgedrängt.

Die Wahrnehmung von heterosexuellen Paaren orientiert sich darüber hinaus häufig daran, ob die – nach wie vor wirksamen – Geschlechternormen der Paarbildung erfüllt sind: ein bestimmter Altersabstand zwischen Frau und Mann, ein entsprechendes Verhältnis der Körpergrößen zueinander und nicht selten: Ähnlichkeiten im Bereich der körperlichen Attraktivität bzw. beim Kleidungsstil.³²

Homosexuelle Paare in der Öffentlichkeit wahrzunehmen ist schon etwas diffiziler.³³ Die normativen Vorstellungen zu heterosexuellen Paaren sind allerdings auch

für die Identifikation von homosexuellen Paaren eine zentrale Interpretationsfolie: Die Beobachtung von zwei Männern oder zwei Frauen bei Aktivitäten, die in erster Linie von Paaren praktiziert werden, gilt als relativ sicherer Hinweis darauf, dass es sich um ein schwules oder lesbisches Paar handelt. Einer meiner Interviewpartner erklärt, dass man ihn und seinen Freund beispielsweise als Paar erkenne, wenn sie als „zwei Männer mittleren Alters dann irgendwie in der Eisdiele hocken oder so (...) miteinander spazieren gehen“ (PT17).³⁴

Schließlich hat aber nicht allein die Wahrnehmung, sondern auch die Bestätigung des Paarseins für Paarbeziehungen eine stabilisierende Funktion. Es gibt nur wenige Paare, die allein für sich ein Paar sind. Wenn dem so ist, dann meist auf Wunsch einer Person und gezwungenermaßen und – vor allem – selten auf Dauer. Zum Paarsein gehört schließlich ein an die Welt gerichtetes ‚Bekenntnis‘, eine Interviewpartnerin aus der Studie von Cline drückt dies als persönliches Bedürfnis aus: „I was happy for the world to know I was in a couple“.³⁵ Dass homosexuelle Paare im Hinblick auf eine Bestätigung ihres Paarseins durch Öffentlichkeit und Umfeld mit größeren Hindernissen konfrontiert sind, ist nichts Neues: So werden viele Paare zwar vom Freundeskreis und der ‚Community‘ als Paar bestätigt, verweigert wird ihnen diese Bestätigung jedoch häufig von ihren Eltern und manchmal sogar ihren Kindern; von Arbeitskollegen und Kolleginnen, Nachbarn und öffentlichen Institutionen ganz zu schweigen.³⁶

Wechselt man von der Außenperspektive zur Innenperspektive, stellt sich die Frage, wie zwei Personen dazu kommen, sich als Paar zu sehen. Im Zuge einer idealtypischen Beschreibung haben Peter Berger und Hansfried Kellner schon 1965 in ihrem Aufsatz „Die Ehe und die Konstruktion von Wirklichkeit“³⁷ einige zentrale Aspekte zum Prozess der Paarbildung herausgearbeitet: Lernen sich zwei Personen kennen, treffen sie zunächst als – mehr oder weniger – Fremde, die keine gemeinsame Geschichte haben, aufeinander. Selbstbeschreibungen und biografische Selbstthematisierungen spielen daher für das Kennenlernen eine große Rolle.³⁸ Gerade in der Anfangsphase findet sich bei Paaren eine hohe Kommunikationsdichte; alles was die Partnerin, der Partner tut, ist bedeutsam genug, um Gegenstand von Kommunikation zu werden. Neben der wechselseitigen Vermittlung von solchem persönlichen Wissen kommt es zugleich – man könnte fast sagen: nebenbei – zu einer Abstimmung von Handlungen, Deutungen und Definitionen zwischen den beiden Personen. In solchen (keinesfalls nur verbalen) Verständigungsprozessen stimmen die beiden Beziehungspersonen ihre Bilder aufeinander ab: wie die Welt zu sehen ist, wie die Beziehung gestaltet werden soll, welche Rolle Freunde einnehmen, welche Eltern etc. Ein gemeinsamer Bezugsrahmen beginnt sich herauszubilden, an dem sich die Beziehungspersonen in allen weiteren Handlungen und Deutungen orientieren. Dabei ist es so, dass beide Personen einerseits an der Erzeugung dieses Bezugsrahmens beteiligt sind, er andererseits aber auch auf sie zurückwirkt. Dieser gemeinsame Bezugsrahmen lässt sich mit dem Begriff der „Paaridentität“ treffend beschreiben.³⁹ Mit Paaridentität sind die beiderseitig geteilten und auf relative

Dauer ausgerichteten Vorstellungen über das Paarsein gemeint, die die Exklusivität und die Zusammengehörigkeit eines Paares erst ausmachen. Die Selbstdefinition eines Paares von sich als Paar bezieht sich folglich immer auf die Existenz einer Paaridentität. Die Ausbildung einer Paaridentität macht den Beziehungspartner/die Beziehungspartnerin in fast allen Bereichen des alltäglichen Lebens gegenwärtig – auch und gerade bei Abwesenheit des Partners. Räumliche Distanzen, Krisen und Konflikte, zeitliche Trennungen und häufig sogar intensive (auch sexuelle) Kontakte zu Dritten können durch die Paaridentität überbrückt werden. Paaridentität schafft auf diese Weise zum einen Kontinuität und gewährt den Individuen zum anderen eine Sicherheit darüber, dass die Zusammengehörigkeit des Paares nicht von jetzt auf gleich verschwindet. Gleichwohl muss die Identität des Paares – nicht nur von außen, wie ich oben dargestellt habe –, sondern auch von den Beziehungspersonen immer wieder bestätigt werden: Dies vollzieht sich auf der Handlungsebene häufig durch Interessensbekundungen und besondere Aufmerksamkeiten, durch Gespräche, aber auch durch ‚lieb gewonnene‘ Gewohnheiten und Routinen des Paares. Dies alles dient der Selbstvergewisserung des Paares. Die Bestätigung von Paaridentität kann sich darüber hinaus auch materialisieren, beispielsweise im gemeinsamen Wohnen, in gemeinsamem Besitz oder durch eine Familiengründung.

Zusammengefasst formuliert, vollziehen Paare ausgehend von der Paarbildung die Konstruktion einer Paaridentität, die wesentlich zur Stabilisierung der Paarbeziehung beiträgt.

4. Homosexuelle Paare: Zwischen Paaridentität und individueller Identität

Wie verhält sich nun die Paaridentität zur Identität des Individuums? Die individuellen Identitäten der Beziehungspersonen gehen selbstverständlich nicht einfach im ‚Wir‘ der Beziehung, in der Paaridentität, auf. (Das wissen wir nicht zuletzt aus eigener Erfahrung.) Doch die Entwicklung von Paaridentität wirkt auf die Individuen zurück.⁴⁰ Paaridentität und individuelle Identität stehen immer in einem Spannungsverhältnis. An homosexuellen Paaren lässt sich dieses Spannungsverhältnis besonders gut zeigen. Während bei heterosexuellen Paaren dieses Spannungsverhältnis meist durch die Geschlechterdifferenz verdeckt bleibt bzw. im Zusammenhang mit den Aushandlungen des Geschlechterverhältnisses betrachtet wird, kann anhand homosexueller Paarbeziehungen dieses alle Paare, homosexuelle wie heterosexuelle, betreffende Spannungsverhältnis beispielhaft präzisiert werden.⁴¹

Zum einen ist es so, dass die individuelle Identität der Beziehungspersonen innerhalb der Paarbeziehung eine Bestätigung erfährt. Aufgrund des – im Vergleich zu anderen Beziehungen – privilegierten Status der Paarbeziehung wird der Partner, die Partnerin zum wichtigsten „signifikanten Anderen“⁴², der eine exklusive Welt mit mir teilt und allein durch sein Vorhandensein meine Stellung in dieser Welt sicherstellt.⁴³ Idealtypisch gesehen, bringen die beiden Beziehungspersonen

einander eine Anerkennung ihrer gesamten Person und bei homosexuellen Paaren insbesondere ihrer sexuellen Identität entgegen.⁴⁴ Dies zeigt sich insbesondere bei den Paaren, bei denen die Paarbildung zum Coming-out eines oder beider Partner geführt hat: Die Beziehungspersonen sehen oder erkennen sich erst mit der Paarbildung als Schwule oder Lesben. Paarbeziehungen tragen in diesem Sinne sehr wesentlich zur Ausbildung und Anerkennung einer homosexuellen Identität bei. Schließlich ist es nicht so, auch wenn der Eindruck im Zusammenhang von *Queer Studies* und *Queer Theory* manchmal entsteht, dass sich homosexuelle Identitäten ausschließlich in ‚einsamen‘ Prozessen und im kollektiven Miteinander in der *Community* bilden. Gerade im Zusammensein mit der Partnerin/dem Partner – das zeigen viele Interviewaussagen – erleben sich Schwule und Lesben auf besondere Weise als homosexuell, erleben ihre eigene sexuelle Orientierung als selbstverständlich. Wenn man berücksichtigt, dass die Wahrnehmung durch Öffentlichkeit und soziales Umfeld häufig fehlt, gewährt eine Paarbeziehung Schwulen und Lesben eine nicht zu unterschätzende Anerkennung.

Zum anderen aber kommt es im Zusammenhang mit der Ausbildung der Paaridentität zugleich zu einer Re-Definition der individuellen Identitäten. Die individuelle Identität richtet sich am Partner, an der Partnerin bzw. am Paarsein aus. War ich beispielsweise als Single nicht davon überzeugt, dass die Exklusivität einer Paarbeziehung durch Monogamie hergestellt werden muss, habe ich mich vielleicht gar nicht eindeutig lesbisch gefühlt, sondern eher als bisexuell begriffen, war ich gegenüber Freunden oder Eltern nicht geoutet, so vollziehe ich im Prozess der Ausbildung einer Paaridentität gezwungenermaßen Selbstfestlegungen. Denn nur auf diese Weise – wieder in den Worten von Berger und Kellner – gewinnt „die Welt und das eigene Selbst an Festigkeit und Verlässlichkeit“.⁴⁵ Mit der Paarbildung werden aus Ambivalenzen schließlich Gewissheiten und zuvor mögliche Identitätsentwürfe verengen sich zu Faktizitäten.⁴⁶ Die Festlegung der individuellen Identität, die mit der Ausbildung einer Paaridentität einhergeht, bezieht sich dabei nicht nur auf die Gegenwart. Sie erfasst auch die Zukunft und sogar die Vergangenheit: Das Spektrum zukünftiger Projekte und Aktivitäten wird eingeeignet; die individuelle Vergangenheit wird im Hinblick auf die aktuell festgelegte Identität und im Hinblick auf die Paarbeziehung redigiert.

Deutlich wird an dieser Stelle, dass gleichgeschlechtliche Paare – zumindest wenn die mit der Paarbildung einhergehende Festlegung der individuellen Identität in Rechnung gestellt wird – nicht als queere Paare bezeichnet werden können. Dennoch können homosexuelle Paare aus einer queeren Perspektive betrachtet wichtige Erkenntnisse über die Verfasstheit von Paarbeziehungen allgemein liefern.

5. Empirische Befunde

Einige Beispiele aus dem empirischen Material sollen aufzeigen, welche eng mit dem Spannungsverhältnis von individueller Identität und Paaridentität verwobenen Schwierigkeiten und Möglichkeiten mit der homosexuellen Paarbildung einhergehen. Deutlich werden soll daran, wie die Fokussierung heterosexueller Paare den Blick einengt, insbesondere hinsichtlich der Identitätsarbeit, die in Paarbeziehungen geleistet werden muss.

Analysiert man Beschreibungen von Beziehungsanfängen im empirischen Material, fällt beispielsweise auf, dass im Vergleich zu den heterosexuellen Paaren von den befragten Schwulen und Lesben viel häufiger davon gesprochen wird, dass der Paarbildung eine ‚Entscheidung‘ zugrunde lag. Konkret bedeutet das, dass eine Beziehungsperson zögert, sich auf eine Paarbildung einzulassen. Dies liegt nicht daran, dass es grundsätzliche Zweifel am Partner oder der Partnerin gibt, sondern vielmehr an der Vorstellung, dass das Paarsein dem Einzelnen eine erhöhte Anstrengung abverlangt. Das Zitat eines Interviewpartners verdeutlicht dies:

„Ja, also so einfach die Bereitschaft zu sagen, okay, also das geh ich jetzt an, äh, auch vielleicht der Schritt, wenn mer dann sagt, das ist jetzt der Mensch, mit dem ich jetzt hier was versuchen will, so ne gemeinsame Zeit, dann gibt mer sich auch die Mühe bestimmte Dinge zu vermitteln.“ (BH7)

Bei heterosexuellen Paaren bleibt diese Anstrengung, diese ‚Mühe‘ in den Interviews gänzlich unthematisiert. Eine Paarbildung zwischen den Geschlechtern scheint im Vergleich unproblematisch und normal, ebenso die Erfüllung wechselseitiger geschlechtsspezifischer Erwartungen. Jeder weiß, was er zu tun hat, und die Geschlechter scheinen beim Eingehen einer Paarbeziehung gewissermaßen einfach ihrer Bestimmung zu folgen und im Zuge dessen ihre Identität als Frau oder als Mann zu vervollkommen. Für Homosexuelle resultiert aus dem Spannungsverhältnis zwischen Paaridentität und individueller Identität offenbar ein erhöhter Aufwand an Identitätsarbeit. Da die Kontingenz der Partnerwahl und sogar die Kontingenz des Eingehens einer Paarbeziehung thematisiert wird (bzw. werden kann), ist zu vermuten, dass es eine ‚Entscheidung‘ braucht und ein besonderer Energieaufwand dafür notwendig ist, den Bestand der Paarbeziehung aufrechtzuerhalten. Manche der homosexuellen Interviewten sehen sich selbst – auch wenn sie schon in einer langjährigen Beziehung leben – nur vorläufig als Teil eines Paares. Das Leben in der Paarbeziehung gilt offenbar nicht als Selbstverständlichkeit; ob dies zur Destabilisierung der Paarbeziehung beiträgt, muss an dieser Stelle offen bleiben.

Fehlende Selbstverständlichkeiten und Normalitätsstandards spielen nicht nur am Beziehungsbeginn eine Rolle: Im Vergleich zu homosexuellen Paaren können heterosexuelle Paare auch im Alltag in der Regel in fast allen Lebensbereichen auf Geschlechternormen zurückgreifen.⁴⁷ Homosexuelle Paare stehen bei zahlreichen Themen vor der Aufgabe, sich mit der individuellen Identität des Partners, der

Partnerin konfrontieren und auseinander setzen zu müssen. Von heterosexuellen Normen unabhängige Lösungsmodelle für Interessenskonflikte in Paarbeziehungen fehlen weitgehend. So gilt es beispielsweise bei heterosexuellen Paaren noch immer als normal, dass die Frau weniger verdient und deshalb die Kinderversorgung in ihren Händen liegt. Lesbischen Paaren stellt sich sehr viel früher bereits die Frage, welche von beiden Frauen die Kinder bekommt und ob die Partnerin dann auch die Versorgerinnenrolle einnehmen kann und will. Finanziellen Arrangements, bei denen eine Person die andere mitfinanziert, stehen die meisten homosexuellen Paare äußerst skeptisch gegenüber.

Ein weiteres Beispiel findet sich im Bereich Sexualität: Bei heterosexuellen Paaren dient häufig die Geschlechterdifferenz als Erklärung für unterschiedliche sexuelle Bedürfnisse. Nicht zuletzt die Boulevardpresse gibt den Paaren Informationen an die Hand, wie viel Sexualität in einer Paarbeziehung durchschnittlich erwartet werden kann und was Kriterien für Krisen sein können. Unter Schwulen und Lesben gibt es demgegenüber kaum Vorstellungen darüber, was bezogen auf Sex ‚normal‘ ist. Infolgedessen müssen Unterschiede und Ungleichzeitigkeiten, was die sexuellen Bedürfnisse angeht, der Individualität der Person zugerechnet werden.⁴⁸ Dabei wird häufig auch die Frage der sexuellen Exklusivität zum Thema von Auseinandersetzungen. Dass darin enorme Konfliktpotenziale liegen und die Individuen zum Teil mit hohen emotionalen Belastungen konfrontiert sind, ist offensichtlich.

Die Beispiele zeigen die – über die übliche Frage nach der häuslichen Arbeitsteilung hinaus – zentrale Bedeutung der normativen Geschlechterdifferenz für die Gestaltung heterosexueller Paarbeziehungen. Für Schwule und Lesben soll das nun nicht heißen, dass sie ‚arm dran‘ sind, weil sie sich nicht auf ein Modell der Geschlechterdifferenz beziehen können – ganz abgesehen davon, dass sich ja auch manche Paare sehr stark daran orientieren (was Arbeitsteilung, Interessen, Kommunikationsverhalten angeht). Das Fehlen von normativen Vorstellungen zum Paarsein muss vielmehr zugleich als Chance und als Zwang interpretiert werden: Homosexuelle Paare sind einerseits dazu gezwungen, in vielen Lebensbereichen individuelle Arrangements zu finden, die institutionell nicht abgestützt sind. Ob die jüngste gesetzliche Regelung zur eingetragenen Lebenspartnerschaft, traditionslos wie sie ist, hieran etwas ändert, bleibt noch abzuwarten. Im Vergleich zu heterosexuellen Paaren, die immer wieder mit der Hartnäckigkeit der Geschlechternormen zu kämpfen haben, verfügen homosexuelle Paare zugleich aber auch eindeutig über größere Gestaltungsfreiheiten in ihrer Beziehung. Dies ermöglicht es Schwulen und Lesben, dass ihre individuellen Identitäten – trotz aller Festschreibungen, die mit einer Paarbildung einhergehen – in Bewegung bleiben können, wenngleich ein hohes Maß Identitäts- und Beziehungsarbeit damit verbunden ist. Das wiederum kostet viel Zeit und Energie.

Im Hinblick auf das politische Programm der *Queer Studies* könnte eine Erkenntnis aus der Erforschung homosexueller Paarbeziehungen sein, dass die Norm der Geschlechterdifferenz innerhalb der privaten Sphäre nur dann destabilisiert werden kann, wenn für die Bildung und Aufrechterhaltung von Paarbeziehun-

gen (und für Beziehungen jenseits dieses Beziehungsmodells gilt dies sicherlich noch stärker) sehr viel mehr Zeit und Ressourcen zur Verfügung stehen. Ob dies in einem durch Erwerbsarbeit und Existenzsicherung strukturierten Lebensalltag überhaupt möglich ist, bleibt dabei äußerst fraglich. Dass die Destabilisierung der normativen Geschlechterdifferenz allein eine Frage von Zeit und Geld ist, soll damit nicht behauptet werden. Allerdings ist weder theoretisch noch empirisch geklärt, ob das Bemühen um eine Entnaturalisierung von Geschlecht und Sexualität und um eine Ent-institutionalisierung persönlicher Beziehungen – in den Worten von Nina Degele in diesem Band – als „Phänomen der etablierten Mittelklasse“ zu begreifen ist.⁴⁹

6. Fazit

Vor dem Hintergrund des nach wie vor zu konstatierenden Mangels an einer empirischen Umsetzung von queerer Theorie war das Anliegen des Beitrages, eine queere Perspektive in die empirische Paarforschung einzubeziehen. Im ersten Teil wurde gezeigt, dass die queere Kritik an homosexuellen Identitätsbehauptungen nicht einfach in die empirische Forschung übertragen werden kann. Nach wie vor versichern sich Schwule und Lesben in einer heteronormativen Gesellschaft gerade durch solche Identitätsbehauptungen ihrer Existenz. Sinnvoll erscheint vielmehr der Anspruch, die Forschungspraxis selbst hinsichtlich heteronormativer Vorannahmen kritisch zu reflektieren. Deutlich gemacht werden konnte, dass sich die Definition der deutschsprachigen Paar- und Familienforschung – trotz Individualisierung und Pluralisierung – nach wie vor an der Norm der Heterosexualität orientiert und damit Ausgrenzungen erzeugt. Bezieht man demgegenüber die Ebene der Selbstdefinition von Beziehungen ein, lässt sich diese Beschränkung abbauen. Am Beispiel des Forschungsgegenstandes Paarbeziehung wurde gezeigt, dass Ausgrenzungen vermieden werden können, wenn der Fokus empirischer Paarstudien auf der Paaridentität und nicht auf der Geschlechterkonstellation, der Beziehungsdauer oder der Beziehungspraxis liegt. Möglich wird es dadurch auch, homosexuelle Paare nicht als Stellvertreter einer Minorität zu erforschen, sondern durch ihre Erforschung Normierungen der ‚Normalität‘ aufzuzeigen. Im zweiten Teil des Beitrages wurde diesen Überlegungen folgend die homosexuelle Paarbildung ins Zentrum gestellt und dargestellt, wie die individuellen Identitäten im Zuge des Paarbildungsprozesses (und der Entwicklung von Paaridentität) einer Festlegung unterworfen sind. Das bedeutet auch – um auf die eingangs formulierte Frage zurückzukommen – dass homosexuelle Paare nicht als queere Paare beschrieben werden können. An verschiedenen empirischen Beispielen konnte dennoch belegt werden, dass das Verhältnis von individueller Identität und Paaridentität als Spannungsverhältnis begriffen werden muss. Dieses Spannungsverhältnis ergibt sich durch die institutionellen Mechanismen der Paarbildung, die zu Festlegungen auf der Ebene der individuellen Identität führen, einerseits und dem Fehlen, und damit der größeren Freiheit, von kulturellen Vorga-

ben für den Beziehungsalltag andererseits. Bezogen auf persönliche Beziehungen ist der Anspruch der *Queer Studies* nach einer Ent-Institutionalisierung immer auch mit einem erhöhtem Aufwand verbunden.

Die Herausforderung des Beitrags bestand schließlich darin, queere Perspektiven mit einem konkreten Forschungsfeld, dem der Paarforschung, zu konfrontieren. Vordringlich schien hierbei, die homosexuelle Paarbeziehung, anders als in der deutschsprachigen Paarforschung üblich, weder als Abweichung von heterosexueller Normalität, noch als Abgrenzungshorizont für die Konturierung eben jener zu begreifen. Was an dieser Stelle offen bleibt, ist die Frage, inwieweit das weiter gefasste Feld der persönlichen Beziehungen, die weitgehend auf Institutionalisierungen beruhen, zur queeren Analyse geeignet sind. Oder ob sie nicht einfach hingenommen werden müssen als die ‚sichere Basis‘ von verunsichernden Strategien und Politiken.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001.
- 2 Eine Ausnahme bildet der Studiengang „Gender und Queer Studies“ in Hamburg (www.genderstudies-hamburg.de).
- 3 Vgl. Nina Degele: „Heteronormativ entselbstverständlichen: Zum verunsichernden Potenzial von Queer Studies“, in diesem Band.
- 4 Der Beitrag bezieht sich auf die laufende Dissertation der Autorin zu homo- und heterosexuellen Paarbeziehungen an der TU Dresden. Betreut wird die Arbeit von Prof. Dr. Karl Lenz.
- 5 Vgl. Nina Degele: „Heteronormativ entselbstverständlichen: Zum verunsichernden Potenzial von Queer Studies“, in diesem Band.
- 6 Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001.
- 7 Vgl. ebd.
- 8 Zuletzt gab es zur sexuellen Orientierung vom regierenden Bürgermeister Hamburgs Ole von Beust und der baden-württembergischen Kultusministerin Annette Schavan öffentliche Debatten. Schaden erlitten haben m.E. die beiden nicht deshalb, weil sie möglicherweise schwul oder lesbisch leben, sondern weil ihnen angelastet wurde, dies zu verheimlichen. Im Unterschied zu den USA, wo das Outing öffentlicher Personen durch Dritte eine Strategie ist, die Doppelmoral des gesellschaftlichen Diskurses und ihrer Träger aufzudecken, haben sich hierzulande in den genannten Fällen schließlich vor allem diejenigen diskreditiert, die durch das Outing ihre politischen Gegner zu demontieren versucht haben.
- 9 Cristina Nord: „Sprichst du nur den Zaubersatz“, in: *Die Tageszeitung* vom 1.12.2004 (<http://www.taz.de/pt/2004/12/01/a0174.nf/textdruck>).
- 10 Stefanie Soine: „Queer als Herausforderung: Lesben zwischen Heterosexismuskritik und Lifestyle“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, Heft 52, 1999.
- 11 Ebd., S. 23.
- 12 Ebd., S. 21.
- 13 Ebd., S. 22.
- 14 Vgl. Heiner Keupp (Hrsg.): *Identitätsarbeit heute: klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung*, Frankfurt/M. 1999.
- 15 Erving Goffman: „Das Arrangement der Geschlechter“, in: Ders.: *Interaktion und Geschlecht*, Frankfurt/M. 1994.
- 16 Günter Burkart: *Lebensphasen. Liebesphasen. Vom Paar zum Single und zurück?*, Opladen 1997, S. 176.
- 17 Vgl. Sabine Hark: „Queer Interventionen“, in: *Feministische Studien*, Jg. 11, Heft 2, 1993, S. 103-109.
- 18 Vgl. Maja S. Maier: „Zur Reproduktion von Zweigeschlechtlichkeit. Methodische Überlegungen zur Erforschung von homosexuellen Paarbeziehungen“, in: Sylvia Buchen/Cornelia Helfferich/Maja S. Maier (Hrsg.): *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen*, Wiesbaden 2004, S. 249-265.
- 19 V.a. im Anschluss an: Ulrich Beck: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt/M. 1986; Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim: *Das ganz normale Chaos der Liebe*,

- Frankfurt/M. 1990; Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim (Hrsg.): *Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*, Frankfurt/M. 1994.
- 20 Zum Beispiel: Günter Burkart: *Lebensphasen. Liebesphasen. Vom Paar zum Single und zurück?*, Opladen 1997 und Jürgen Friedrichs (Hrsg.): *Die Individualisierungs-These*, Opladen 1998.
- 21 Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim: „Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. Anmerkungen zur Individualisierungsdiskussion am Beispiel des Aufsatzes von Günter Burkart“, in: *Zeitschrift für Soziologie*, Heft 22, 1993, S. 178-187.
- 22 Beispielhaft seien einige Arbeiten genannt: Zu Singles vgl. Stefan Hradil: „Auf dem Weg zur ‚Single-Gesellschaft‘“, in: Ute Gerhardt/Stefan Hradil/Doris Lucke/Bernhard Nauck (Hrsg.): *Familie der Zukunft. Lebensbedingungen und Lebensformen*, Opladen 1995, S. 189-224; zu Stieffamilien vgl. Walter Bien/Angela Hartl/Markus Teubner: „Stieffamilien in Deutschland“, in: *DJI – Das Forschungsjahr 2001*, München 2001, S. 87-108; zu nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften vgl. Thomas Klein/Wolfgang Lauterbach (Hrsg.): *Nichteheliche Lebensgemeinschaften. Analysen zum Wandel partnerschaftlicher Lebensformen*, Opladen 1999.
- 23 Vgl. Norbert F. Schneider/Doris Rosenkranz/Ruth Limmer: *Nichtkonventionelle Lebensformen. Entstehung. Entwicklung. Konsequenzen*, Opladen 1998; Laszlo A. Vaskovics/Martina Rupp/Barbara Hofmann: *Lebensverläufe in der Moderne: Nichteheliche Lebensgemeinschaften. Eine soziologische Längsschnittstudie*, Opladen 1997;
- Rüdiger Peuckert: *Familienformen im sozialen Wandel*, Stuttgart 2004.
- 24 Vgl. Karl Lenz: „Familie – Abschied von einem Begriff?“, in: Frank Benseler/Bettina Blanck/Reinhard Keil-Slawik/Werner Loh (Hrsg.): *Erwägen Wissen Ethik (EWE)*, Jg. 14, Heft 3, 2003, S. 485-498.
- 25 Vgl. Rosemarie Nave-Herz: *Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde*, Weinheim und München 2004; Stefan Hradil: *Die Sozialstruktur Deutschlands im internationalen Vergleich*, Wiesbaden 2004.
- 26 Jeffrey Weeks/Brian Heaphy/Catherine Donovan: *Same Sex Intimacies. Families of Choice and Other Life Experiments*, London 2001.
- 27 Vgl. Anthony Giddens: *Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*, Frankfurt/M. 1993.
- 28 Jeffrey Weeks/Brian Heaphy/Catherine Donovan: *Same Sex Intimacies. Families of Choice and Other Life Experiments*, London 2001, S. 48ff.
- 29 Ebd., S. 30.
- 30 Sally Cline: *Couples. Scene from the Inside*, London 1999.
- 31 Ebd., S. 20.
- 32 Vgl. Cornelia Koppetsch/Günter Burkart: *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Normen im Milieuvvergleich*, Konstanz 1999.
- 33 Für Schwule und Lesben selbst scheint dies einfacher zu sein, zumindest suggeriert dies der in der *Community* etablierte Begriff „Gaydar“, der, angelehnt an das Wort Radar, die Ortung und Messung homosexueller Ausstrahlung meint.

- 34 Die Kürzel bezeichnen die anonymisierten Namen meiner Interviewpartner inkl. Seitenzahl.
- 35 Sally Cline: *Couples. Scene from the Inside*, London 1999, S. 23.
- 36 Bei heterosexuellen Paaren kommt dies meist nur dann vor, wenn soziale Differenzen zwischen den Beziehungspersonen bestehen beispielsweise bei bi-kulturellen, bi-nationalen oder mixed-raced Paaren oder auch Paaren, in denen die Partner aus unterschiedlichen sozialen Milieus stammen.
- 37 Peter L. Berger/Hansfried Kellner: „Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens“, in: *Soziale Welt*, Heft 16, 1965, S. 220-235.
- 38 Vgl. Karl Lenz: „Eigengeschichten von Paaren: Theoretische Kontextualisierung und empirische Analyse“, in: Gerd Melville/Hans-Peter Vorländer (Hrsg.): *Geltungsgeschichten*, Köln/Weimar/Wien 2002.
- 39 Vgl. Letitia Anne Peplau/Leah R. Spalding: „The Close Relationships of Lesbian, Gay Men, and Bisexuals“, in: Clyde Hendrick/Susan S. Hendrick (Hrsg.): *Close Relationships. A Sourcebook*, Sage 2000, S. 111-123.
- 40 Peter L. Berger/Hansfried Kellner: „Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens“, in: *Soziale Welt*, Heft 16, 1965, S. 227.
- 41 Indem das homosexuelle Paar hier als ‚Normalfall‘, als Prototyp fokussiert wird, kann m.E. hier von einer queeren Perspektive auf Paarbeziehungen gesprochen und die allgemeinen Erkenntnisse über Paarbeziehungen erweitert werden.
- 42 George H. Mead: *Mind, Self and Society*, Chicago 1934.
- 43 Vgl. Elisabeth Beck-Gernsheim: „Von der Liebe zur Beziehung? Veränderungen im Verhältnis von Mann und Frau in der individualisierten Gesellschaft“, in: Johannes Berger (Hrsg.): *Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren*, Göttingen 1986, S. 213.
- 44 Bei heterosexuellen Paaren wird vermutlich insbesondere die geschlechtliche Identität bestätigt.
- 45 Peter L. Berger/Hansfried Kellner: „Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens“, in: *Soziale Welt*, Heft 16, 1965, S. 229.
- 46 Vgl. ebd., S. 230.
- 47 Vgl. Cornelia Koppetsch/Günter Burkart: *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Normen im Milieuvvergleich*, Konstanz 1999.
- 48 Zur Bedeutung von Sexualität in lesbischen Paarbeziehungen: Susan E. Johnson: *Staying Power. Long Term Lesbian Couples*, Tallahassee 1991, S. 150ff.; in schwulen Paarbeziehungen: Philip Blumstein/Pepper W. Schwartz: *American Couples. Money, Work, Sex*, New York 1983, S. 240 ff.
- 49 Nina Degele: „Heteronormativ ent selbstverständlichen: Zum verunsichernden Potenzial von Queer Studies“, in diesem Band.

Literatur

- Beck, Ulrich:** *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt/M. 1986.
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth:** *Das ganz normale Chaos der Liebe*, Frankfurt/M. 1990.
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth:** „Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. Anmerkungen zur Individualisierungsdiskussion am Beispiel des Aufsatzes von Günter Burkart“, in: *Zeitschrift für Soziologie*, Heft 22, 1993, S. 178-187.
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.):** *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*, Frankfurt/M. 1994.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth:** „Von der Liebe zur Beziehung? Veränderungen im Verhältnis von Mann und Frau in der individualisierten Gesellschaft“, in: Johannes Berger (Hrsg.): *Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren*, Göttingen 1986, S. 209-233.
- Berger, Peter L./Kellner, Hansfried:** „Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens“, in: *Soziale Welt*, Heft 16, 1965, S. 220-235.
- Bien, Walter/Hartl, Angela/Teubner, Markus:** „Stieffamilien in Deutschland“, in: *DJI – Das Forschungsjahr 2001*, München 2001, S. 87-108.
- Blumstein, Philip/Schwartz, Pepper W.:** *American Couples. Money, Work, Sex*, New York 1983.
- Burkart, Günter:** *Lebensphasen. Liebesphasen. Vom Paar zum Single und zurück?*, Opladen 1997.
- Cline, Sally:** *Couples. Scene from the Inside*, London 1999.
- Degele, Nina:** „Heteronormativ ent-selbstverständlichen: Zum verunsichernden Potenzial von Queer Studies“, in diesem Band, S. 1-19.
- Friedrichs, Jürgen (Hrsg.):** *Die Individualisierungs-These*, Opladen 1998.
- Giddens, Anthony:** *Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*, Frankfurt/M. 1993.
- Goffman, Erving:** „Das Arrangement der Geschlechter“, in: Ders.: *Interaktion und Geschlecht*, herausgegeben von Hubert Knoblauch, Frankfurt/M. 1994.
- Hark, Sabine:** „Queer Interventionen“, in: *Feministische Studien*, Jg. 11, Heft 2, 1993, S. 103-109.
- Hradil, Stefan:** „Auf dem Weg zur ‚Single-Gesellschaft‘?“, in: Ute Gerhardt/Stefan Hradil/Doris Lucke/Bernhard Nauck (Hrsg.): *Familie der Zukunft. Lebensbedingungen und Lebensformen*, Opladen 1995, S. 189-224.
- Hradil, Stefan:** *Die Sozialstruktur Deutschlands im internationalen Vergleich*, Wiesbaden 2004.
- Jagose, Annamarie:** *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001.
- Johnson, Susan E.:** *Staying Power. Long Term Lesbian Couples*, Tallahassee 1991.
- Keupp, Heiner (Hrsg.):** *Identitätsarbeit heute: klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung*, Frankfurt/M. 1999.
- Klein, Thomas/Lauterbach, Wolfgang (Hrsg.):** *Nichteheliche Lebensgemein-*

- schaften. *Analysen zum Wandel partnerschaftlicher Lebensformen*, Opladen 1999.
- Koppetsch, Cornelia/Burkart, Günter:** *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Normen im Milieuvvergleich*, Konstanz 1999.
- Lenz, Karl:** „Eigengeschichten von Paaren: Theoretische Kontextualisierung und empirische Analyse“, in: Gerd Melville/Hans-Peter Vorländer (Hrsg.): *Geltungsgeschichten*, Köln, Weimar und Wien 2002.
- Lenz, Karl:** „Familie – Abschied von einem Begriff?“, in: Frank Benseiler/Bettina Blanck/Reinhard Keil-Slawik/Werner Loh (Hrsg.): *Erwägen Wissen Ethik (EWE)*, Jg. 14, Heft 3, 2003, S. 485-498.
- Maier, Maja S.:** „Zur Reproduktion von Zweigeschlechtlichkeit. Methodische Überlegungen zur Erforschung von homosexuellen Paarbeziehungen“, in: Sylvia Buchen/Cornelia Helfferich/Maja S. Maier (Hrsg.): *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen*, Wiesbaden 2004, S. 249-265.
- Mead, George H.:** *Mind, Self and Society*, Chicago 1934.
- Nave-Herz, Rosemarie:** *Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde*, Weinheim und München 2004.
- Nord, Cristina:** „Sprichst du nur den Zaubersatz“, in: *Die Tageszeitung* vom 1.12.2004 (<http://www.taz.de/pt/2004/12/01/a0174.nf/textdruck>)
- Peplau, Letitia Anne/Spalding, Leah R.:** „The Close Relationships of Lesbian, Gay Men, and Bisexuals“, in: Clyde Hendrick/Susan S. Hendrick (Hrsg.): *Close Relationships. A Sourcebook*, Sage 2000, S. 111-123.
- Peuckert, Rüdiger:** *Familienformen im sozialen Wandel*, Stuttgart 2004.
- Schneider, Norbert F./Rosenkranz, Doris/Limmer, Ruth:** *Nichtkonventionelle Lebensformen. Entstehung. Entwicklung. Konsequenzen*, Opladen 1998.
- Soine, Stefanie:** „Queer als Herausforderung: Lesben zwischen Heterosexismuskritik und Lifestyle“, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, Heft 52, 1999, S. 9-26.
- Vaskovics, Laszlo A./Rupp, Martina/Hofmann, Barbara:** *Lebensverläufe in der Moderne: Nichteheliche Lebensgemeinschaften. Eine soziologische Längsschnittstudie*, Opladen 1997.
- Weeks, Jeffrey/Heaphy, Brian/Donovan, Catherine:** *Same Sex Intimacies. Families of Choice and Other Life Experiments*, London 2001.

Guérillères & Kriegsmaschinen

Über Monique Wittig

„Wie alle Ansätze utopischer Visionen, die Wittig in ihren fiktionalen Texten entwirft, beruht auch diese [Virgile, non] auf einem radikalen Ausschluß von Männern und damit aller Ausprägungen ihrer Dominanz.“¹

Kaum eine feministische/queere Gegenwartsphilosophin evozierte noch zu ihren Lebzeiten so viele spekulative Zuschreibungen wie diese: Monique Wittig, die vermeintliche Dogma-Separatistin. Kaum eine Denkerin wurde im Gedächtnis des bundesdeutschen Feminismus klischeebeladener konserviert als Wittig, die „Amazone“.² Und kaum eine Theoretikerin der Geschlechterverhältnisse wurde hier oberflächlicher und inkonsequenter gelesen:

„Die Bezeichnung Frau lehnte sie ab, da diese nur die hierarchische Beziehung zum Mann stabilisierte und festigte. Als Gegenentwurf diente ihr die lesbische Frau, die sich auf Frauen bezieht und männlichen Zuschreibungen entzieht.“³

Nachdem bekannt wurde, dass Monique Wittig am 3. Januar 2003 gestorben ist, raunte es nochmals kurz in einschlägigen Organen. Es herrschte Konsens darüber, dass der Tod einer feministisch-lesbischen Ikone zu beklagen war: Was diese allerdings zur solchen gemacht hatte, verlor sich in einer seit Jahrzehnten betriebenen Mythologisierung fernab jeglicher Textkenntnis. Die Frühlingsausgabe der *Virginia* etwa titelte mit „Vision einer weiblichen Welt. In Memoriam: Monique Wittig“ – ganz so, als ob sich die Autorin noch nie mit Wittigs literarischen wie theoretischen Arbeiten auseinandergesetzt hätte.⁴

Diese Mythologisierung war der Nebeneffekt bewussten Zurückhaltens von Details aus dem Leben einer Autorin, die strikt zwischen Privatem und Werk zu trennen wusste. Das spärliche Biographische: Monique Wittig wurde am 13. Juli 1935 im elsässischen Dannemarie geboren. Beim Einmarsch der deutschen Truppen verließen ihre Eltern – NazigegnerInnen – die Region und zogen in die Auvergne, wo Wittig aufwuchs, bevor die Familie schließlich nach Paris ging. Dort studierte sie in den 1950er Jahren Literaturwissenschaft, arbeitete als Lektorin bei Les Éditions de Minuit, wo 1964 ihr erster Roman, *L'opoponax*, erschien, den die Kritik begeistert

aufnahm. Mit *Les guérillères* folgte fünf Jahre später wegweisende feministische Prosa. 1970 trat Wittig auch als Aktivistin in die öffentliche Aufmerksamkeit. Im Verlauf der 1970er Jahre wurde sie zu einer Schlüsselfigur der feministischen Bewegungen in Frankreich und mitunter bekannteste Vertreterin des lesbischen Flügels. Noch im selben Jahrzehnt siedelte sie in die Vereinigten Staaten über. Neben weiteren literarischen Arbeiten wie *Brouillon pour un dictionnaire des amantes* (zusammen mit Sande Zeig) und *Virgile, non* verfasste sie dort jene Aufsätze, die 1992 im Band *The Straight Mind and Other Essays*⁵ gesammelt veröffentlicht wurden. Basierend auf einer literarischen Vorlage Wittigs entstand 2001 Sande Zeigs Film *The Girl*. Nach Lehrtätigkeiten an diversen Universitäten war Wittig von 1986 bis zu ihrem Tod 2003 Professorin an der Universität von Tucson, Arizona.

Wo in der BRD von feministischer Seite aus Spekulation und Verflachung betrieben wurde, reagierte die *Queer Theory* im internationalen Kontext zumeist verhalten, wenn nicht gar ignorant, obwohl hartnäckig vom Gegenteil ausgegangen wird. Monique Wittigs theoretische Arbeiten, deren Gehalt und Wirkung auf die Geschlechterforschung sich mit ‚folgenreich‘ annähernd umreißen ließe, fanden im akademischen Sexualitätsdiskurs primär Resonanz in Form von Ablehnung – mal aus quasi-solidarischer Position kommend⁶ oder gleich als indiskutabel, da unhaltbar, abgetan.⁷ In manchen Einführungsbänden⁸ zur *Queer Theory* findet sich noch das kurze Aufflackern des legendären Namens: Eine minimale Anerkennung, welche die konkrete Auseinandersetzung mit Wittigs Texten jedoch vermeidet, da sich queere Theorieproduktion zumeist als verlängerten Arm von Michel Foucaults *Œuvre* feiert und Judith Butlers *Unbehagen der Geschlechter* zum ewig wiederkehrenden Ausgangspunkt jeder Analyse des Sexualitätsdispositivs macht. So wird ein bestimmter Theoriestrang privilegiert, anstatt das innerhalb von *queer* oft beschworene Mannigfaltige selbst zur Proliferation zu bringen: Verwirrt ist die lesbische prä-Gender-Trouble-Kontribution, im Speziellen diejenige Wittigs.

Da Monique Wittigs Arbeiten „the perfect illustration of the connection between politics and theory“ sind, wie Louise Turcotte in ihrem Vorwort zu *The Straight Mind* feststellt⁹ und da sich *queer* in langsamer Selbstdomestikation mehr und mehr zur pluralistisch-toleranten, nichtintervenierenden akademischen Exklusivität zu entwickeln scheint, bietet sich eine Neubeschäftigung mit der Prosa, dem Aktivismus und den Theorien einer Philosophin an, die, ähnlich wie Félix Guattari, Politik und Theorie in einem Leben entfaltete. Pointierter und kämpferischer – ohne dabei verbissen, platt oder eskapistisch zu wirken – sind elementare Fragestellungen zu den Geschlechterverhältnissen selten formuliert worden: Ideen, die 30, 40 Jahre nach ihren Erstveröffentlichungen mehr Anregungen und wieder aufzunehmende Linien enthalten als manch neueste Publikation zur Frage des Sexualitätsregimes.

I. PROSA

L'opoponax: Es sind keine Mädchen auf dem Bild

1964 debütiert die Schriftstellerin Monique Wittig mit einem die Kritik begeistern- den Roman: *L'opoponax*,¹⁰ für den die Autorin mit dem Prix Médicis ausgezeichnet wurde und der Wittigs zugänglichste literarische Arbeit bleiben sollte. Verfasst in einem Stil, der sentimentalisierte adulte Perzepte wie Nostalgie ausschließt, universalisiert der eigensinnige Bildungsroman die Erfahrungswelt von Kindheit und früher Jugend und geht nebenbei mikroskopisch der Verbindung von Sprache/ Spracherwerb und Macht nach.

Das Alltagsgeschehen christlich-ländlicher Sozialisation bestimmt die vordergründige Romanebene. Die Erlebnisse der von Nonnen unterrichteten Catherine Legrand (der wohl aus formalen Gründen die Protagonistinnenposition zukommt) und ihrer Freundinnen/Mitschülerinnen werden in assoziativ aneinander gereihten Begebenheiten geschildert, die mit dem Einschulungsalter einsetzen und sich bis zum ersten pubertären Liebesbekenntnis erstrecken. Die Kindheitsperspektive gestattet nichts, was einem Blick über die Verhältnisse gleichkäme, sondern lässt ausschließlich eine fragmentarische, momentbezogene Wahrnehmung von Realität zu, in der Unterrichtsstunden, Beerdigungen, Spiele und Gottesdienste gleichermaßen gehandhabt werden. Erwachsene besetzen konsequenterweise nur marginale Plätze und fungieren primär als Zielscheibe für kindliche Ironie, mittels welcher die Welt und ihre Regeln zum Teil wahrgenommen werden.

Die unbestimmte dritte Person, *on*, bestimmt die gesamte Erzählperspektive: Das grammatische Neutrum unterwandert die Zwangsvergeschlechtlichung des Geschilderten (da *on* in der deutschen Übersetzung mit *man* wiedergegeben wurde, einem Wort also, das phonetisch mit *Mann* identisch ist, entfaltet die Übersetzung diese Wirkung nur bedingt) und verweist auf eine kindliche Kollektivperspektive. Um der Verwendung von Personalpronomen entgegenzuwirken, werden die Charaktere des Weiteren beim vollen Namen genannt. Wittigs erster Roman lässt somit bereits durchscheinen, was in den literarischen Folgewerken und den theoretischen Aufsätzen dominierendes Thema sein wird: Im phallischen Signifikantenregime verläuft der Kampf gegen die Kategorie Geschlecht durch ihre sprachliche Zurückweisung.

Den Roman eröffnet eine Szene, in der Catherine Legrands Mitschüler Robert Payen der Klasse sein „Piephähnchen“ präsentiert – eine Bubeninszenierung phallischer Omnipotenz, die durchscheinen lässt, wie früh männliche Kinder gerade qua Schule als körperlich superior vergesellschaftet werden. Dass allen Geschlechtern das maskulinistische Kulturmonopol als selbstverständlich, als „immer schon“, als „natürlich“ indoktriniert wird, unterstreicht eine Episode aus dem Geschichtsunterricht, in der die Lehrerin über Karl den Großen sinniert, den eine Abbildung im Unterrichtsbuch von Kindern umringt zeigt. Der kindliche Blick auf den Herrscher

hingegen entpuppt sich als distanziert, kühl und jenseits der vermittelten Geschlechterideologie: „Es sind keine Mädchen auf dem Bild“¹¹ – ein Scharfsinn, über den Nonnen als Zuarbeiterinnen und Komplizinnen der Phallokratie nicht verfügen. Der zu verinnerlichende Repressionsapparat erscheint den Heranwachsenden in *L'opoponax* mit wachsendem Sprach-/Reflexionsvermögen zunehmend lächerlich: „Man sagt, daß man seine Seele noch so oft dem Teufel anbieten kann, der Teufel will sie nicht, was man auch immer darüber gehört haben mag.“¹² Dass der Weg zur Subjektivität über das Kontrollvermögen von Sprache verläuft, wird im Romanverlauf an Hand des „man“ durchexerziert: Vom anfänglichen, noch unbefangenen wirkenden „Man spielt in der Klasse“ über „Man hat Bedenken“ hin zu „Man sagt, daß...“ als Ausdruck eines Bewusstseins, das gelernt hat, zwischen ‚ich‘ und ‚Welt‘ zu separieren. Das erste reflektierte „Ich“ fällt in *L'opoponax* am Romanende, als Affektbekundung von Catherine Legrand gegenüber ihrer Mitschülerin Valerie Borge: „Man sagt, Sie liebte ich so sehr, daß ich lebe auch in ihr.“¹³ Es ist bezeichnend, dass das Liebesbekenntnisses sich durch ein Zitat von Maurice Scève artikuliert: Die phallische Monotonie des im Klassenzimmer vermittelten Begriffs von ‚Kultur‘ kennt keine Sappho, und aus dem sich selbst artikulierend wähnenden ‚ich‘ spricht die phallozentrische Imprägnierung, der auch ein lesbisches ‚ich‘ nicht entgeht. Diesen Topos des Befangenseins in der binären Geschlechterdifferenz problematisiert Wittig im Folgewerk.

Les guérillères: Auf dass diese Ordnung zerstört werde

„Sie [*elles*] sagen, Sklavin, du bist es wirklich, wenn es jemals welche gab. Die [*ils*] haben aus dem, was die von dir unterscheidet, das Sinnbild der Herrschaft und des Besitztums gemacht. Sie sagen, du wirst niemals zu zahlreich sein, um auf den Phallus zu spucken, du wirst niemals zu entschlossen sein, um aufzuhören, deren Sprache zu sprechen, deren Wechselgeld deren Bildnisse deren Kunstwerke deren Symbole zu verbrennen. Sie sagen, die haben alles vorausgesehen, deinen Aufstand haben die im vorhinein Sklavenaufstand getauft, Aufstand wider die Natur, die nennen ihn Aufstand, durch den du dir aneignen willst, was denen gehört, den Phallus. Sie sagen, ich lehne es von jetzt an ab, diese Sprache zu sprechen, ich lehne es ab, die Worte des Mangels hinter denen herzumurmeln Penisneid Geldmangel Mangel an Zeichen Mangel an Namen. Ich lehne es ab, die Worte von Besitz und Nichtbesitz auszusprechen. Sie sagen, wenn ich mir die Welt aneigne, sei es, um mich ihrer sogleich wieder zu entledigen, sei es, um neue Beziehungen zwischen mir und der Welt zu schaffen.“¹⁴

Fünf Jahre nach *L'opoponax* folgt mit *Les guérillères* Wittigs zweiter Roman. Während das Erstlingswerk noch ein durchgehender, an den Prämissen des *Nouveau Roman* geschulter Text war, bricht *Les guérillères* weit exzessiver gängige Konzeptionen von Stil und Form. Drei Kreisabbildungen gliedern den Roman in annähernd

gleich lange Teile, alle paar Seiten wird der Textfluss durch Listen weiblicher Vornamen unterbrochen, und der Text selbst besteht ausschließlich aus blockartigen Sequenzen. Der titelgebende Neologismus verweist auf „guerre“ wie „guerilla“ und evoziert Vorstellungen eines feministischen Kollektivs, dessen Befreiungsbegriff sich nicht mit ‚neuem Denken‘ begnügt, sondern sich die Option des Kampfes gegen das binäre Geschlechterarrangement offen hält – unzweifelhaft ein Gestus von ’68, in dessen Kontext der Text entstand und in dem die konjunktive Praxis linksradikaler Militanz aufgegriffen wurde.

Les guérillères ist ein unmittelbar feministischer Roman wie eine bewegungsinterne Warnung vor sektierenden Verstrickungen, die Feministinnen wie allen AktivistInnen emanzipatorischer Politik von innen heraus drohen. Lange bevor Differenzfeminismus als ideologische Formierung auszumachen war, lieferte *Les guérillères* gespiegeltem Genitalismus, Matriarchatskulten, Göttinnenverehrung, der Verweiblichung von Religion, der Aufwertung ‚weiblicher Eigenschaften‘ und geschlechtlichem Separatismus eine radikale Absage. Was hier entworfen wird, ist ein feministisches Subjekt, das sich als solches durch sozialen Kampf definiert, den Blick stets auf die historische Gewachsenheit der Verhältnisse gerichtet. Der radikale Feminismus der *Guérillères* erschöpft sich weder in Gleichheitsforderungen noch in der Etablierung einer weiblichen bzw. lesbischen Gegenkultur, sondern fordert die totale Destruktion der Kategorie Geschlecht. Raum und Zeit des Romans sind nicht näher umrissen. Die Handlung scheint wegen offensichtlicher Amazonenreferenzen dem Epos verpflichtet zu sein, obwohl manche Passagen futuristischen anmuten und in der feministischen Rezeption eher unter diesem Label wahrgenommen wurde: Donna Haraway etwa kontextualisiert Wittig zwischen feministischen/queeren Sci-Fi-AutorInnen wie Octavia Butler oder Samuel Delaney.¹⁵ Der eigentliche Schauplatz des Textes (ob Epos oder Sci-Fi-Utopie) liegt dabei wieder in der Sprache selbst. Wittig verwendet durchgehend den weiblichen Plural „elles“, um diesen von seiner im gängigen Sprachgebrauch exklusiven Zuordnung für ‚das Geschlechtliche‘ zu befreien und ihn an die Stelle des ‚das Allgemeine‘ bezeichnenden maskulinen *ils* zu rücken. Diese grammatikalische Reterritorialisierung von *elles* versteht Wittig an anderer Stelle als Exempel für Julia Kristevas Intertextualitätstheorem, da sie durch die Arbeiten Nathalie Sarrautes zur Universalisierung der weiblichen Personalpronomen angeregt wurde.¹⁶ *Elles* fungiert jedoch nicht als Synonym: Den Terminus ‚Frau‘ verwendet Wittig nicht, da diese soziale Markierung für sie von der gleichen repressiven Bedeutung wie Sklave/Sklavin („*slave*“) gezeichnet sei.

Der erste Teil von *Les guérillères* schildert diese beim Versuch, sich Geschichte mittels der Re-Erkundung von Körperlichkeit und Mythologie wiederanzueignen. Das in „Feminarien“ tradierte Wissen hilft ihnen dabei, zu neuem Bewusstsein bezüglich des marginalisierten Feldes ‚Weiblichkeit‘ zu gelangen. Dies beinhaltet religiöse Dissidenz in Form von kulturübergreifendem Polytheismus: Mit Amaterasu, Cihucoatl und Eristikos werden Kriegs- und Sonnengöttinnen geehrt, welche die ‚weibliche‘ Semantisierung von Friedfertigkeit, Nacht und Mond als Produkt westlich-christlicher Codierungsleistung entblößen. Schließlich erscheint die gesamte

bisherige kulturelle, politische und soziale Ordnung als strukturell durchorganisierter Phallogentrismus. Diesen countern die Guérillères anfangs mit einem heiteren Vulvakult, bis sie darin im zweiten Textteil einen Effekt des Denkens in Parametern der Geschlechterdifferenz ausmachen:

„Die Frauen [*sic*] sagen, daß sie ihren Körper in seiner Gesamtheit empfinden. Sie sagen, daß sie nicht irgendeinen seiner Teile bevorzugen unter dem Vorwand, er sei einst Gegenstand eines Verbotes gewesen. Sie sagen, daß sie nicht Gefangene ihrer eigenen Ideologie sein wollen. Sie sagen, daß sie nicht die Symbole gesammelt und entwickelt haben, die in der ersten Zeit für sie notwendig waren, um ihrer Stärke Ausdruck zu verleihen.“¹⁷

Kurz darauf wird mit einem radikalatheistischen Schlag jegliche Form von Divinität abgelehnt, da eine neue Ordnung ihren Widerhall auch in einem neuen Atheismus finden muss. Auch die „Feminarien“ muten plötzlich gleichermaßen antiquiert an. Auf die Selbstbefreiung des Denkens folgt die Kriegsführung gegen das Primat der Phallogokratie. Die Guérillères verhalten sich dabei „barbarischer als die größten Barbaren“, sind jedoch nicht auf eine verdrehte Sexokratie oder Vernichtung von Männern aus, sondern auf eine konzeptuelle Reorganisation des Sozialen, in der sich Individuen an das Ordnungsprinzip ‚Geschlecht‘ höchstens als Relikt vergangenen Denkens erinnern werden. Die Utopie schließt entsprechend mit einem mehrgeschlechtlichen „wir“, das, die Internationale singend, der Toten gedenkt, die unter dem Supremat der Heterosexualität mit ihrem Leben bezahlen mussten. Dieses Gedenken findet sich im gesamten Text alle paar Seiten, wenn Listen mit weiblichen Namen die Narration unterbrechen:

„VASA FABIANE BELISSUNU
NEBKA MAUD ARETE MAAT
ATALANTA DIOMEDE URUK
OM FRANÇOISE NAUSIKAA
PUDUHEPA KUWATALLA
AGATHOKLEA BOZENA NADA“¹⁸

Die zumeist kollektiv geschilderten *elles* werden dadurch memorisiert/historisiert, weil die Namen die Erinnerung an eine anonyme Menge Unbekannter und Vergessener wach halten. Da es sich ausschließlich um Vornamen handelt, wirken diese Einstreuungen zugleich wie eine gegenwartsbezogene Konterkarierung von westlichem Heroismus, der einen Namen in einem singulären Mythos aufgehen lässt. Wittigs Heldinnen hingegen sind per se Multitude.

Der avantgardistische Anspruch der Autorin wurde durch die deutsche Übersetzung völlig verdreht. Während Wittigs Prosa in Frankreich von Les Éditions de Minuit publiziert wurde (wo auch Deleuze/Guattari, Duras, Irigaray, Sarraute etc. veröffentlichten), erschien *Les guérillères* in der BRD unter dem obskuren Titel *Die Verschwörung der Balkis*¹⁹ bei Frauenoffensive, dem Verlag von Verena Stefan, der

faschistoiden Theologin Mary Daly und zahlreicher weiterer Matriarchatsokkultistinnen. Die anonyme Übersetzung durchlief eine entsprechende Verschiebung hin zur esoterisierten Separatistinnen-Kitschutopie und ließ vom eigentlichen Roman bestenfalls ein depolitisiertes Fragment übrig. Zum massivsten Übertragungsfehler wurde die Verwendung jenes Begriffs, der im Original aus radikaler Programmatik strikt vermieden wurde: „Frauen“. Die Übersetzung von *elles* mit „die Frauen“ desavouiert den Schockeffekt, den ein Text auslöst, in welchem der weibliche Plural die hegemoniale grammatikalische Position einnimmt, ohne seine tragenden Subjekte dabei jedoch zwangsläufig als „Frauen“ – nach Wittig ein patriarchales, soziokulturelles Divisionskriterium – zu konkretisieren. Wittig lehnte diese Fassung entsprechend ab.²⁰ Dem Roman ist im Original zudem eine Literaturliste angehängt, die in der deutschen Ausgabe nicht übernommen wurde und den Text dadurch abermals so wesentlich in seiner Aussageproduktion einschränkt, dass nicht von einer Übersetztheit von *Les guérillères* ins Deutsche ausgegangen werden kann.²¹ Diese Liste von Prä-Texten verkettet Wittigs feministisches Anliegen mit anderen radikalen Gesellschaftsentwürfen, Denkmodellen und Narrativen, um Feminismus in den Kontext einer größeren, pluralen sozialen Emanzipation zu rücken.

Der lesbische Körper: i/ch bin der Schauplatz eines großen Getöses

Im 1973 erschienenen dritten Roman Wittigs wird die formale Handlungsebene noch weiter in den Hintergrund geschoben. Während für *Les guérillères* die Frage nach der Zerstörung der binarisierenden Kategorie ‚Geschlecht‘ zentral war, ist die geschlechtliche Ebene in *Le corps lesbien*²² eine rein lesbische. Der Titel summiert provokant das literarische Unterfangen: *Der lesbische Körper* ist eine präzise Darstellung ebendessen, ein Manifest gegen jahrtausendelange kulturelle Verzärtlichung von ‚Weiblichkeit‘ durch maskulinistische Symbolismen, die von Liebeslyrik bis Aktmalerei nichts ausgelassen haben, um ‚Frauen‘ im Symbolischen stets (von Männern) Begehrte, nie Begehrende sein zu lassen und die Sexualität in genitalistische Koordinaten drängten, um Körper durch punktuelle Identifizierung gänzlich zu sexuieren. Wittigs Körperdarstellung verweigert sich dementsprechend diesen Verklärungen. Die hier verwendete Sprache zeichnet sich an manchen Stellen vor allem durch die brachiale Bestandsaufnahme des kulturell Verformten aus. Lyrische Deskription vermengt sich mit medizinischer Terminologie, welche Assoziationen an den komplexen Diskurs von institutioneller Medizin und phallozentristischer Wissenschaft, der ‚den weiblichen Körper‘ zu diesem machte, allerdings nur peripher wachruft. Vielmehr entfaltet sich eine widerspenstige Re-Kreation des Körpers durch lesbische Anrufung, qua Benennung der unzähligen organischen/physiognomischen Einzelteile, aus denen sich Körper konstituieren:

„DER LESBISCHE KÖRPER DER SAFT DER
SPEICHEL DER GEIFER DER ROTZ DER
SCHWEISS DIE TRÄNEN DAS OHRENSCHMALZ
DER HARN DER KOT DIE EXKREMENTE DAS
BLUT DIE LYMPHE DIE GALLERTE (...)“²³

Acht dieser Listen unterbrechen die Narration und garantieren dem refragmentierten Körper kontinuierliche Textpräsenz. Die letzte Liste schließt zudem so, wie die erste beginnt („DER LESBISCHE KÖRPER“) um der wiederkehrenden Zäsur eine zirkuläre Form zu geben. Die (Re-)Appropriation des Körpers wird dadurch zur fortwährenden Aufgabe.

Lieben-Lernen ist in *Le corps lesbien* das Verlernen romantisierender Liebesideale. Die beiden porträtierten, namenlosen Liebenden erkämpfen sich gegenseitig und verhalten sich dabei bisweilen schonungslos gewalttätig, was innerhalb der feministischen/lesbischen Rezeption verhaltene bis ablehnende Reaktionen provozierte, da Wittigs Ästhetik nicht mit gängigen differenzfeministischen Ideen von ‚Weiblichkeit‘ und Sexualität ‚unter Frauen‘ kongruent war. Ironischerweise lautet einer der den Roman eröffnenden Sätze deshalb auch: „Was sich hier tut (...), ist zur Stunde nicht mit Worten zu benennen (...)“²⁴ (die deutsche Übersetzung operiert abermals mit „die Frauen“ für „elles“ und ist deswegen gleichermaßen wie die hiesige Fassung von *Les guérillères* indiskutabel, was die sexualpolitischen Textimplikationen betrifft). Wie Wittigs vorhergehende Romane besticht auch *Le corps lesbien* nicht nur durch radikalen Inhalt, sondern durch das formale Experimentieren mit Sprache. Der gesamte Text ist von Querstrichen durchzogen, die aus der Subjektposition ein exaltiertes „i/ch“ machen, wie Wittig Jahre später festhält, ein die Welt lesbianisierendes Personalpronomen.²⁵

„(...) i/ch bin die geflochtene Peitsche, die die Haut geißelt, i/ch bin der elektrische Strom, der die Muskeln durchzuckt und verkrampft, i/ch bin der Knebel, der den Mund knebelt, i/ch bin die Binde, die die Augen verdeckt, i/ch bin die Fesseln, die die Hände binden, i/ch bin die Peinigerin, außer sich und mitgerissen von den Qualen, und deine Schreie treffen m/ich umso mehr, m/eine zutiefst Geliebte, als du sie zurückhältst.“²⁶

Der bereits in *Les guérillères* entworfene Kollektivanspruch, der isolierender Individualisierung zu Gunsten effektiveren Handelns entgegenwirken soll, wird auch hier praktiziert. Das sich liebende Paar erkennt in Monogamie und ihren Effekten (Eifersucht oder Besitzanspruch etwa) strukturelle Übertragungen aus heterosexuellen Beziehungskonzeptionen. In einer gewählten Gemeinschaft aufzugehen, singular und als Paar, ist eine Praktik liebender „I/ch“s, die die Produktion von Affekten und Perzepten – Liebe, Begehren, Sex – zu unbedingten Gegenständen des eigenen Politikverständnisses machen. Selbstbefreiung wird zum Teilen der Subjektivität mit Anderen, was aus *Le corps lesbien* eine Übung in neuem Körperbewusstsein, Antimonogamie, lesbischer Solidarität und politischer Praxis macht. Eine hierfür

unerlässliche Kollektivität beschwört der letzte Satz des Romans: „I/ch suche dich, m/eine Strahlende, inmitten der ganzen Versammlung.“²⁷

II. POLITIK

MLF: Tout le pouvoir au peuple

Am 26. August 1970 schockiert eine nur aus wenigen Teilnehmerinnen (unter ihnen die Schriftstellerinnen Christiane Rochefort und Monique Wittig) bestehende Demonstration die französische Öffentlichkeit. Schauplatz: Paris, Arc de Triomphe. Am Grab des unbekannten Soldaten versucht eine namenlose Gruppe einen Kranz niederzulegen, welcher der „unbekannten Frau des Soldaten“ gewidmet ist – ein medienwirksamer Skandal, für den die Wahl des Arc de Triomphe präzise kalkuliert war. Da dieser in Frankreich *das* Sinnbild für Kriegsethos, Nationalismus, Patriotismus und Soldatenhuldigung ist, musste die feministische Intervention an jenem ultrastaatlichen Ort nicht lange auf die Reaktion des Staates selbst warten: Die Kranzniederlegung endete mit der Verhaftung der Beteiligten.

Die Aktion gilt fortan als erstes öffentliches Auftreten der neuen, von '68 geprägten französischen Frauenbewegung(en): *Mouvement de Libération des Femmes* (MLF), ursprünglich eine von den Medien gewählte Sammelbezeichnung für die zahlreichen neu entstandenen feministischen Gruppen in diversen französischen Städten, aus der 1979 schließlich das Haussymbol für *politique et psychoanalyse* um Antoinette Fouque sowie deren Verlag des femmes wird.

Eine dieser neuen Gruppen sind die *Féministes révolutionnaires*. Der im Oktober 1970 gegründete Zusammenschluss konzentrierte sich auf radikale öffentliche Eingriffe, die, ähnlich der berüchtigten Kranzniederlegung, vor allem auf Berichterstattung setzten, um Feminismus qua medialer Repräsentation aus der kulturellen Verbannung zu zwingen und um aus der politischen Sache selbst ein Spektakel zu machen. Die Aktivistinnen störten Regierungs- und AbtreibungsgegnerInnen-Treffen, organisierten Anti-Muttertags-Aktionen und nutzen die Option der Öffentlichkeit, um – im Gegensatz zu etlichen anderen linken Politikverständnissen – nicht gegen, sondern durch die Medien für die Zirkulation ihrer Ideen zu arbeiten. Monique Wittig war sowohl bei den *Féministes révolutionnaires*, deren Sprecherin sie war, als auch in einem lesbischen Zusammenschluss, den *Gouines Rouges*, organisiert – eine deswegen rein lesbische Gruppierung, weil die von acht Lesben gegründete *Front Homosexuel d'Action Révolutionnaire*, denen die *Gouines Rouges* entsprangen, schnell einen schwulen Overrun erlebte und aus der lesbischen Position innerhalb des schwul-lesbischen Bündnisses eine Marginalie wurde.

Die Autorin/Aktivistin Wittig ist bereits vor 1970 an der Extension marxistischer Theorie um sexualpolitische Dimensionen interessiert und übersetzt in Zusammenarbeit mit Herbert Marcuse dessen *Eindimensionalen Menschen*²⁸ ins Französische. In einem im Frühjahr 1970 in der Zeitschrift *L'Idiot International* veröffentlichten

Manifest, das Monique Wittig zusammen mit ihrer Schwester Gille Wittig, Marcia Rothenburg und Margaret Stephenson verfasst hat, wird Feminismus als legitimer Parallelkampf zu den marxistischen Bewegungen ausgewiesen:

„(...) nous sommes fatiguées de lutter contre nos camarades révolutionnaires pour mettre notre oppression en avant (...) Il est fini le temps où nous demandions aux hommes (...) la permission de nous révolter. On ne peut pas libérer un autre, il faut qu'il se libère. Nous savons que nous faisons partie du vaste mouvement révolutionnaire qui depuis mai 1968 a changé l'aspect des luttes en France, dont le but est le renversement du capitalisme et la prise de pouvoir par le peuple. Nous sommes le peuple.“²⁹

Der zum Teil in plakativer marxistischer Rhetorik gehaltene Text steht exemplarisch für die linksradikale Tradition, aus der heraus „französische Feministinnen“ Theoriekonzeptionen und politische Interventionismen begründeten: eine absolut anti-bourgeoise, durch profunde marxistische Theoriekenntnisse geschulte Grundhaltung; ein konsequenter, radikaler Atheismus; schließlich eine zum Äußersten gehende avantgardistische Sprache – dies alles inmitten jenes diskursiven Orbits, für den das Schlagwort Poststrukturalismus im Allgemeinen steht.

Signifikanten & Psychen, Signifikanten & Klassen

Bei aller Heterogenität des „Französischen Feminismus“, der als solcher niemals Eigenlabel, sondern von Anfang an eine Hilfskonstruktion von Feministinnen außerhalb Frankreichs war, lassen sich zwei grobe theoretische Strömungen ausmachen. Zunächst der linguistisch-philosophisch-psychoanalytisch ausgerichtete Flügel, dem Chantal Chawaf, Hélène Cixous, Catherine Clément, Xavière Gauthier, Luce Irigaray, Sarah Kofman, Julia Kristeva, Michèle Le Doeuff, Maria-Antonietta Macciocchi, Michèle Montreley etc. zugerechnet werden können. Die Divergenzen dieser Autorinnen sind untereinander allerdings derart immens, dass bis auf wenige, fast schon diffus anmutende Grundprämissen – der Analyse von Signifikantenregimen auf die psychische Kondition etwa – oftmals kaum Gemeinsamkeiten auszumachen sind, obwohl Darstellungen hierzu oftmals Gegenteiliges suggerieren (die Rezeption beschränkt sich v.a. in der BRD bis heute beständig auf eine Triangulation von Cixous, Irigaray und Kristeva – ganz so, als ob diese drei Denkerinnen eine Phalanx stellten oder *die* Vertreterinnen poststrukturalistischer Theorien wären).

Die weit weniger beachtete theoretische Ausrichtung ist diejenige des materialistischen Feminismus, der marxistische Gesellschaftsanalyse durch radikale feministische Philosophie ergänzte und dessen relevantesten Texte von Colette Capitan, Christine Delphy, Colette Guillaumin, Emmanuèle de Lesseps, Nicole-Claude Mathieu, Monique Plaza, Paola Tabet und Monique Wittig verfasst wurden. Vertreterinnen des materialistischen Feminismus opponierten früh gegen die sich in den 1970er Jahren etablierende feministische Dichotomisierung von Geschlecht

vs. Geschlechtsidentität und argumentierten von einem radikal antiessentialistischen Standpunkt ausgehend, dass *gender* konstant *sex* voraussetzt und bedingt – eine Einsicht, die heute irritierenderweise zumeist Judith Butlers *Gender Trouble* zugeschrieben wird. Die 1977 gegründete Zeitschrift *Questions féministes*, deren Redaktion aus Delphy, Guillaumin, Mathieu und Plaza bestand (mit Simone de Beauvoir als *Directrice de publication*), rekrutierte bald die seit Mitte der 1970er Jahre in den USA lehrende Monique Wittig und publizierte Texte, in welchen ‚Männer‘ und ‚Frauen‘ nicht als fundamentale anthropologische Konstanten, sondern als soziale Klassen begriffen wurden. Der Fokus der Analyse lag auf dem Zusammenhang von sexistischer Mentalität und Sozioökonomie – entsprechend wurde die Differenz zwischen Männern und Frauen nicht als binäre Essenz, sondern als Machtdifferenz ausgewiesen. Das materialistische Organ hielt sich allerdings nur wenige Jahre, da nach einer Kontroverse um lesbischen Feminismus, die im Wesentlichen um zwei Aufsätze von Monique Wittig und Emmanuèle de Lesseps kreiste, ein Fraktionsbruch den Fortbestand der Zeitschrift unmöglich machte. Während Wittig zunehmend an der konkreten Analyse des heterosexuellen Regimes arbeitete und aus dieser Auseinandersetzung heraus eine dezidiert lesbische Position plus entsprechende Widerstandstermini entwickelte, konterte Lesseps mit dem Anspruch auf einen generellen Feminismus, der keine partikulare Strömung bevorzugen dürfe. Das ab 1981 publizierende neue Projekt *Nouvelles Questions féministes* (ebenfalls mit Beauvoir als *Directrice*) lehnte schließlich die von Wittig vertretene Privilegierung eines lesbischen Feminismus offen ab, da sich dieser gegen die Gründungsprämisse der *Questions féministes* richte, nämlich: dass *alle* Frauen als Klasse durch die Klasse der Männer Repression erfahren.

Wittigs Analyse, die Heterosexualität als das Imaginäre, das Politische wie das Soziale strukturierendes und bedingendes Regime untersucht, wurde somit früh aus dem dominanten Feminismus verdrängt. Während der feministischen Theorieproduktion dadurch entscheidende Argumentationsstränge abhanden kamen, eröffneten sie zusammen mit den Arbeiten von Gilles Deleuze/Félix Guattari, Michel Foucault und Guy Hocquenghem ein weitergehendes Analysefeld: dasjenige, das die Produktion des Geschlechtlichen von den normierenden Kategorien des Sexualitätsdispositivs ausgehend konkretisiert und ‚Geschlecht‘ (die wesentliche Kategorie des Feminismus) bereits als naturalisierten Effekt anderer, sublimierender operierender Mechanismen versteht.

III. THEORIE

Paradigmenwechsel

1979 erscheint Monique Wittigs Essay „Paradigm“ in einem unkonventionellen literaturwissenschaftlichen Band, den Dominique Fisher und Lawrence Schehr Jahrzehnte später als „landmark work“³⁰ würdigen sollten: *Homosexuality and French Literature*³¹ von George Stambolian und Elaine Marks. Neben Wittigs Beitrag finden sich hier Interviews mit Hélène Cixous, Félix Guattari, Serge Leclair und Christiane Rochefort sowie Aufsätze zu Cocteau, Gide, Proust, Sand und Sartre. Die einflussreiche Textsammlung lenkte laut Fisher und Schehr die akademische Aufmerksamkeit, die mit Geschlechterforschung bis dato mehr oder minder Feminismus meinte, hin auf den heterosexuellen Rahmen, der die Wissensproduktion der Emanzipation selbst straight strukturiert.³²

Wittigs Beitrag für *Homosexuality and French Literature* liest sich wie eine prägnante Vorwegnahme der Texte, die sie später in *Feminist Issues* publizierte und in *The Straight Mind and Other Essays* nachgedruckt werden sollten. „Paradigm“ handelt auf wenigen Seiten die Schlagwörter *Desire*, *Difference*, *Heterosexuality*, *Lesbianism*, *Lesbians*, *Sexuality*, *Snobbery* und *Woman* ab. Militant im Ton, dabei aber luzide und stringent argumentierend, entfaltet die Autorin ihre Sicht auf Geschlecht und Geschlechtlichkeit. Im Gegensatz zu genügend Feministinnen, die das Signifikat ‚Frau‘ zur verteidigungswürdigsten politischen Konstruktion glorifizieren, schleudert Wittig dieses willentlich wie unnachgiebig von sich, um es aus ihrer feministisch-lesbischen Terminologie zu verbannen:

„Woman, female, are terms that indicate semantically that half of the human population has been dismissed from humanity. Woman/slave, woman/dominated creature, woman/reproducer by obligation (woman/mother), “woman” like “slave” is word, a irretrievable concept. The reality “woman” must disappear just as the reality “slave” after the abolition of slavery, just as the reality “proletarian” after the abolition of classes and of forced labor (...) The designation “woman” will disappear no doubt just as the designation “man” with the oppression/exploitation of women as a class by men as a class. Humankind must find another name for itself and another system of grammar that will do away with genders, the linguistic indicator of political oppositions.“³³

An anderer Stelle heißt es: „For us there are, it seems, not one or two sexes but many (cf. Guattari/Deleuze), as many sexes as there are individuals.“³⁴ Mit dem anti-ödipalen philosophischen Duo verbindet Wittig eine vehemente Abkehr von der Psychoanalyse, die gegenwärtig der einzige akzeptierte öffentliche Diskurs des Sexuellen sei³⁵ – ein sich durch spekulative Mythologisierung selbst legitimierender Dominanzdiskurs, welcher „on the a priori and idealist concept of sexual difference“

aufbaue, „a concept that historically participates in the general discourse of domination“.³⁶ Was zähle, sei eine kombinatorische, sich gegenseitig radikalisierende und korrigierende Kritik aus Lesbianismus und Feminismus, die die Bloßlegung der heteronormativen Apparate ermögliche, welche die Kategorie Geschlecht zur körperlich-politischen Realität werden lassen:

„Feminism reminds lesbianism that it must reckon with it's inclusion in the class of women. Lesbianism warns feminism against it's tendency to treat as immutable and determining essences what are simple physical categories.“³⁷

Die korrelierende Beziehung von Feminismus/Lesbianismus war zu diesem Zeitpunkt erst die Frühkonfiguration desjenigen Theoriepostulats, das Wittig im Laufe der 1980er Jahre in Aufsatzform ausarbeitete: Materialistischer Lesbianismus – sowohl eine Antwort auf traditionelle marxistische Bewegungen („Dialectics has let us down“³⁸), als auch auf die teils explizite Homophobie gegenwärtiger Feministinnen, die Heterosexualität ins Zentrum ihres politischen Projektes rückten und Aktivistinnen aus den eigenen Reihen mit genau demjenigen Vorwurf des Separatismus begegneten, den sie selbst längst ausübten.

Das ‚straighte‘ Denken

Die 1992 von Beacon Press unter dem Titel *The Straight Mind and Other Essays* veröffentlichte Textsammlung Wittigs enthält neun Aufsätze, die irgendwo zwischen feministischer und queerer Theorie einen eigenen, unbequemen Raum besetzen. Die Essays sind zum einen politische Diskussion, zum anderen konkrete Auseinandersetzungen mit dem „Hauptanliegen“ der Autorin, Schreiben.³⁹ Da Wittigs konzeptueller Angriff auf die ‚straighte‘ Welt durch Sprache, Narration und das formale Experimentieren mit dieser verläuft, überschneiden sich die beiden Felder zwangsläufig.

Die politische Analyse der Heterosexualität, die Wittig in „The Category of Sex“, „One is not Born a Woman“, „The Straight Mind“, „On the Social Contract“ und „Homo Sum“ vornimmt, blieb im feministischen Kontext lange singulär und liest sich wie eine weitgehende Antizipation der Theoreme Judith Butlers, deren Lektüre diejenige Wittigs in *Gender-Studies*-Seminaren heute verdrängt haben. Heterosexualität nicht als bloße Artikulation eines weiten Sets von Sexualität, sondern als Dominanzdiskurs zu begreifen, ist eine folgenreiche Denkbewegung, und die Theoretikerin Wittig positioniert sich damit an jenem Punkt des Feminismus, wo dieser bereits in *Queer Studies* übergeht. Es ist zweifelsohne ihr Verdienst, feministische Theorie einer der entscheidendsten Zäsuren aus den eigenen Reihen unterzogen zu haben – oder, wie Louise Turcotte bemerkt: „Her essays call into question some of the basic premises of contemporary feminist theory. What is at issue here is a total conceptual revolution.“⁴⁰

Operierte Feminismus seit der ersten Frauenbewegung mit dem Referenten „Frau“, um von diesem ausgehend politische Forderungen zu artikulieren, und schwächte Beauvoir jene Essentialisierung dadurch ab, indem sie die Emphase auf die Ebene des Werdens, der sexuierenden Zwangssozialisierung legte („Man wird nicht als Frau *geboren*, sondern *wird es*“), verschiebt Wittig das Augenmerk auf die sinnstiftende Kategorie des Feminismus selbst: „Man wird nicht als *Frau* geboren, sondern *wird es*“. Zum Ausgangspunkt der Analyse wird das Diktum, dass es kein ‚Geschlecht‘ gibt:

„There is but sex that is oppressed and sex that oppresses. It is oppression that creates sex and not the contrary. The contrary would be to say that sex creates oppression, or to say that the cause (origin) of oppression is to be found in sex itself, in a natural division of the sexes preexisting (or outside of) society.“⁴¹

Um die Fiktionalität des Mann/Frau-Binarismus zu verbergen, wird diesem von der Dominanzkultur ein naturalistischer, präkultureller Status zugeschrieben: Auf diese Weise werden aus gesellschaftlichen Hierarchien unverrückbare Gesetze einer imaginierten ‚Natur‘, Mensch-Sein geht im Impetus der Reproduktion auf. Dieser „thought of domination“⁴² müsse durch eine Analyse der Betroffenen demontiert werden, indem die exklusiv soziale Differenz hinter dem vorgeschobenen Naturalismus freigelegt wird, denn die binäre Geschlechterdifferenz folge dem Herr/Knecht-Prinzip: Ohne Männer keine Frauen, und ohne Frauenbewegungen keine De-Normalisierung der Geschlechterhierarchie. Die Fundierung der binären Kondition verläuft durch Mythologisierung, die je nach Wissenskomplex anders ausfalle: So wie der metaphysische Ansatz an zwei vorgesellschaftliche, ewige Geschlechter glaube, zeichne sich der wissenschaftliche Ansatz durch die Annahme von zwei Geschlechtern aus, deren Differenz hormonell oder genetisch bestimmt sei; der marxistische Ansatz schließlich glaube an eine „natürliche Arbeitsteilung“ im Haushalt.⁴³ Wittig entgegnet diesen Konzeptionen:

„The category of sex does not exist a priori, before all society. And as a category of dominance it cannot be a product of natural dominance but of the social dominance of women by men, for there is but social dominance.“⁴⁴

Geschlecht ist somit eine Zwangsmarkierung, welche die biopolitische Definition des Subjekts als gesellschaftliches durch sexuierende Klassifikation vornimmt. Die designierten Subjekte definieren sich nicht über Klassenzugehörigkeit (Frauen/Männer), sondern darüber, Vexierbilder von Ideen (*die Frau/der Mann*) zu sein, was Mythologie zum normierten und normierenden ‚Faktum‘ macht. Dieses wirke in seinen konkreten Manifestationen auf das Bewusstsein dermaßen real, „that we cannot think outside of it“.⁴⁵ Die Kategorie Geschlecht sei zudem diejenige, die der Gesellschaft heterosexuelle Parameter aufzwänge. Die Sexuierung der halben Bevölkerung transformiere Menschen in Frauen, denn *nur* Frauen, so Wittig, gelten als geschlechtlich bzw. werden als Geschlecht wahrgenommen, weswegen sie in Konsequenz *das* Geschlecht sein müssen, während der Counterpart dazu unsicht-

bar bleibt: Männer sind gleichbedeutend mit Menschen, dem Unmarkierten, dem Universalen. Trotz des historischen Formierungsprozesses des binären Geschlechterregimes glaubten viele Feministinnen (auch solche, die sich dem lesbischen Flügel zurechneten), dass die Unterdrückung der Frauen historisch wie biologisch begründet sei – laut Wittig ein Irrtum, denn jede Biologisierung lässt einen wesentlichen Aspekt der Hierarchienproduktion außen vor: den der naturalisierten, verselbstverständlichten Heterosexualität. Der Mythos ‚Frau‘ schleiche sich in den feministischen Diskurs ein und werde zur Falle, in die genügend Feministinnen tappen – sei es, weil sie die Artifizialität von ‚Frau‘ nicht anerkennen wollen oder weil sie sich in Matriarchatsträumereien flüchten:

„Matriarchy is no less heterosexual than patriarchy: it is only the sex of the oppressor that changes. Furthermore, not only is this conception still imprisoned in the categories of sex (woman and man), but it also holds onto the idea that the capacity to give birth (biology) is what defines a woman.“⁴⁶

Materialistischer Lesbianismus hingegen zielt auf eine profunde Denaturalisierung von ‚Frau‘ und ‚Mann‘ ab, um deren eminent politisch-ökonomische Funktionen freizulegen, denn: „Once the class ‘men’ disappears, ‘women’ will disappear too, for there are no slaves without masters“.⁴⁷ Dass dieses Verständnis von Materialismus der traditionellen Verwendung des Begriffs zuwiderläuft, versteht sich dabei von selbst – schließlich hinderten gerade marxistische Bewegungen Frauen lange daran, sich als Klasse zu konstituieren, indem Probleme, die nicht unmittelbar dem Klassenkampf entsprangen, als „individualistisch“, „subjektivistisch“ oder „kleinbürgerlich“ abgetan wurden. Der Frau/Mann-Binarismus geriet so zum letzten naturalisierten Relikt in marxistischer Philosophie und Praxis, weswegen für orthodoxe Marxisten Frauen entweder zur Bourgeoisie oder zum Proletariat gehörten, sprich: (zu) den Männern dieser Klassen.⁴⁸ Für Wittig ist die Lektion hieraus eine „science of oppression created by the oppressed“⁴⁹, eine konzeptuelle Reevaluation des Gesellschaftlichen vom Standpunkt des minoritären Subjekts aus: Elementar für soziale Umbrüche wird das Recht, die entschiedene Notwendigkeit, individuell zu leben – additiv zum Klassenbewusstsein, ohne welches Individuen nur in Entfremdung vor sich her existierten. Die von Wittig theoretisierte Option der Befreiung/Übertretung ist Lesbianismus, eine strategisch entscheidende Form sozialen Lebens, welche die Zerstörung des heterosexuellen Systems zu forcieren habe:

„Lesbian is the only concept I know of which is beyond the categories of sex (woman and man), because the designated subject (lesbian) is not a woman, either economically, or politically, or ideologically. For what makes a woman is a specific social relation to a man (...) a relation which lesbians escape by refusing to become or to stay heterosexual (...) our survival demands that we contribute all our strength to the destruction of the class of women within which men appropriate women.“⁵⁰

Die Methodologie des von Wittig skizzierten Lesbianismus zeichnet sich vor allem durch die Zurückweisung strukturalistischer Postulate aus und versteht sich dabei selbst als explizit politische Semiologie – Barthes ‚reloaded‘. Als heteronormativer Diskurs habe der Linguistic Turn fatale Folgen für die gesamten Geistes- und Sozialwissenschaften gehabt, da sich die verschiedenen Felder in konstanter Interpenetration ihre binärgeschlechtliche Fundierung gegenseitig konstituierten. Produkt hiervon seien Lesarten des Sozialen, in welchen Subjekte und Psychen wie Invarianten behandelt würden, „untouched by history and unworked by class conflict“⁵¹, während die Entzifferung des Unbewussten und des Symbolischen wenigen Spezialisierten überlassen bleibe, deren Metasprache sich in einer Reichhaltigkeit entfalte, der nur theologische Bibelexegesen gleichkämen. Für Frauen, Lesben und Schwule handle es sich hierbei um die repressivsten Diskurse, da diese von einer selbstverständlichen, irreduziblen, ‚natürlichen‘ Heterosexualität ausgehen und jene Setzung als apolitisch markierten. In sarkastischer Anlehnung an Claude Lévi-Strauss nennt Wittig das Konglomerat dieser Diskurse *straightes*, also heteronormatives/heterosexistisches Denken. *Straight* imprägnierte Konzepte zeichneten sich vor allem durch ihre innere Notwendigkeit aus, binäre Differenzen zu produzieren, wobei nur das minderwertige Korrelat als ‚anders‘ markiert wird – „Men are not different, whites are not different, nor are the masters.“⁵²

Mittels seines schließenden Satzes ist *The Straight Mind* zu Wittigs notorischem Text geworden: „Lesbians are not women“.⁵³ Diese Deklaration, zum Zeitpunkt ihrer Äußerung geschickte Provokation, summiert Wittigs Analyse des heterosexuellen Regimes in kompromissloser Form. Da der Mythos ‚Frau‘ stets in einen Differenzrahmen eingezwängt ist, welcher den Bezug zu ‚Mann‘ erfordert, die beiden dominanten Geschlechter ihre soziale Positionierung also durch heterosexuelle, reproduktive Prämissen erhalten, steht das lesbische (wie auch das schwule) Subjekt zwar nicht außerhalb der Ordnung der ‚straighten‘ Kultur, wohl aber abseits des Vertrags sozialimperativer Heterosexualität. ‚Frau‘ ist in Wittigs Argumentation immer schon sexistisch aufgeladen, während das lesbische Subjekt eine eigene, dissidente Lebenspraxis entwirft: einen Raum des Begehrens, der die vermeintliche Kontingenz der Heterosexualität unterläuft und aufzeigt, dass das duale Geschlechterarrangement zum einen ein historisch, sprachlich, philosophisch bedingtes ist und zum anderen seine Plausibilität nur aus dem eigenen, normativen Anspruch auf Reproduktion ziehen kann.

Das Trojanische Pferd

Diente die erste Aufsatzhälfte in *The Straight Mind* der Analyse des heterosexuellen Primats, beschäftigt sich Wittig in den literaturwissenschaftlichen Essays mit Strategien zur Destruktion des Geschlechterregimes qua Sprache. Einer dieser Aufsätze, „The Trojan Horse“,⁵⁴ summiert Wittigs Unterfangen auf bildhafte Weise und bedient sich dabei einer Metaphorik nicht unähnlich derjenigen von Deleuze/

Guattari in *Tausend Plateaus*.⁵⁵ „To destroy the categories of sex in politics and culture, to destroy gender in language (at least to modify its use)“ sei Teil ihrer Arbeit als Autorin, wie Wittig an anderer Stelle festhält.⁵⁶ Und Zerstörung wird in *The Trojan Horse* zum konkreten Programm.

Ähnlich dem Trojanischen Pferd könne minoritäre Literatur als Kriegsmaschine gegen den Status quo des Kulturbetriebs eingesetzt werden, wenn sich das schreibende Subjekt eine Perspektive aneigne, aus welcher heraus die Minderheitenposition nicht kenntlich wird. Durch eine Universalisierung des eigenen Standpunkts könnten AutorInnen so durch ihre Form bestechende Arbeiten anfertigen, deren Inhalt (etwa radikale queere Thematiken) sich allerdings erst später offenbare – und zwar zu spät für den Kanon, der ein entsprechendes Werk dann längst inkorporiert hat:

„Eventually it is adopted, and, even if slowly, it will work like a mine. It will sap and blast out the ground where it was planted. The old literary forms, which everybody was used to, will eventually appear to be outdated, inefficient, incapable of transformation.“⁵⁷

Marxistische Theoreme hätten die Funktion von Sprache als unmittelbarem Machtexerzizium zu lange ignoriert und als bloßen Teil des ideologischen Überbaus herrschender Ideen verstanden. Eine Spur der Subversion läge aber im Umweg, und wer eine perfekt funktionierende Kriegsmaschine bauen wolle – „always produced in hostile territory“⁵⁸ – müsse sich von der Vorstellung verabschieden, dass Fakten, Handlungen oder Ideen Wörtern direkt eine revolutionäre Form vorgeben könnten. Die Separation von Form und Inhalt könne durch Literatur aufgehoben werden, da Wörter dort als Ganzes ihre Wirksamkeit freilegten. Der von der Kriegsmaschine auszulösende Schock funktioniere über die verspätete Freilegung des Inhalts: In der Produktion neuer Bedeutungen, die durch Assoziationen, Dispositionen, Arrangements und eben den universalisierten Blickwinkel generiert würden. Als exemplarische Kriegsmaschine nennt Wittig das Oeuvre von Proust, eine triumphale Verschriftlichung von Homosexualität. Anfänglich als minutiöse Deskription der Pariser High Society rezipiert und mit entsprechenden Spekulationen belegt, folgte eine Phase heterosexueller Ernüchterung – als kenntlich wurde, dass die meisten Protagonistinnen in *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* keine Frauen, sondern Schwule waren. Da die Namen der Charaktere Codes für tatsächliche Personen sein mussten, entfachte der Text gründliche Verstörung. Prousts über Umwege funktionierende Kriegsmaschine machte aus einer ‚straighten‘ Welt eine exklusiv homosexuelle. Genau diese Taktik, „the attempted universalization of the point of view“⁵⁹, so Wittig, könne aus literarischen Arbeiten Kriegsmaschinen konstruieren, deren Detonationen schließlich im Dienste sozialer Kämpfe stünden.

Dank der dezidierten Bezugnahme auf Wittigs Arbeiten, die Judith Butler im *Unbehagen der Geschlechter* vorgenommen hat, mag „Monique Wittig“ heute vielen feministisch und *queer* Geschulten ein Begriff sein, bleibt zumeist aber nicht mehr als eine ungelesene Chiffre, gleichgültig ob Prosa oder Theorie. Dabei stellte

Wittig vor allem mit Letzterer ein Instrumentarium der sozialen Transformation bereit, das sich auf Grund seiner argumentativen Schärfe und Militanz wie eine brisante lesbische Ergänzung zu Foucault oder Deleuze/Guattari liest. Es kann kaum als Spekulation abgetan werden, wenn ein Zusammenhang zwischen der akademischen Indifferenz Wittigs Texten gegenüber und dem Erfolg, den diejenigen Butlers erfahren haben, ausgemacht wird. Anstatt Letztere als relevanten, aber nicht als relevantesten Teil eines Theoriekontingents zu verstehen, wird auch eineinhalb Jahrzehnte nach der Erstveröffentlichung von *Gender Trouble* eine fast schon notorisch vereinfachende Lesart des Textes betrieben, die diesen nicht zu selten zur Definition von Geschlechterforschung per se macht. Derartig mystifiziert erstaunt es nicht, dass Philosophinnen wie Julia Kristeva oder Monique Wittig, denen Butler mal mehr, mal minder kritisch gegenübersteht, aus dem Kreis der für *Gender-Studies*-Lehrpläne Abgesegneten verbannt wurden. Der die expliziteste Auseinandersetzung mit Wittig beinhaltende Teil im *Unbehagen der Geschlechter*⁶⁰ komprimiert die vermeintliche Problematik in einem für Butler typischen Gestus mittels repetitiver, abschließender Fragestellungen. Während Wittigs Texte eine essentielle Grundlage für Butlers eigene Denkmodelle sind, bricht die weitgehend wohlwollende Analyse gegen Kapitelende abrupt ein, ganz so, als ob ein gewisser Homo-Extremismus Wittigs plötzlich entschärft werden müsse:

„Wenn eine Lesbierin [*sic*] ein *Akt*, eine Verabschiedung der Heterosexualität, eine Selbst-Benennung ist, die die Zwangsbedeutung der heterosexuellen Kategorien *Frauen* und *Männer* anfiht, was verhindert dann, daß der Name *Lesbierin* eine ebenso zwanghafte Kategorie wird? Was zeichnet eine Lesbierin aus? Weiß das irgendjemand?“⁶¹

Andere Texte hingegen knüpfen gerade an diese ostentative Radikalität an, um Termini wie ‚Lesbe‘ in strategischen, temporären Zügen souverän und undogmatisch zu besetzen. Huggy Bear etwa, eine der berühmtesten Bands der Riot-Grrrl-Bewegung, bezogen sich Anfang der 1990er Jahre explizit auf Wittigs Arbeiten und machten aus ihnen eine lautstarke Alltagsintervention.⁶² Indem sie Punk nutzten, um Theorien von Angela Davis über Avital Ronell bis zu Monique Wittig in Form von Fanzines, Mund-zu-Mund-Propaganda und eigenwilliger Konzertkultur zu transportieren, schufen Huggy Bear (und mit ihnen eine Legion ähnlicher Gruppen) Kommunikationsstrukturen jenseits akademischer Räume und bestärkten eine ganze Generation von Frauen und *Queers* darin, sich in selbsthelfender Maßnahme feministischer Theorie zuzuwenden.

Beatriz Preciados *Kontrasexuelles Manifest*⁶³ ist wahrscheinlich das kongenialste Update von Wittigs Theoremen: Hier wird jegliche feministische/queere Annäherung oder theoretisierende Zärtlichkeit gegenüber juristisch-medizinisch-theologischen Apparaten verworfen und Sex auf grandiose Weise repolitisiert. Die sexuell neu kartographierten, supplementierten und expandierenden Körper der kontrasexuellen Gesellschaft nennen sich „*wittigs*“, was neben einem gelassenen

Humor vor allem Preciados Insistenz auf Eigengenealogisierung ihres Projekts in eine Tradition feministischer/queerer Kämpfe bezeugt.⁶⁴

Solch emanzipatorischen, sexaffirmierenden Theorieproduktionen stehen diejenigen gegenüber, die sich selbst den Anstrich materialistischer Kritik verleihen, ohne ansatzweise der Analyseebene nahe zu kommen, die Wittig mit *The Straight Mind* freilegte. Für den feministischen und queeren Kontext liefern beispielsweise *Profit and Pleasure* von Rosemary Hennessy⁶⁵ oder *Queer Theory and Social Change* von Max H. Kirsch⁶⁶ kaum argumentative Bereicherungen. Beide Monographien scheinen in sexualpolitischem Materialismus nicht mehr als Kritik am Status zu sehen, der Judith Butler innerhalb der Geschlechterforschung beigemessen wird, und perpetuieren zudem die orthodoxmarxistische Spaltung von Politik und Kultur in trennbare Segmentaritäten, wobei Letztere dann ganz selbstverständlich als das weniger relevante Interventionsfeld aufgefasst wird.

Wittigs Tod führte bislang zu keiner breiten Relektüre ihrer Texte im deutschsprachigen Raum. Namascar Shaktini editierte mit der 2005 erschienenen Aufsatzsammlung *On Monique Wittig*⁶⁷ ein superb Kompendium, das sicherlich der Maßstab für die zukünftige Wittig-Diskussion sein wird, auch in der hiesigen Geschlechterforschung. Um Wittigs Beitrag hier stärker einzubringen, bedarf es neben notwendigen Neu- und Erstübersetzungen und einer Rezeption des materialistischen Feminismus im Speziellen allerdings einer Lesepraxis, die sich nicht in kanonischen Werken der *Gender Studies* verliert, sondern dezidiert an Multiplizität orientiert ist.

Wittigs Verdienst und philosophische Erbschaft bleibt die Theoretisierung einer neuen, abtrünnigen Subjektivität: Derjenigen der Lesbe – ein Subjekt, das als Klassenausbrecherin und als Figur der Übertretung zu verstehen ist und nicht, wie Butler stellenweise suggeriert, als weitere schablonenhafte Zwangsidentität, die auf homosexueller Ebene dem Schema ‚Frau‘ entspreche, sondern gerade vehement auf die Konstruiertheit und Fiktionalität der beiden dominanten Geschlechter verweist und Heterosexualität dadurch aus der Sphäre des Undiskutierten zwingt.

Für Hinweise/Materialien danke ich Namascar Shaktini und Arthur Tang. In Memoriam Jonathan Walters (1948-2004): ein ziemlich guérillèresquer Lesbian-archist.

Anmerkungen

- 1 Micheline Poli: „Monique Wittig“, in: Alexandra Busch/Dirck Linck (Hrsg.): *Frauenliebe/Männerliebe. Eine lesbische-schwule Literaturgeschichte in Porträts*. 1. Auflage, Frankfurt/M. 1999, S. 485-488, hier: S. 488.
- 2 Traude Bührmann: „Vision einer weiblichen Welt. In Memoriam: Monique Wittig“, in: *Virginia FrauenBuchKritik*, Nr. 33, Frühling 2003, S. 1.
- 3 Sabine Schrader: „Monique Wittig“, in: Renate Kroll (Hrsg.): *Metzler Lexikon Gender Studies/ Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, Stuttgart/Weimar 2002, S. 406.
- 4 Vgl. Traude Bührmann: „Vision einer weiblichen Welt. In Memoriam: Monique Wittig“, in: *Virginia FrauenBuchKritik*, Nr. 33, Frühling 2003, S. 1.
- 5 Monique Wittig: *The Straight Mind and Other Essays*, Boston 1992.
- 6 Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991.
- 7 Vgl. beispielsweise Leo Bersani: *Homos*, Cambridge/London 1995; Diana Fuss: *Essentially speaking: feminism, nature & difference*, New York/London 1990; Jonathan Ned Katz: *The Invention of Heterosexuality*, 1. Auflage, New York 1996.
- 8 Vgl. paradigmatisch: Andreas Kraß: „Queer Studies – eine Einführung“, in: Ders. (Hrsg.): *Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer Studies)*, 1. Auflage, Frankfurt/M. 2003, S.7-28, hier: S. 17.
- 9 Louise Turcotte: „Foreword. Changing the Point of View“, in: Monique Wittig: *The Straight Mind*, Boston 1992, S. VII-XII, hier: S. XII.
- 10 Monique Wittig: *L'opoponax*, Paris 1964 (dt. *Opoponax*, Reinbek 1966).
- 11 Ebd., S. 98.
- 12 Ebd., S. 253.
- 13 Ebd., S. 271.
- 14 Wittig: *Die Verschwörung der Balkis (Les guérillères)*, 1. Auflage, München 1980, S. 110.
- 15 Donna Haraway: „A Manifesto for Cyborgs: Science, Technology and Socialist Feminism in the 1980s“, in: Dies.: *The Haraway Reader*, New York/London 2004, S.7-45, hier: S. 31.
- 16 Monique Wittig: *The Straight Mind*, Fußnote 6, S. 106.
- 17 Monique Wittig: *Die Verschwörung der Balkis*, S. 57f.
- 18 Ebd., S. 85.
- 19 Das in den Anmerkungen zur Übersetzung (S. 151) vorgeschlagene „die Krieginnen“ wäre dabei ein durchaus plausibles Äquivalent zu „les guérillères“ gewesen.
- 20 Monique Wittig: „The Mark of Gender“, in: Dies.: *The Straight Mind*, Boston 1992, S. 76-89, hier: S. 86.
- 21 Da sich die deutsche Übersetzung der Liste entledigt, diese aber wesentlich für das Textverständnis von *Les guérillères* ist, sei sie an dieser Stelle in voller Länge wiedergegeben:
 „*Alphabet des vilains*, poème populaire italien, 1525.
 Aristophane, *L'assemblée des femmes – Lysistrata*.
 Bandello, *Tutte le Opere*. w
 Beauvoir, *Le deuxième sexe*.
 Borges, *Fictions*.
 Brantôme, *Les dames galantes*.
 Chanson révolutionnaire française.

- Chanson des Tai-Ping.*
 Chesneaux, *Les sociétés secrètes en Chine.*
 Clausewitz, *De la guerre.*
Chronique tchèque du Moyen Age.
 Confucius, *Le Shi-Jing.*
Dictionnaire de sexologie.
Genèse.
 Giap, *Guerre du peuple, armée du peuple.*
 Homère, *L'Illiade.*
 Jayle, *La gynécologie.*
 Kautilya, *L'Arthaçastra.*
 Lacan, *Ecrits.*
 Laclos, *De l'éducation des femmes.*
 Lope de vega, *Miracle du mépris.*
Mahābhārata (Le).
 Mao Tsé-toung, *De la juste solution des contradictions au sein du peuple.*
 Mao Tsé-toung, *Problème de la guerre et de la stratégie.*
 Maquet, *Dictionnaire analogique.*
 Marcuse, *Eros et civilisation.*
 Marx, *La guerre civile en France en 1870.*
Mille et une nuits (Les).
 Nietzsche, *La généalogie de la morale – Le gai savoir.*
 Pascal, *Pensées.*
 Perrault, *Contes.*
 Phénarète, *Le livre des nuits.*
Poème vietnamien.
 Ponge, *Pour un Malherbe.*
 Reed, *Dix jours qui ébranlèrent le monde.*
 Ricardou, *L'observatoire de Cannes.*
 Robert, *Dictionnaire alphabétique et analogique de la langue française.*
 Sahàgun, *Historia general de las cosas de nueva Espana.*
Sapho.
 Tchen, *La Chinoise, des origines au XXe siècle.*
 Tristan, *L'union ouvrière.*
 Zwang, *Le sexe de la femme.*
 etc.“
- 22 Monique Wittig: *Le corps lesbien*, Paris 1973.
 - 23 Monique Wittig: *Aus deinen 10 000 Augen Sappho*, 1. Auflage, Berlin 1977, S.17.
 - 24 Ebd., S. 5.
 - 25 Monique Wittig: „The Mark of Gender“, in: Dies.: *The Straight Mind*, S. 76-89, hier: S. 87.
 - 26 Monique Wittig: *Aus deinen 10 000 Augen Sappho*, S. 6.
 - 27 Ebd., S. 135.
 - 28 Herbert Marcuse: *L'Homme unidimensionnel: Essai sur l'idéologie de la société industrielle avancée*, Paris 1968.
 - 29 Monique Wittig / Gille Wittig / Marcia Rothenburg / Margaret Stephenson: „Pour un mouvement de libération des femmes“, in: *L'Idiot International*, Mai 1970.
 - 30 Dominique D. Fisher/Lawrence R. Schehr: „Introduction“, in: Dies.: *Articulations of Difference. Gender Studies and Writing in French Literature*, Stanford 1997, S. 1-17, hier: S. 4f.
 - 31 George Stambolian / Elaine Marks (Hrsg.): *Homosexualities and French Literature. Critical Contexts/Critical Texts*, Ithaca/London 1979.
 - 32 Dominique D. Fisher/Lawrence R. Schehr: „Introduction“, in: Dies.: *Articulations of Difference. Gender Studies and Writing in French Literature*, Stanford 1997, S. 4f.
 - 33 Monique Wittig: „Paradigm“, in: George Stambolian / Elaine Marks (Hrsg.): *Homosexualities and French Literature. Critical Contexts/Critical Texts*, Ithaca/London 1979, S. 114-121.
 - 34 Ebd., S. 119.

- 35 Siehe dazu eine neuere Einschätzung von Beatriz Preciado, die von einer fünfzigjährigen Definitionshoheit der Psychoanalyse über Geschlecht und Sexualität in Frankreich ausgeht. Vgl. das Interview von Tim Stüttgen in der *Jungle World*, Nr. 50/2004, S. 24.
- 36 Monique Wittig: „Paradigm“, in: George Stambolian/Elaine Marks (Hrsg.): *Homosexualities and French Literature. Critical Contexts/Critical Texts*, Ithaca/ London 1979, S. 119.
- 37 Ebd., S. 118.
- 38 Monique Wittig: „Preface“, in: Dies.: *The Straight Mind*, Boston 1992, S. XIII-XVII, hier: S. XIV.
- 39 Ebd., S. XVI.
- 40 Louise Turcotte: „Foreword. Changing the Point of View“, in: Monique Wittig: *The Straight Mind*, Boston 1992, S. VII.
- 41 Monique Wittig: „The Category of Sex“, in: Dies.: *The Straight Mind*, Boston 1992, S. 1-8, hier: S. 2.
- 42 Ebd., S. 5.
- 43 Ebd., S. 4f.
- 44 Ebd., S. 5.
- 45 Ebd., S. 8.
- 46 Monique Wittig: „One Is Not Born a Woman“, in: Dies.: *The Straight Mind*, Boston 1992, S. 9-20, hier: S. 10.
- 47 Ebd., S. 15.
- 48 Ebd., S. 17f.
- 49 Ebd., S. 18f.
- 50 Ebd., S. 19.
- 51 Monique Wittig: „The Straight Mind“, in: Dies.: *The Straight Mind*, Boston 1992, S. 21-32, hier: S. 22.
- 52 Ebd., S. 29.
- 53 Ebd., S. 32.
- 54 Monique Wittig: „The Trojan Horse“, in: Dies.: *The Straight Mind*, S. 68-75.
- 55 Gilles Deleuze/Félix Guattari: *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie 2*, Berlin 1992.
- 56 Monique Wittig: „The Mark of Gender“, in: Dies.: *The Straight Mind*, S. 81.
- 57 Monique Wittig: „The Trojan Horse“, ebd., S. 69.
- 58 Ebd.
- 59 Ebd., S. 75.
- 60 Judith Butler: „Monique Wittig: Die Desintegration der Körper und das fiktive Geschlecht“, in: Dies.: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M., S. 165-189 (Hervorhebungen im Original).
- 61 Ebd., S. 188.
- 62 Vgl. den Huggy-Bear-Polylog in Amy Raphael: *Grrrrls. Viva Rock Divas*, New York 1996, S. 146-172.
- 63 Beatriz Preciado: *Kontrasexuelles Manifest*, Berlin 2003.
- 64 Ebd., S. 32.
- 65 Rosemary Hennessy: *Profit and Pleasure. Sexual Identities in Late Capitalism*, New York/London 2000.
- 66 Max J. Kirsch: *Queer Theory and Social Change*, New York/London 2000.
- 67 Namascar Shaktini (Hrsg.): *On Monique Wittig. Theoretical: Political and Literary Essays*, Urbana/Chicago 2005.

Literatur

- Bersani, Leo:** *Homos*, Cambridge/London 1995.
- Butler, Judith:** *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix:** *Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie 1*, 1. Auflage, Frankfurt/M. 1977.
- Dies.:** *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie 2*, Berlin 1992.
- Fisher, Dominique D./Schehr, Lawrence R. (Hrsg.):** *Articulations of Difference. Gender Studies and Writings in French*, Stanford 1997.
- Fuss, Diana:** *Essentially speaking: feminism, nature & difference*, New York/London 1990.
- Haraway, Donna:** *The Haraway Reader*, New York/London 2004.
- Hennessey, Rosemary:** *Profit and Pleasure. Sexual Identities in Late Capitalism*, New York/London 2000.
- Huggy Bear:** *Selbstinterview*, in: Amy Raphael: *Grrrls. Viva Rock Divas*, New York 1996, S.146-172.
- Katz, Jonathan Ned:** *The Invention of Heterosexuality*, 1. Auflage, New York 1996.
- Kirsch, Max H.:** *Queer Theory and Social Change*, New York/London 2000.
- Kraß, Andreas (Hrsg.):** „Queer Studies – eine Einführung“, in: Ders.: *Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer Studies)*, 1. Auflage, Frankfurt/M. 2003, S. 7-28.
- Marcuse, Herbert:** *L'Homme unidimensionnel: Essai sur l'idéologie de la société industrielle avancée*, Paris 1968.
- Poli, Micheline:** „Monique Wittig“, in: Alexandra Busch/Dirck Linck (Hrsg.): *Frauenliebe/Männerliebe. Eine lesbisch-schwule Literaturgeschichte in Porträts*, 1. Auflage, Frankfurt/M. 1999, S. 485-488.
- Preciado, Beatriz:** *Kontrasexuelles Manifest*, Berlin 2003.
- Proust, Marcel:** *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, Frankfurt/M. 2000.
- Schrader, Sabine:** „Monique Wittig“, in: Renate Kroll (Hrsg.): *Metzler Lexikon Gender Studies/Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, Stuttgart/Weimar 2002, S. 406.
- Shaktini, Namascar (Hrsg.):** *On Monique Wittig. Theoretical: Political and Literary Essays*, Urbana/Chicago 2005.
- Stambolian, George / Marks, Elaine (Hrsg.):** *Homosexualities and French Literature. Critical Contexts/Critical Texts*, Ithaca/London 1979.
- Stüttgen, Tim:** „Interview mit Beatriz Preciado. Erster Teil“, in: *Jungle World*, Nr. 50/2004, S. 24.
- Wittig, Monique:** *L'opoponax*. Paris 1964 (dt. *Opoponax*, Reinbek 1966).
- Dies.:** *Les guérillères*. Paris 1969 (dt. *Die Verschwörung der Balkis*, 1. Auflage, München 1980).
- Dies./Wittig, Gille/ Rothenburg, Marcia/ Stephenson, Margaret:** „Pour un mouvement de libération femmes“, in: *L'Idiot International*, Mai 1970.
- Dies.:** *Le corps lesbien*, Paris 1973 (dt. *Aus deinen zehntausend Augen Sappho*, 1. Auflage, Berlin 1977).
- Dies./Zeig, Sande:** *Brouillon pour un dictionnaire des amantes*, Paris 1975 (dt. *Lesbische Völker. Ein Wörterbuch*, 1. Auflage, München 1983).

Dies.: *Virgile: non*, Paris 1985.

Dies.: *Paris-la-politique et autres histoires*, Paris 1999.

Dies.: *The Straight Mind and Other Essays*, Boston 1992.

Konstruktive Widersprüche

Inkonsistenzen als qualitatives Analysewerkzeug am Beispiel von Gruppendiskussionen¹

1. *Queering Empirie* – Werkzeuge der Heteronormativität und sozialen Konstruktion von Geschlecht

Die soziale Ordnung der Heteronormativität lässt sich nicht leicht verwirren. Der „queere Plan“ der Verunsicherung² funktioniert auf der Ebene persönlicher Praxis, die Verunsicherung der Heteronormativität in ihrem Kern ist fast unmöglich. Verunsicherung lässt sich aber für die empirische Analyse konstruktiv nutzen. Auf den folgenden Seiten möchte ich vorschlagen, ‚Ungereimtheiten‘ *queer* zu fassen, indem Widersprüche für die empirische Analyse von Äußerungen genutzt werden. Die hier vorgestellte Forschungstechnik soll einen Beitrag zur Methodik qualitativer Analyse (von ‚Äußerungen‘) leisten.

Was heißt Heteronormativität? Sie ist ein Ordnungsprinzip, das nicht nur unseren Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschemata zugrunde liegt, sondern moderne Gesellschaften in sich strukturiert und in eine hierarchische Form bringt.³ Sie unterstellt die Existenz von exakt zwei Geschlechtern. Die heteronormative Strukturierung und Ordnung von Gesellschaft und gesellschaftlichem Leben hat massive Auswirkungen auf alle ‚harten Fakten‘ des alltäglichen Lebens: Lebensweisen, Chancen, Macht, Geld, andere Ressourcen. Die Propagierung einer – ‚richtigen‘ – sexuellen Orientierung ist dabei lediglich die Spitze des Eisberges. Heteronormativität ist die gesellschaftliche Übereinkunft, von der Existenz zweier Geschlechter auszugehen, die sich unterscheiden, aufeinander beziehen und wechselseitig ergänzen. Die wesentliche Grundregel ist dabei das Gleichheitstabu: Es müssen immer Anteile identifizierbar sein, die sich als nicht-gegengeschlechtlich ausweisen. Und das ist der Clou: Diese Grundregel ermöglicht dem Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungssystem eine hohe Flexibilität, weil sie die Form regelt, nicht die Inhalte. Wer Frauen und Männern beispielsweise anhand bestimmter Berufe, an sportlichen Interessen u.v.m. unterscheiden und zuordnen will, wird Schwierigkeiten haben, aber haben sich ‚die‘ Geschlechter angeglichen? Konkret, was gestern typisch weiblich und für Männer undenkbar war, mag heute typisch männlich sein und morgen

für beide Geschlechter üblich.⁴ Verliert die Unterscheidung der Menschen anhand ihres Geschlechts an Bedeutung? Nein. Es ist in den meisten gesellschaftlichen Bereichen für alle Beteiligten relevant, welches Geschlecht eine handelnde Person hat. Eigenschaften, Handlungen und Vorlieben wechseln also das Geschlecht oder die Geschlechterunterscheidung verlagert sich vom Außen einer Sache nach dem Innen. Zum Beispiel bei Polizei oder Militär: Ein Dienst an der Waffe galt in Deutschland lange als unweiblich und war Frauen deshalb verboten. Nachdem der bewaffnete Einsatz von Frauen in diesen Bereichen vor einiger Zeit eingeführt und auch üblich wurde, werden nun die angeblich unterschiedlichen Fähigkeiten von Frauen und Männern und ihre Einsatzmöglichkeiten betont. Die Unterscheidung ist heute nicht mehr Soldat (Männer) und Nicht-Soldat (Frauen), sondern beispielsweise risikofreudiger Soldat (Männer) vs. Soldatin mit sozialer Kompetenz (Frauen). Das System Heteronormativität wird immer mehr und immer schneller von – fixierten – Inhalten geleert und integriert gleichzeitig seine Widersprüche. Das macht die Flexibilität aus, darum lässt sich das Ordnungsprinzip nicht beirren.

Mit der vorliegenden Arbeit diskutiere ich Orientierungsrahmen und Sinnhorizonte in Bezug auf die soziale Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit.⁵ Dabei nutze ich Widersprüche in Gruppendiskussionen, die wir im Rahmen eines Forschungsprojekts am *Institut für Soziologie* und am *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies* durchführen. Der Titel des Projektes lautet *Pornographie als Kontextphänomen*. Die Erhebung und Auswertung von Daten geschieht anhand von Gruppendiskussionen, zu denen VertreterInnen verschiedenster gesellschaftlicher Gruppen eingeladen wurden, um über Pornografie (und somit über Geschlecht) zu diskutieren (s. 3. und 4.3).

Bei der Arbeit mit dem Material wurde deutlich, dass der Umgang mit und die Integration in die Zwei-Geschlechter-Welt systematisch mit Widersprüchen verbunden ist. Es handelt sich hierbei jedoch nicht um ‚Fehler‘ der Daten, sondern vielmehr um Inkonsistenzen, die konstitutiv sind für die Bewältigung von Welt: Widersprüche sind konstitutiv für die Herstellung und Aufrechterhaltung von Geschlecht und somit der Geschlechter-Ordnung. Das heißt, die soziale Konstruktion von Geschlecht und unserer Alltagswelt insgesamt funktioniert nur, weil Alltagsleben und Alltagshandeln Inkonsistenzen produziert und – meist problemlos – bewältigt. Eine Gesellschaft begegnet unstimmgigen Weltbildern mit der ‚Verarbeitung‘ von Unstimmigkeiten. Der Verstoß gegen heteronormative Grundregeln wird deshalb nicht vor einem Schiedsgericht geahndet, sondern entweder gesellschaftlich sanktioniert (im harmlosen Falle mit Unverständnis, in weniger harmlosen Fällen mit finanziellen bis existenziellen Folgen) oder aber integriert, d.h. ignoriert und umgedeutet. Widersprüchliches Handeln, also Tun, Denken, Äußern usw., gehört dabei zur Grundbedingung dieser Integration. Entsprechend ist widersprüchliches Tun, Denken und Äußern ganz allgemein die Voraussetzung für das Funktionieren von Gesellschaft, da ihre Form und ihre Wirklichkeiten immer Konstruktionen sind.

Dass die Herstellung und Aufrechterhaltung der Geschlechterordnung nur mit Widersprüchen möglich sind, ist nicht neu, aber als Analyseschlüssel ernst genommen, *queer*: Sie zeigt die Mittel und Wege der Erfindung von Geschlecht (die Konstruktionsarbeit⁶). Das wiederum entlarvt die Grundlagen des Systems „Heteronormativität“, auf deren Fundament die Ordnung zweier Geschlechter aufgebaut ist.

In den folgenden Abschnitten möchte ich die Bedeutung der Analyse von Gruppendiskussionen sehr grob methodologisch einordnen und Grundgedanken der Analysetechnik – die Nutzung von Widersprüchen – vorstellen (2.). Es folgen einige Angaben zu dem Forschungsprojekt, aus dem die Daten stammen (3., und inhaltlich 4.1–4.3). Im Anschluss werde ich am Beispiel einiger Gruppendiskussionen aus diesem Forschungsprojekt verschiedene Aufgaben und Bedeutungsmöglichkeiten von Inkonsistenzen zeigen und dabei einige Ergebnisse des Projektes näher diskutieren (4.). Entsprechend dem Analyseweg führe ich dabei exemplarisch in Formen konstruktiver Widersprüche ein, zeige die Beispiele und gebe gleichzeitig oder abschließend eine theoretische Bewertung ab.

2. Die Bedeutung von Widersprüchen in Gruppendiskussionen sowie in der qualitativen Analyse im Allgemeinen

Die Verwendung von Widersprüchen als Analysetechnik lässt sich in die Tradition und Praxis qualitativer Analyse einbetten. Qualitative Forschung setzt sich von Anfang an kritisch mit Objektivitätsansprüchen empirischer Forschung auseinander. Entsprechend ist es ein wichtiges Prinzip, rein deduktives Forschen zu vermeiden. Beim deduktiven, also Theorie testenden Forschen stehen Methode und inhaltliche Vorannahmen im Vordergrund. ‚Unwägbarkeiten‘ der Praxis gelten als Störung des Forschungsvorgangs und werden möglichst umgangen. Im Extremfall führt dies zur Annahme einer Objektivität von Forschung und Forschenden, da subjektive Sichtweisen und Einzelfälle herausgenommen würden.⁷ Qualitative Forschung geht davon aus, dass sich derartige ‚Störungen‘ nicht eliminieren lassen, da sie ein Bestandteil der Praxis – also des zu Erforschenden – sind. Sie möchte solche ‚Störungen‘ für den Forschungsprozess nutzbar machen.⁸ Dass Inkonsistenzen dabei eine äußerst konstruktive ‚Störung‘ sind, werde ich im Folgenden erläutern sowie in Abschnitt 4. an konkreten Gruppendiskussionen zeigen.

Das Gruppendiskussionsverfahren⁹ geht nicht nur grundsätzlich von der Subjektivität von (wissenschaftlicher) Erkenntnis aus, sondern davon, dass aus soziologischer Sicht Individuen als Subjekte uninteressant sind, weil es kein individuelles Handeln gibt. Das Verfahren geht also davon aus, dass Ideen, Wertvorstellungen, Handlungspläne usw. gruppengebunden sind. Entsprechend erhebt das Verfahren Daten in homogenen Realgruppen, also in gewachsenen, reellen Gruppen (Freundeskreis, KollegInnen usw.) die in Bezug auf ein bestimmtes, für die Analyse inter-

essantes Thema zusammen gehören (soziale Gruppen¹⁰). Aussagen, die sich auf die Analyse von Gruppendiskussionen stützen, beziehen sich damit auf konkrete soziale Gruppen allgemein. Das wird in diesem Abschnitt näher erläutert.

Eine Gruppendiskussion ist, wie andere Diskurse auch, von widersprüchlichen Aussagen gekennzeichnet. Im Verlauf einer Diskussion widersprechen sich sowohl einzelne Personen selbst, als auch die Diskutierenden untereinander. Man könnte die zahlreichen und vielfältigen Widersprüche, die – auf inhaltlicher Ebene – in einer Gruppendiskussion auftreten, als Störfaktoren behandeln. Die Widersprüche wären dann einfach ein Hinweis, dass eine SprecherIn sich irrt, dass sie lügt oder dass sie sich nicht entscheiden kann. Oder – das geschieht in Diskursen über qualitative Forschung häufig – man könnte sie interpretieren als Differenz oder Diskrepanz zwischen Handeln und Handlung einerseits und „Handlungsprotokollen“¹¹, also Daten über „ursprüngliche[] Handlungssituationen“¹², andererseits. Das heißt, der Forschungsvorgang wird als ‚Wahrheitsfindung‘ betrachtet und Inkonsistenzen, wie sie in Gruppendiskussionen (und anderen ‚Texten‘) sehr häufig auftreten, gelten dann als ‚Störungen‘ dieser ‚Wahrheitsfindung‘. Im Folgenden möchte ich zeigen, dass diese ‚Störungen‘ nicht lediglich geduldet oder gar eliminiert werden sollten, sondern dass sie ein konstitutives Element von Gruppendiskussionen und somit ein konstitutives Element für die ‚Lösung‘ von Forschungsfragen sind.¹³

Weiterhin geht es bei den Daten von Gruppendiskussionen nicht um konkretes Tun, um (Interpretationen von) Handlungsprotokolle(n), sondern um die Ermittlung von Orientierungsrahmen.¹⁴ Mit Sinnhorizonten und Orientierungsrahmen wird „das die Handlungspraxis orientierende Wissen“ untersucht, welches vorreflexiv ist.¹⁵ Das heißt, es geht beim Gruppendiskussionsverfahren nicht um eine Überprüfung der Übereinstimmung von Äußerungen und ‚realem Handeln‘. Entsprechend können ermittelte Sinnhorizonte und Orientierungsrahmen nicht wie Erzähltes behandelt werden, sondern wie – beobachtetes – faktisches Tun. Dass also das Verfahren der Gruppendiskussion nicht geeignet ist, Handlungspraxen zu erheben, weil es nicht über die Mittel verfügt, Gesagtes anhand der Praxis zu überprüfen, sollte nicht als „Grenze[] des Gruppendiskussionsverfahrens“ gesehen und diskutiert werden, wie Loos und Schäffer dies tun.¹⁶ Das Verfahren versetzt vielmehr in die Lage, über individuelle Handlungspraxen hinaus spezifische handlungsleitende Sinnhorizonte bzw. Orientierungsrahmen von Gruppen¹⁷ zu ermitteln. Diese Orientierungsrahmen sind nicht auf die gleiche Weise überprüfbar oder nachzuvollziehen, wie konkrete Handlungen, aber sie ziehen – mittelbar – eine Fülle von Handlungspraxen nach sich.¹⁸

Entsprechend wäre es falsch, die Inhalte einer Gruppendiskussion als Erzählung vom Handeln von Individuen oder Gruppen zu behandeln. Eine Gruppendiskussion als Zusammenfassung von Tatsachendarstellungen einzelner Individuen anzusehen, wäre genauso falsch. Darüber hinaus verfügen aber weder Individuen noch Gruppen

über in sich schlüssige Weltbilder, nach denen sie handeln, wie nach einer To-Do-Liste. Das heißt, auch ermittelbare und ermittelte Orientierungsrahmen sind nicht unmittelbar mit dem Tun verknüpft oder verknüpfbar. Deshalb möchte ich zuerst zwei Grundsätze diskutieren, die beim Verfahren der Gruppendiskussion wichtig sind: das Subjekt der Äußerungen und der Stellenwert der Äußerungen, also der ermittelten Sinnwelten und Orientierungsrahmen, und ihre Behandlung in der Analyse.

Ein wichtiges Prinzip der Gruppendiskussions-Forschung¹⁹ ist die Annahme, dass eine (Diskussions-) Gruppe von Menschen nicht einfach die Summe ihrer einzelnen Mitglieder ist, sondern dass diese Mitglieder jeweils bestimmte Funktionen haben.²⁰ Im vorliegenden Fall ist nicht das Zusammenspiel der Mitglieder, also deren jeweilige Funktionen in der Gruppe interessant, sondern das, was dieses Zusammenspiel als inhaltliche Konsequenz vorweist. Diese inhaltlichen Konsequenzen sind auf den ersten Blick die ‚Widersprüche‘, die ich hier ins Zentrum der Diskussion stellen möchte. Inhalte wie Inkonsistenzen in einer Diskussion sind *einem* Subjekt zuzuschreiben. Das heißt, es handelt sich auch im Falle von Gruppendiskussionen um Widersprüche *eines* Subjektes – der Gruppe – und nicht etwa mehrerer Subjekte – der Individuen.²¹ Dass sich in der Diskussion einer Gruppe einzelne Personen selbst, sowie die Gruppenmitglieder untereinander widersprechen, spielt in Bezug auf die Sinnhorizonte einer Gruppe keine Rolle, weil es sich dabei *nicht* einfach um konkurrierende Meinungen einzelner Individuen handelt. Das lässt sich häufig beobachten: So wechseln die Personen, die sich in einer Sache widersprechen, häufig im Laufe der Diskussion ihre Position. Das heißt, sie vertreten jeweils die ‚Meinung‘, der sie zuvor widersprochen hatten.

Beispielsweise reagiert A in einer christlichen Studentengruppe zu Beginn der Diskussion auf F:

- F: Nee, ich meine, da kann man jetzt klassisch von der Evolution her [argumentieren] (...), dass Männer (...) von ihren Aufgaben her sehr auf das Optische orientiert sein müssten, da sie ja für den Nahrungserwerb zuständig waren und so weiter und so fort ...
- F: Ich sag, es ist genetisch
- A: Du hattest gesagt, es sei genetisch
- F: Ja, ich glaube, dass es einfach Veranlagung ist
- A: (...) nehmen wir doch mal an, Männer fühlen sich stark angesprochen von Pornographie, sie konsumieren sozusagen Pornographie und das heißt, eindimensional, nur diese Darstellung, nicht was psychisch ist, nicht was partnerschaftlich ist, nur dieses rein Äußerliche, sie konsumieren das stark, sie werden davon beeinflusst, schon von klein auf, dann projizieren sie das zurück auf die Frauen in echt, die da so rumlaufen und langsam wird alles

sehr unpersönlich, weil die partnerschaftliche Komponente fehlt, und dann nehmen wir an, entwickeln sich diese Männer hin zu Leuten, die nicht in der Lage sind, eine Partnerschaft ordentlich einzugehen, weil sie immer bloß diese eine Dimension mitbekommen haben und den Rest nicht.

- A: (...) also ich muss ganz deutlich sagen, ich bin für erotische Bilder, wie auch für pornographische Darstellungen, durchaus empfänglich, wahrscheinlich weil ich leider 'n Mann bin ...
- A: (...) es wird immer schwerer, weil man immer weniger dem ausweichen kann, ... weils von überall auf einen reinprasselt und wir [Männer] sind dafür empfänglich und das wird gnadenlos ausgenutzt.

Hingegen meint F am Ende,

- F: Pornographie funktioniert nun mal (...) auch, weil es eben gesellschaftlich ins Bild passt.

In den vorliegenden Beispielen nimmt F zuerst die Position der ‚Natur‘ ein, also eines ‚natürlich‘ begründeten Unterschiedes von Männern und Frauen in ihrem Begehren und erotischen Geschmack. A hingegen zweifelt und verweist auf eine Entwicklung, eine soziale Angewohnheit. Später nimmt A aber eine Position ein, die stark eine ‚Natürlichkeit‘ unterstellt. Da fühlt sich F aufgerufen, die soziale Komponente wieder ins Spiel zu bringen.

Das Beispiel zeigt, dass Widersprüche und auch andere Äußerungen in einer Gruppendiskussion nicht unter dem Aspekt der Kommunikation unabhängiger Individuen²² gesehen werden sollten und dass sie in ihren vielfältigen Formen (z.B. als Un-Logik oder als Widersprechen) einen situativen Bezug und eine Funktion haben. Inkonsistenzen haben somit eine andere Bedeutung bzw. weisen auf einen anderen Hintergrund, als beispielsweise den einer Lüge. Sie ermöglichen es uns, ‚hinter die Kulissen‘ zu sehen, geben einen Hinweis auf Sinnhorizonte oder Orientierungsrahmen der Subjekte (d.h. der Gruppen) – deren Konstruktion sich teilweise mit ihnen direkt nachvollziehen lässt – und damit die Verknüpfungen zu gesellschaftlichen Zusammenhängen und zu gesellschaftlichen Veränderungen herzustellen.

Eine Diskussion spiegelt, wenn sich die Gruppenmitglieder mit einem Thema auseinandersetzen, Sinnhorizonte und Orientierungsrahmen der Gruppe aus der Perspektive jenes Aspektes, der diese konkrete Gruppe zu einer Gruppe macht. Äußerungen – einzelner Personen – in Gruppendiskussionen verdanken sich einer ‚kollektiven Genese‘²³ und würden sich von Äußerungen dieser Personen, einzeln befragt, unterscheiden. Eine Bibelgruppe wird ein vorgegebenes Thema also im wesentlichen vor dem Hintergrund, aber nicht unbedingt im Einklang, bestimmter christlicher Wertvorstellungen und Sinnwelten sehen und diskutieren. Das Subjekt der Äußerungen bzw. der Sinnhorizonte und Orientierungsrahmen ist damit die

Gruppe als Gesamtheit und nicht die Person, die diese Äußerung macht.²⁴ Entsprechend dieser Bewertung einer Gruppe als Subjekt von Äußerungen sind ermittelte Sinnhorizonte und Orientierungsrahmen zu beurteilen.

3. Pornografie als Kontextphänomen

Die Daten, aus denen ich die Nutzung von Widersprüchen als Analysetechnik entwickelt habe, stammen, wie erwähnt, aus unserem soziologischen Forschungsprojekt *Pornographie als Kontextphänomen*. Das Thema Pornografie ist bei den Gruppendiskussionen, mit denen wir die Daten erheben, ein Anlass für die Auseinandersetzung mit Geschlecht. Obwohl höchst unterschiedliche Gruppen zu Pornografie diskutieren,²⁵ und obwohl die Diskussionen sehr gruppenspezifisch verlaufen, gibt es einige Gemeinsamkeiten: Die meisten verbinden mit Pornografie zuerst einmal Filme und Bilder und nur zum Teil Literatur pornographischen, also sexuellen Inhalts; In den meisten Diskussionen wird der ökonomische Aspekt und Hintergrund von Pornografie hervorgehoben; Für fast alle spielt der Verweis auf ihre eigene, ‚gelungene‘, Sexualität eine wichtige Rolle. Unabhängig davon verlaufen die Diskussionen sehr gruppenspezifisch; die verschiedenen Gruppen sind sehr schnell bei ‚ihrem Thema‘. Die Frage, was unter Pornografie eigentlich zu verstehen ist, ist dann nicht mehr relevant. Ein wesentliches Fazit aus allen Gruppendiskussionen ist ein Paradigmenwechsel, ein sich abzeichnender Wandel im Alltagsverständnis von Geschlechtlichkeit. Mehr und mehr setzt sich ein konstruktivistisches Verständnis durch, das Geschlecht nicht auf ‚die Natur‘ zurückführt, sondern das ‚die Gesellschaft‘ oder ‚die Kultur‘ für seine Konstruktion und Konstitution verantwortlich macht (s. Abschnitt 4.3.).²⁶

4. Mögliche Formen von Widersprüchen

Im Folgenden möchte ich anhand von kurzen Ausschnitten aus einigen Gruppendiskussionen unseres Projektes verschiedene Arten von Inkonsistenzen vorstellen, die in einer Gruppendiskussion auftreten können: Ich bespreche Widersprüche als Konflikte verschiedener Orientierungsrahmen, Widersprüche als Konstruktionsmittel von Heteronormativität sowie Widersprüche als Indikatoren eines Orientierungs- oder Wertewandels.

4.1. Widersprüche als Konflikte verschiedener Orientierungsrahmen

Sinnhorizonte und Orientierungsrahmen sind handlungsleitend, haben aber den ‚Haken‘, dass sie zahlreich und konkurrierend sind. Der große Nutzen von Gruppendiskussionen besteht darin, dass sich durch sie wichtige Sinnhorizonte und Orientierungsrahmen spezifischer (großer) gesellschaftlicher Gruppen identifizieren lassen. Im Vergleich verschiedener Gruppendiskussionen können aber auch gruppenübergreifende Aussagen über eine (gesamte) Gesellschaft gemacht werden (die natürlich ebenso eine Gruppe ist). So wurde beispielsweise deutlich, welche – gesamtgesellschaftlichen – Orientierungsrahmen in den Diskussionen unseres Forschungsprojektes eine Rolle spielen: Sexuelle Vitalität bzw. ihr ‚Nachweis‘ bildet einen gesamtgesellschaftlich relevanten Sinnhorizont. Auf jeweils sehr spezifische Weise wird sie in den verschiedenen Gruppen betont. Gleichzeitig berühren Pornografie – und Sexualität – nach wie vor ein gesellschaftliches Tabu. Das drückt sich in einem gängigen Allgemeinplatz aus: „Pornografie ist schlecht“.

In einigen Gruppen ist die Ablehnung von Pornografie aber deutlich ausgeprägt. Darunter gibt es wiederum Gruppen, die Pornografie dennoch grundsätzlich deutlich befürworten. Es sind dies Gruppen oder Menschen, für die das, was Pornografie allgemein bedeutet – Sexismus und Verunglimpfung, vor allem von Frauen – sowie das, was die Ablehnung von Pornografie implizieren könnte – gesetzliche Verbote, gesellschaftliche Ächtung ‚anderer‘ Sexualitäten – eine wichtige Bedeutung hat. Beide Bedeutungen von Pornografie sprechen eine Identität und Haltung dieser Gruppen unmittelbar an. Eine lesbische SM-Aktivistin hat diesen Konflikt wohl am besten ausgedrückt: „Das heißt, ich bin ... für Pornografie, die nicht existiert.“ Am deutlichsten wurde dieser Widerspruch bei einer Gruppe politisch aktiver Lesben. Das heißt, die politische Lesbengruppe macht den Widerspruch der betreffenden Sinnwelten am deutlichsten. Die Mitglieder dieser Gruppe sind überwiegend von einer langen und intensiven Auseinandersetzung mit feministischem Denken und feministischen Werten geprägt und möchten ihren Platz in der und ihre Sicht auf die Gesellschaft durchsetzen. Für sie sind sexistische, verunglimpfende Frauen- (und Männer-) Bilder mehr, als nur ‚halt üblich‘ und sie werden in der Regel auf sich persönlich bezogen.

Entsprechend gab es in der Diskussion der politischen Lesben zwei Stimmungen in Bezug auf Pornografie: eine deutliche Affinität und eine deutliche Ablehnung. Einerseits wird auf vielfache Art und Weise immer wieder das Interesse an Pornos deutlich gemacht:

- K: () Thema Pornographie find ich insofern spannend weil ich sie .. gerne .. nutze als Voyeur und .. überhaupt. (...) halt ne bestimmte Sparte davon
- E: Aber dieser Kalender geht wie Hacke, weil sonst würden sie ihn nicht seit Jahrzehnten produzieren. Die Frage is doch, und da wirds doch jetzt interessant, wenn da nicht Frauen dargestellt würden in so ner, „sie warten eigentlich nur auf irgendeinen Kerl, der vorbeikommt“ dargestellt, sondern da wären zwei Lesben drauf, würden wir dann eher so n, Autoprodukt oder .. das Auto kaufen?
- B: Natürlich! (...) @ würd ich sofort kaufen @
- G: Da nehmen wir uns das doch ma vor, .. wir können doch mal ein Drehbuch zusammen schreiben.
- L: Nee, die Zeit ham wa jetzt nicht.
- E: Wie, ich dachte, wir kucken beim nächsten Mal so ne kleine Auswahl.
- D: Also ich muss () sagen, dass, wenn man sich 'n bisschen mit Pornographie beschäftigt und man findet 'n bisschen bessere Pornographie und das gibt es ab und an auch für Lesben, sehr selten, (...) dann geht sofort (...) der Anspruch nach oben.
- D: (...) das ist ja auch der Grund, warum so viele Lesben irgendwie zuhause den Bound [erotische Lesben-Krimi-Satire] haben
- L: Das wär ja wenigstens noch Voyeurismus.
- (...)
- E: Auf jeden Fall @ weiss ich jetzt, warum ich so dick bin. @

In der Diskussion wird laufend das Interesse am Konsum von Pornografie (verschiedener Art) deutlich (gemacht). Das hat nicht zuletzt den Zweck, die eigene sexuelle Aktivität bzw. positive Sexualität zu betonen. Andererseits fühlen sich die Diskutantinnen von der gängigen Pornografie und pornographischen Darstellungen stark belastigt und in ihrer Lebensqualität beeinträchtigt.

Pornografie „stumpft ab“ und sei gegen die Würde, und zwar der DarstellerInnen wie der Konsumierenden sie sei schlicht „scheiße“. Der Hauptaspekt von Pornografie ist, nach Ansicht der Gruppe, die Darstellung von Frauen als Ware.

Wie löst die Gruppe das Problem? Die Mitglieder sagen: Wir würden Pornos ja konsumieren, aber sie sind in der Regel „grott-ttenn-schlecht“ (vor allem Pornofilme), deshalb könnten und wollten sie nichts damit anfangen. Sie sagen:

- K: (...) ich vermisse gute Filme, die ich sehr gerne sehen würde
- D: (...) erstmal finde ich in Büchern .. die Pornographie, die ich wirklich gut finde, ja? Also ich hab noch keinen wirklich guten Film gesehn im Vergleich zu dem, was ich schon gelesen hab.

Und das zweite ist da auch halt auch mal der der Phantasieeffekt der da auch

- E: Genau! [Die können dir] deine Phantasie nicht kaputt machen, weil, die Frau, die du da suuper scharf findest, die sagt da nicht auf einmal, ich mach es nicht (.) ne!.]

4.2. Widersprüche als Konstruktionsmittel von Heteronormativität

Konstruktion von Heteronormativität heißt Konstruktion und Reifizierung der Zwei-Geschlechter-Ordnung mit dem Hervorbringen von Beweisen und Bestätigungen für die Unterschiedlichkeit bzw. Gegensätzlichkeit ‚der‘ Frauen und ‚der‘ Männer. Der häufig verschleierte Konstruktionsprozess lässt sich mit der Analyse von Widersprüchen gut aufdecken und wird dann sehr offensichtlich. Ein anschauliches Beispiel der Vergeschlechtlichung sexueller oder erotischer Bedürfnisse liefert der folgende Ausschnitt aus der Diskussion der einer christlichen Studentengruppe, in dem es darum geht, wer Pornofilme produziert:

- A: Ja, genau, und da sind wir doch wieder bei der Frau, also ich denke, Pornographie hat insofern zwei Seiten, ja der Mann, der konsumiert (1) und die Frau, die sich in einer ganz bestimmten Weise darzustellen hat (.) dass er gut konsumieren kann (.), also der, der es verkauft will, und der, der es kauft will, dass es gut konsumiert werden kann.
- D: Wobei ich in dem Falle denke, was, was die Darstellerinnen in diesem Film von pornographischen Darstellungen angeht, da wird sicher von den, also in den meisten Fällen männlichen Produzenten eine wirtschaftliche Notlage ausgenutzt. Also da bin
- A: von den Frauen
- D: ich mir sehr, sehr sicher. Hier wird ne wirtschaftliche Notlage oder Abhängigkeit der Frauen, also, da bin ich mir sehr sicher. Ich meine das führt, das ist, auch noch in ne andere, in andere Bereiche rein, was zum Beispiel auch die ganze Prostitution und so weiter angeht, wobei das dort auch ziemlich ähnlich ist. (.) ich denke, es gibt sicher auch ein paar Beispiele, wo man auch sagen muss, zumindest es gibt irgend welche, ja ich sag mal Unternehmen, die auch Pornographie vertreiben, die in Frauenhand sind. Also, wie Beate Uhse zum Beispiel, ich glaube es gibt in den USA auch noch 'n grossen
- A: Obwohl die natürlich den größten Erotikversand von ganz Deutschland hat.
- D: Ja, ja ...
- A: Also wieder Erotik, nich Pornographie.

- D: Ja, ja (.) aber ich meine, was im Endeffekt dann gemacht wird, das ist klar. () wird aufgebaut und das ist von Beate Uhse. Aber eben, ich denke auch viel mehr so, mein ich im Interview mit ihr mal irgendwo in den Nachrichten gehört zu haben, ging es ihr, zunächst nicht um Pornographie, sondern einfach darum, den Deutschen, in Deutschland, da die halt in Deutschland aktiv war, ja einfach nen bisschen mehr Spass am Sex halt, zu mehr Kreativität, so hat sie sich ausgedrückt. Also das war nicht primär pornographisch.

In der Gruppe wird unterstellt, dass vor allem Männer Pornos produzieren und dass sich vor allem Männer für Pornos interessieren. Interessant ist, wie diese Zuschreibung funktioniert: Zuerst wird unterstellt, dass vor allem Männer für die Produktion von Pornos verantwortlich sind. Dann kommen Zweifel auf und die Verbreitung von Pornografie in Frauenhand wird angesprochen – eine große Firma in den USA und *Beate Uhse* als größten Erotikversand von ganz Deutschland. Die Diskutierenden merken, dass sich ihre Aussagen widersprechen bzw., dass ihre Argumente im Widerspruch zu ihrer Erfahrung und ihrem Wissen stehen. Dieser Konflikt wird aufgelöst, indem A und D zu erkennen glauben, es ginge Beate Uhse dabei um Erotik, um mehr Kreativität, um mehr Spaß am Sex, aber nicht um Pornografie. Dies ist eine gängige Differenzierung von weiblicher und männlicher Sexualität: die ‚weiche‘ – weibliche – Erotik und die ‚harte‘ – männliche – Sexualität. Im zitierten Ausschnitt wird sehr deutlich, dass die Zuschreibung von Frauen und Erotik sowie Männern und Sex stattfindet, vor und unabhängig von einer Differenzierung tatsächlicher Inhalte.

4.3. Widersprüche als Indikator eines Orientierungs- oder Wertewandels

Orientierungsrahmen, Sinnhorizonte und Leit- bzw. Weltbilder verändern sich. Das geschieht in der Regel ‚schleichend‘ und – zuerst einmal – unbemerkt. Diese Veränderung bringt es mit sich, dass zu einer bestimmten Sache gegensätzliche Sichtweisen bestehen und ‚vereinbar gemacht‘ werden. Den massiven Wandel eines Leit- bzw. Weltbildes habe ich in Abschnitt 3 mit dem Paradigmenwechsel im Alltagsverständnis von Geschlecht angesprochen. Diesen Wandel des leitenden Geschlechter-Weltbildes möchte ich hier an zwei Beispielen von Inkonsistenzen zeigen. Im ersten Beispiel, einer Diskussion von Frauen aus einer Sportgruppe, drückt sich der Widerspruch in einer gewissen Unentschiedenheit aus, im zweiten Beispiel, der Gruppe christlicher Studenten, in großer Entschiedenheit.

Eine Unentschiedenheit drückt sich in der Person von D aus der Frauensportgruppe aus, die sagt:

D: Mh, genau (.), aber ich denke, dass prinzipiell die Lust oder so bei beiden Geschlechtern gleich groß ist, denk ich mal.

Später dann D:

(...) ich hab mal gelesen, dass irgendwie Männer (.) die hätten also das ist irgendwie biologisch oder medizinisch erwiesen, dass Männer irgendwas (.) ich weiß nicht, wie man das sagt, also was chemisches (.) praktisch ham, wie so nen, keine Ahnung, (.) Enzym oder irgendwas, das halt das auslöst, dass Männer praktisch (.) mehr Lust ham

Wieder später fragt sich D zum gleichen Thema (dem Interesse am Konsum bestimmter Pornographie):

vielleicht sind (.) Frauen anders erzogen? Als Männer?

Die Antwort erfolgt wiederum einige Zeit später:

Die haben einfach stärkere Triebe und deshalb ... [Obwohl ..., wenn] der Begriff weiter gefasst ist, dann (.) konsumieren eigentlich (.) auch Frauen (.) im gleichen Sinn jetzt (.) Pornographie als Männer

Am Ende erinnert sich D aber wieder an die schon erwähnte Studie, die beweist, dass

Männer halt einfach ja auf auf jeden Fall mehr Lust verspüren oder ihre Triebe haben und und vielleicht dann öfter diese Lust verspüren

Es ist offensichtlich, dass sich D nicht entscheiden kann, ob die Lust von ‚Frauen‘ und ‚Männern‘ „gleich groß“ ist oder ob nicht Männer „mehr Lust verspüren“ und wenn ja, ob das eine Folge unterschiedlicher – körperlich bedingter – Triebe oder einer geschlechterdifferenten Erziehung ist.

Auch diese Gruppe nutzt übrigens die gängige Unterscheidung von Pornografie und Erotik, um einen Widerspruch zu neutralisieren: Nachdem die DiskussionsleiterInnen unterstellen, dass vor allem Männer Pornografie konsumieren würden – eine Behauptung, mit der die Gruppe nicht einverstanden ist – geht die Gruppe davon aus, dass damit wohl Hardcore-Pornos gemeint sein müssen. Hier schreiben sie vor allem Männern das Interesse zu. Der Widerspruch, der zuerst einmal von den Interviewerinnen ausgelöst wird, wird von den Teilnehmerinnen konflikt- und problemlos integriert.

Noch einmal F aus der Gruppe christlicher Studenten, die ich oben schon zitiert habe; F mixt einen interessanten Cocktail aus Glaubensgrundlagen, orientierenden Wertvorstellungen, Orientierungsrahmen und Sinnhorizonten, die viel über die Vorstellungen der Gruppe erzählen, die aber bei einem direkten Vergleich nicht mehr zusammenpassen. F also über Gründe für das – angeblich meist männliche – Interesse an Pornografie:

- F: Bei Männern, also, ich hab mal gehört, dass Männer sehr sehr viel stärker aufs Äußere achten, als Frauen, (1) weils irgendwie, ich weiß nicht, genetisch einprogrammiert ist, also so (1) Evolutionsleute sagen, das kommt daher, (2) also der Mann sucht sich sozusagen eine Frau, wo (3) gesund ist wo auf jeden Fall Kinder bekommen kann (.) und Kinder aufziehen kann also das ist so (1) aber irgendwie genetisch halt angeboren.

Das bedeutet, so F:

dass Männer von (...) ihren Aufgaben her sehr auf das Optische orientiert sein müssten, da sie ja für den Nahrungserwerb zuständig waren und so weiter und so fort (1) und da gibts eben die Argumentation, (.) dass irgendwelche sekundären Geschlechtsmerkmale leichtfertig wahrscheinlich als irgendwelche Qualitäten gewertet werden (.) für (...) Aufzug von Familie und so weiter und, das ist eben für die Männer wichtig, und für die Frauen ist es eher wichtig, dass halt der Mann genügend, was weiß ich, Mammut oder () nach Hause bringt oder so, das sind wieder andere Qualitäten, die sich nicht so sehr an dem Optischen orientieren.

Später glaubt F aber:

dass der Mann eben (...) einen stärkeren Sexualtrieb [hat und dass dies] einer der Gründe ist dafür, dass Männer (1) sehr viel mehr Pornographie konsumieren.

Dann stellt F aber fest, dass:

Sexualität was ist, was immer partnerschaftlich ist. Ganzheitlich. (...) so sind wir (...) veranlagt

und meint am Ende:

Pornographie funktioniert nun mal (...) auch, weil es eben, gesellschaftlich ins Bild passt.

In den Gruppendiskussionen, die wir zum Thema Pornografie durchgeführt haben, wurde häufig über Triebe diskutiert. Diese gelten als Aspekt der *Natur*, also als unveränderlich und nicht beeinflussbar. Weiterhin wird einerseits in fast allen Diskussionen dem sozialen Faktor, also z.B. den Machtverhältnissen, der Sozialisation, gesellschaftlich gewachsenen Strukturen usw., die wesentliche Rolle bei der Formung und beim Ausleben von Trieben zugeschrieben. Die Triebhaftigkeit gilt demnach für beide Geschlechter gleichermaßen, Unterschiede werden auf Personen bzw. gesellschaftliche Einflüsse bezogen. Andererseits denken offenbar viele der Diskutierenden, dass Männer von dieser ‚Eigenwilligkeit‘ des Körpers stärker betroffen sind, als Frauen. Danach ist es für Männer schwerer, ihren Trieb mit Hilfe des Denkens, der Vernunft, zu regulieren und zu lenken und das habe häufig Gründe, die in der Biologie der Männer liegen. Es gibt einen Unterschied – so die Idee –, der in der Zweigeschlechtlichkeit begründet und sichtbar ist; entsprechend zeige sich darin der Unterschied im Umgang mit Pornografie.

Obwohl also häufig soziale Faktoren als Erklärung für die Verschiedenheit ‚der weiblichen‘ und ‚der männlichen‘ Triebhaftigkeit und Triebbefriedigung ver-

antwortlich gemacht werden, fällt gleichzeitig der regelmäßige Rückgriff auf die Biologie (den Körper) auf. Das unumstrittene Lieblingsargument – vielleicht als Zugeständnis an einen prinzipiellen Einfluss des Sozialen – ist dabei das der Evolution: Häufig ist von dem Geschlechterverhältnis in der Steinzeit (!) die Rede, wo

„der Mann natürlich für den Nahrungserwerb zuständig ist, ja, also er geht jagen und so weiter und die Frau kümmert sich solange zu Hause in der Höhle um die Kinder.“

Diese These bleibt selten aus, bleibt aber auch selten unwidersprochen. Die Konflikte zwischen Sozialem und ‚Natürlich-Biologischem‘, die hier in vielen Gruppendiskussionen feststellbar sind, weisen auf den erwähnten Paradigmenwechsel im Alltagsverständnis von Sexualität und Trieben der Geschlechter hin. Das heißt, dass eine Naturalisierung oder Biologisierung der Unterschiedlichkeit männlicher und weiblicher Sexualität möglicherweise von einer Sichtweise der sozialen Konstruiertheit von Sexualität abgelöst wird.²⁷ Die ‚Natur‘ – hier in Form zweier biologisch unterschiedlich organisierter Körper – als letzte Bastion des unwiderruflichen Unterschiedes von ‚Mann und Frau‘ verliert ihre Überzeugungskraft. Soziale Verhältnisse und Beziehungen (auch ökonomische Gründe) werden für mögliche Unterschiede im Sexualverhalten verantwortlich gemacht. Damit zeigen die Kämpfe der Frauenbewegung und feministischen Theorien ihre Wirkung – die ja selbst von heteronormativen Vorstellungen dominiert waren;²⁸ Körper, Triebe und der Zusammenhang von Geschlechterverhältnissen und Sexualität rücken ins Visier gesellschaftlicher Verhandelbarkeit.

Häufig müssen aber auch Inkonsistenzen zwischen Sinnhorizonten und konkreten eigenen Erfahrungen integriert werden. Letztere können sowohl die Überzeugung der sozialen Konstruiertheit als auch der Naturgegebenheit konterkarieren. Angelika Wetterer hat die Integration von Inkonsistenzen zwischen verändertem Alltagswissen auf der einen und konkreter Erfahrung auf der anderen Seite untersucht. Sie spricht in diesem Zusammenhang von „rhetorische[r] Modernisierung“, wenn „alltagsweltliche[s] Differenzwissen (...) den Strukturen des Geschlechterverhältnisses und großen Teilen der sozialen Praxis ein ganzes Stück voraus[]jeilt“. Mit der rhetorischen Modernisierung, der Integration dieser Widersprüche, schließen wir eine Lücke in unserem Denken und in unserer Sprache.²⁹ Das Bemühen der Steinzeit-Szenarien, wenn keine anderen Erklärungen mehr greifen, ist aber keine ‚Verschleierungsstrategie‘, wie im Beispiel von Angelika Wetterer, sondern mehr eine ‚vorläufige Letztbegründung‘, wie sie genannt werden könnte: Wenn die Spannung der Inkonsistenzen zu groß wird, helfen beliebte, gängige Bilder, die kaum nachprüfbar sind, aus der schwierigen Situation.

Ein Paradigmenwechsel hat auch für die wissenschaftliche Diskussion bzw. für die wissenschaftliche Tätigkeit Konsequenzen, da diese auf der Grundlage von Alltagswissen funktionieren.³⁰ Viele VertreterInnen der wissenschaftlich-theoretischen

Annahme einer sozialen Konstruiertheit von Zweigeschlechtlichkeit, halten diese These nicht konsequent durch.³¹ Entsprechend bedeutet ein Paradigmenwechsel im Alltagsverständnis von Geschlecht einen deutlichen Auftrieb für die Anwendung dieser Theorien. Deren Durchsetzungskraft braucht eine alltagstheoretische Grundlage.

Fazit

Die Nutzung von Widersprüchen als Analysetechnik leistet einen queeren Beitrag zur Methodologie und Methodik qualitativer Forschung, die sich außerdem gut für die Re- oder Dekonstruktion von Geschlecht und Heteronormativität eignet. Bei der Arbeit mit Gruppendiskussionen scheint diese Technik der Nutzung von Inkonsistenzen besonders lohnend, um Orientierungsmuster und Sinnkonstruktionen aufzudecken, weil es zwei Ebenen von Widersprüchen gibt: fehlende Logik in der Argumentation, wenn also eine Person – oder mehrere Personen – inhaltlich einer eigenen Aussage widerspricht (siehe die Beispiele in 4.), sowie das Widersprechen, wenn eine Person – oder mehrere Personen – den Standpunkt einer anderen Person anzweifelt (wie in 2.).³² Solche Widersprüche treten in Äußerungen mehrerer Personen sicher deutlicher zu Tage, obwohl auch bei der Gruppendiskussion davon ausgegangen werden muss, dass es sich um Äußerungen eines Subjektes – der Gruppe – handelt. Die Suche nach Widersprüchen lohnt sich immer, wenn es um die Untersuchung von Sinn bzw. gesellschaftlichen Konstruktionen geht. Widersprüche sind (ein) Mittel, inkonsistente Orientierungsrahmen und Sinnhorizonte sowie Erfahrung bzw. Handeln und Deutung bzw. Hintergrund ‚passend zu machen‘. Wesentliche Orientierungspfeiler lassen sich mit der Suche nach Inkonsistenzen aufspüren, Orientierungsrahmen und Sinnhorizonte mit der Interpretation der Widersprüche nachvollziehen.

Widersprüche werden oft überhaupt nicht erkannt, sie werden aber auch häufig (auf)gelöst. In den hier vorliegenden Beispielen löst die Lesbengruppe den Widerspruch zwischen der Auffassung, dass Pornografie sexistisch und deshalb „scheiße“ ist und dem gegenüberstehenden eigenen Interesse an Pornografie, indem sie sich darauf einigt, dass sie die Qualität der ‚real existierenden‘ Pornografie unakzeptabel findet. Die christliche Männergruppe erklärt den Widerspruch zwischen ihrer Auffassung, dass Frauen kein Interesse an ‚hartem‘ Sexkonsum und deshalb auch kein Interesse an seiner Verbreitung hätten und ihrem Wissen, dass Frauen als Macherinnen, als ‚Profiteurinnen‘ im großen Sexgeschäft sehr erfolgreich sind, mit der Erklärung, dass es diesen Geschäftsfrauen nicht um ‚harten‘ Sex geht, sondern um die ‚weiche‘ Erotik.

Widersprüche sind konstitutiv für das Funktionieren von Welt(erklärungen). Ihre Integration ist konstitutiv für die Bewältigung von Welt. Das Aufspüren und

Interpretieren dieser Widersprüche ist deshalb ein geeignetes Mittel, um Grenzen, Konflikte und Veränderungen von Wertvorstellungen, Sinnhorizonten und Orientierungsrahmen aufzudecken und qualitativ zu analysieren.

Anmerkungen

- 1 Der vorliegende Aufsatz entstand im Rahmen des Forschungsprojektes *Pornographie als Kontextphänomen*, das vom baden-württembergischen Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst unterstützt wird (Az.: 24-729.18-1-18). Für kritisches Lesen und Mitdenken danke ich Nina Degele.
- 2 Nina Degele: „Happy together: Soziologie und Gender Studies als paradigmatische Verunsicherungswissenschaften“, in: *Soziale Welt*, Nr. 54, Heft 1, 2003, S. 9-30.
- 3 Cornelia Ott: „Zum Verhältnis von Geschlecht und Sexualität unter machtheoretischen Gesichtspunkten“, in: Christiane Schmerl/Stefanie Soine/Marlene Stein-Hilbers/Birgitta Wrede (Hrsg.): *Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften*, Opladen 2000, S. 189.
- 4 Siehe zu einigen Beispielen des Geschlechtswechsels von Berufen Regina Gildemeister/Angelika Wetterer: „Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung“, in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Traditionen Brüche: Entwicklungen feministischer Theorie*, Freiburg 1992, S. 222-226.
- 5 Zur Beschreibung/Definition von Orientierungsrahmen und Sinnhorizonten siehe die Abschnitte 2, 4.1. und 4.3.
- 6 Vgl. Angelika Wetterer: „Das Geschlecht (bei) der Arbeit. Zur Logik der Vergelechtlichung von Berufsarbeit“, in: Ursula Pasero/Friederike Braun (Hrsg.): *Konstruktion von Geschlecht*, Pfaffenweiler 1995, S. 199-223.
- 7 Siehe z.B. Helmut Kromrey: *Empirische Sozialforschung*, Opladen 2002, z.B. S. 22, 39-43, 59, passim.
- 8 Vgl. Norman K. Denzin: „Symbolischer Interaktionismus“, in: Uwe Flick/Ernst von Kardorff/Ines Steinke (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbek 2000, S. 147; Peter Loos/Burkhard Schäffer: *Das Gruppendiskussionsverfahren. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendung*, Opladen 2001, S. 36-38.
- 9 Siehe als grundlegende Einführung Peter Loos/Burkhard Schäffer: *Das Gruppendiskussionsverfahren. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendung*, Opladen 2001.
- 10 Ich bezeichne sie deshalb als soziale Gruppe, also eine Gruppe, die aus der Sicht einer bestimmten Perspektive oder Forschungsfrage eine gewisse Homogenität aufweist.
- 11 Hans-Georg Soeffner: „Verstehende Soziologie und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Die Rekonstruktion der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“, in: Ronald Hitzler/Jo Reichertz/Norbert Schöer (Hrsg.): *Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation*, Konstanz 1999, S. 41.
- 12 Ebd., S. 41.
- 13 Auf einer anderen Ebene werden Widersprüche schon in die Analyse von Gruppendiskussionen einbezogen: als Fokussierungsmetapher (wenn alle durcheinander reden), die als Hinweis gewertet wird, dass das entsprechende Thema für die Gruppe von besonderer Bedeutung ist (s. Peter Loos/Burkhard Schäffer: *Das Gruppendiskussionsver-*

- fahren. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendung*, Opladen 2001, S. 70f.; Ralf Bohnsack: *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*, Opladen 2000, S. 152).
- 14 Siehe Peter Loos/Burkhard Schäffer: *Das Gruppendiskussionsverfahren. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendung*, Opladen 2001, S. 70f.; Ralf Bohnsack: *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*, Opladen 2000, S. 152.
- 15 Ralf Bohnsack: „Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse. Grundprinzipien der dokumentarischen Methode“, in: Ralf Bohnsack/Iris Nentwig-Gesemann/Arnd-Michael Nohl (Hrsg.): Opladen 2001, S. 229.
- 16 Peter Loos/Burkhard Schäffer, *Das Gruppendiskussionsverfahren. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendung*, Opladen 2001, S. 39-42.
- 17 Gemeint sind hier nicht die konkreten – befragten – Gruppen, sondern die Gruppe der Menschen, die sich jeweils thematisch zuordnen lassen.
- 18 Und damit sind sie faktisch oder ‚objektiv‘, genauso wie konkrete Handlungen. Ihre Analyse ist somit eine Interpretation 1. Ordnung, keine Interpretation 2. Ordnung (vergleiche Alfred Schütz, dessen Unterscheidung von Interpretationen 1. und 2. Grades häufig zitiert, aber auch häufig unterschiedlich interpretiert wird: Alfred Schütz: „Common-Sense und wissenschaftliche Interpretation menschlichen Handelns“, in: Jörg Strübing/Bernt Schnettler (Hrsg.): *Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte*, Konstanz 2004, S. 185–191 und Kommentar S. 156).
- 19 Gruppendiskussions-Forschung meint die methodologischen, also theoretischen Grundideen und Voraussetzungen für die Erhebung und Auswertung von Daten, insbesondere aus Gruppendiskussionen.
- 20 Siehe Peter Loos/Burkhard Schäffer: *Das Gruppendiskussionsverfahren. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendung*, Opladen 2001, S. 29-38.
- 21 Zur Gruppe als Forschungssubjekt – im Gegensatz zum Individuum – siehe Dominique Schirmer: *Soziologie und Lebensstilforschung in der Volksrepublik China. Perspektiven einer Mikrotheorie gesellschaftlichen Wandels*, Bielefeld 2004, S. 60-68 u. S. 180-186.
- 22 Dass auch Einzelpersonen keine ‚unabhängigen Individuen‘ sind, lässt sich vermutlich mit der Analyse von Interviews nachvollziehen.
- 23 Ebd. S. 29.
- 24 In der Soziologie ist das Individuum als theoretisches und empirisches Forschungsziel vor allem latent vorherrschend. Das heißt, es wird immer wieder kritisch hinterfragt – häufig aber ohne Konsequenzen (s. ebd. S. 63-66).
- 25 Es haben 18 Gruppen der unterschiedlichsten beruflichen, politischen, religiösen, geschlechtlichen und ‚sexuellen‘ Hintergründe in den Geburtsjahrgängen von den 1920ern bis zu den 1980ern diskutiert.
- 26 Das muss aber m.E. nicht heißen, dass in der Gesellschaft Veränderungswille und Veränderbarkeit geschlechtlicher Zuschreibungen zunehmen.
- 27 Vgl. Gunter Schmidt: *Das neue Der Die Das. Über die Modernisierung des Sexuellen*, Gießen 2004, S. 69–75.
- 28 Regina Gildemeister/Angelika Wette: „Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweige-

- schlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung“, in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Traditionen Brüche: Entwicklungen feministischer Theorie*, Freiburg 1992, S. 201-254.
- 29 Angelika Wetterer: „Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen“, in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II, Forum Frauenforschung*, Münster 2003, S. 289, passim.
- 30 Siehe z.B. Karin Knorr-Cetina: „Konstruktivismus als ‚Strategie der Weltentfaltung‘“, in: Theodor M. Bardmann: *Zirkuläre Positionen: Konstruktivismus als praktische Theorie*, Opladen 1997, S. 23; siehe auch Max Weber: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen 1988/1922, S. 161.
- 31 Nina Degele/Dominique Schirmer: „Selbstverständlich heteronormativ: Zum Problem der Reifizierung in der Geschlechterforschung“, in: Sylvia Buchen/Cornelia Helfferich/Maja S. Maier (Hrsg.): *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen*, Opladen 2004, Abschnitt 3.1, sowie Nina Degele: *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Wiesbaden 2004, S. 69–75, v.a. 74f.). Handlungspraxen
- 32 Hier ist das Anzweifeln von Werten oder Sinnerklärungen gemeint. Eine ganz andere Funktion hat das Anzweifeln von – selbst beobachteten – Handlungspraxen (siehe Nina Degele/Dominique Schirmer: „Selbstverständlich heteronormativ: Zum Problem der Reifizierung in der Geschlechterforschung“, in: Sylvia Buchen/Cornelia Helfferich/Maja S. Maier (Hrsg.): *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen*, Opladen 2004, Abschnitt 3.1, sowie Nina Degele: *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Wiesbaden 2004, S. 69–75, v.a. 74f.). Handlungspraxen

Literatur

- Bohnsack, Ralf:** *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*, Opladen 2000.
- Bohnsack, Ralf:** „Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse. Grundprinzipien der dokumentarischen Methode“, in: Ralf Bohnsack/Iris Nentwig-Gesemann/Arnd-Michael Nohl (Hrsg.): *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, Opladen 2001, S. 225-252.
- Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (Hrsg.):** *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, Opladen 2001.
- Degele, Nina:** „Happy together: Soziologie und Gender Studies als paradigmatische Verunsicherungswissenschaften“, in: *Soziale Welt*, Nr. 54, Heft 1, 2003, S. 9-30.
- Degele, Nina:** *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*. Wiesbaden 2004.
- Degele, Nina/Schirmer, Dominique:** „Selbstverständlich heteronormativ: Zum Problem der Reifizierung in der Geschlechterforschung“, in: Sylvia Buchen/Cornelia Helfferich/Maja S. Maier (Hrsg.): *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen*, Opladen 2004.
- Denzin, Norman K.:** „Symbolischer Interaktionismus“, in: Uwe Flick/Ernst von Kardorff/Ines Steinke (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbek 2000, S. 136-149.
- Gildemeister, Regina/Wetterer, Angelika:** „Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung“, in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Traditionen Brüche: Entwicklungen feministischer Theorie*, Freiburg 1992, S. 201-254.
- Knorr Cetina, Karin:** „Konstruktivismus als ‚Strategie der Weltentfaltung‘“, in: Theodor M. Bardmann: *Zirkuläre Positionen: Konstruktivismus als praktische Theorie*, Opladen 1997, S. 19-38.
- Kromrey, Helmut:** *Empirische Sozialforschung*, Opladen 2002.
- Loos, Peter/Burkhard Schäffer:** *Das Gruppendiskussionsverfahren. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendung*, Opladen 2001.
- Ott, Cornelia:** „Zum Verhältnis von Geschlecht und Sexualität unter machtheoretischen Gesichtspunkten“, in: Christiane Schmerl/Stefanie Soine/Marlene Stein-Hilbers/Birgitta Wrede (Hrsg.): *Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften*, Opladen 2000, S. 183-193.
- Schirmer, Dominique:** *Soziologie und Lebensstilforschung in der Volksrepublik China. Perspektiven einer Mikrotheorie gesellschaftlichen Wandels*, Bielefeld 2004.
- Schmidt, Gunter:** *Das neue Der Die Das. Über die Modernisierung des Sexuellen*, Gießen 2004.

Schütz, Alfred: „Common-Sense und wissenschaftliche Interpretation menschlichen Handelns“, in: Jörg Strübing/Bernt Schnettler (Hrsg.): *Methodologie interpretativer Sozialforschung: Klassische Grundlagentexte*, Konstanz 2004, S. 157-197.

Soeffner, Hans-Georg: „Verstehende Soziologie und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Die Rekonstruktion der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“, in: Ronald Hitzler/Jo Reichertz/Norbert Schöner (Hrsg.): *Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation*, Konstanz 1999, S. 39-49.

Weber, Max: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen 1988/1922.

Wetterer, Angelika: „Das Geschlecht (bei) der Arbeit. Zur Logik der Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit“, in: Ursula Pasero/Friederike Braun (Hrsg.): *Konstruktion von Geschlecht*, Pfaffenweiler 1995, S. 199-223.

Wetterer, Angelika: „Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen“, in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II, Forum Frauenforschung*, Münster 2003, S. 286-319.

Intersexualität, Transsexualität und das Recht

Geschlechtsfreiheit und körperliche Integrität als Eckpfeiler einer neuen Konzeption

I. Die Kategorie Geschlecht im Recht

1. Die zweigeschlechtliche Ordnung des Rechts

Wird ein Kind geboren, so stellt sich die Frage nach dessen Geschlecht. Es ist eine der ersten Fragen, die den Eltern des Kindes gestellt werden. Nicht nur das gesellschaftliche Umfeld möchte das Geschlecht gleich kennen, auch das Recht¹ braucht diese Gewissheit. Betroffen ist der so genannte Personenstand. Der Personenstand umfasst jene Elemente einer Person, die in unserem Rechtsleben für wesentlich erachtet werden, an deren Kenntnis auch der Staat scheinbar ein Interesse hat, und die deshalb beurkundet werden. Dazu gehört auch das Geschlecht.² In der Schweiz muss im Laufe der ersten drei Lebenstage die Geburt angezeigt und damit auch Name und Geschlecht des Kindes im Geburtsregister eingetragen werden.³ Für Zweifel bleibt da keine Zeit. Die Kontrolle der Medizin über die Geschlechtsbestimmung wird illustriert durch die Rangfolge der Pflicht, die Geburt anzuzeigen: Anzeigepflichtig ist nach dem Zivilstandsrecht der Schweiz bei einer Geburt in einer Klinik in erster Linie die Direktion dieser Institution. Erfolgt die Geburt nicht in einer Klinik, in einem Heim oder in einer Anstalt, so sind zur Anzeige der Geburt der Reihe nach verpflichtet: die Behörden, die von der Geburt Kenntnis erhalten, die zugezogene Ärztin oder der zugezogene Arzt sowie die zugezogenen ärztlichen Hilfspersonen, die Familienangehörigen, die anderen anwesenden Personen.⁴

Es gibt für das Register nur zwei Geschlechter: Das Kind darf nur als männlich oder weiblich angezeigt werden. Andere Geschlechtsbezeichnungen gibt es nicht. Das Geschlecht darf auch nicht unbenannt weil unbestimmt bleiben. Und deshalb fragt sich, wer über das Geschlecht entscheidet und welche Merkmale die Geschlechtszuordnung bestimmen, wenn diese in Fällen von Intersexualität⁵ nicht eindeutig vorgenommen werden kann.

Die Kategorie Geschlecht ist im Schweizer Recht nicht näher bestimmt, es gibt keine gesetzliche Norm, die Geschlecht definiert. Der Gesetzgeber ist offenkundig

davon ausgegangen, dass sich das Geschlecht ohne weiteres feststellen lässt, und zwar, wie gemeinhin angenommen, aufgrund der körperlichen Merkmale einer Person. Nun sind diese aber keineswegs immer eindeutig.⁶ Das Recht überlässt letztlich die Zuordnung der medizinischen Profession, die im Falle von Uneindeutigkeiten beim Neugeborenen oder in den Wochen nach der Geburt eine Reihe von Untersuchungen durchführt. Es werden biologische Indikatoren gesucht, die die Zuweisung eines eindeutigen Geschlechts ermöglichen sollen: durch Untersuchungen des Zellkerns und der Chromosomen, Beurteilung der Genitalien, Feststellung des gonadalen Geschlechts. Das chromosomale Geschlecht ist für die Medizin häufig entscheidend für die Bestimmung des Geschlechts.⁷ Stimmen Chromosome und genitales, respektive gonadales Geschlecht nicht überein, wird in vielen Fällen operativ eingegriffen, um die Entscheidung zugunsten eines Geschlechts im Körper des Kindes eindeutiger nachzuvollziehen.⁸

Diese medizinische und rechtliche Zuweisungspraxis bei Intersexualität bedarf näherer Erörterung, denn sie gibt eindrücklich Aufschluss darüber, wie das Recht die Zweigeschlechtlichkeit versteht. Intersexualität stellt die Zweigeschlechtlichkeit als solche in Frage. Sie macht deutlich, dass – um mit Regine Gildemeister und Angelika Wetterer zu sprechen – Biologie und Physiologie

„eine weitaus weniger trennscharfe und weniger weitreichende Klassifizierung [treffen] als manche Sozialwissenschaft (und das Alltagsbewusstsein) und (...) ein sehr viel differenzierteres Bild des scheinbar so wohlumrissenen binären biologischen Geschlechts [entwerfen]. Männliches und weibliches Geschlecht sind nicht zwei entgegengesetzte, einander ausschließende Kategorien, sondern vielmehr ein Kontinuum (...).“⁹

Seit den 1950er Jahren wird in denjenigen Fällen, in denen beim Neugeborenen die Genitalien uneindeutig erscheinen, chirurgisch eingegriffen. Die Eingriffe werden im Wesentlichen damit begründet, dass durch ein eindeutiges biologisches Geschlecht auch die Bildung klarer kultureller Geschlechtlichkeit sichergestellt werde, welche dann wiederum einen biologischen Niederschlag finde. Zugleich wird auch die obligatorische rechtliche Geschlechtsfixierung erleichtert. Diese Praxis der chirurgischen Modifikation der Genitalien geht zurück auf die Theorie von John Money, wonach ein Kind in psychosexueller Hinsicht neutral geboren wird, um dann in eine bestimmte Richtung, zu einem Mädchen oder zu einem Knaben erzogen zu werden, wobei die Erziehung zu einem der beiden Geschlechter eindeutige Genitalien erfordere.¹⁰ Inzwischen nehmen Zweifel und Kritik an den geschlechtszuweisenden Operationen zu, nicht nur, weil die Notwendigkeit solcher Eingriffe keineswegs erwiesen ist, sondern vor allem, weil die Leidenswege der Betroffenen allmählich an die Öffentlichkeit gelangen.¹¹ Das Selbstbestimmungsrecht und das Recht auf körperliche Unversehrtheit Intersexueller rückt langsam ins Blickfeld des medizinisch-rechtlichen Diskurses.

Wie das Geschlecht gehört auch der Name zum Personenstand. Er ist Bestandteil des kulturellen Geschlechts, des *gender*, und soll ganz im Sinne der Kongruenz zwischen *sex* und *gender* Geschlecht Ausdruck des biologischen Geschlechts sein. Während jedoch noch bis vor zehn Jahren in der Schweiz der Vorname des Kindes das Geschlecht eindeutig erkennen lassen musste, ist in dieser Hinsicht die Wahlfreiheit der Eltern mit einer Revision der Zivilstandsverordnung¹² deutlich vergrößert worden. Die Geschlechtsspezifität des Kindesnamens ist nicht mehr erforderlich, die Grenze der Wahlfreiheit liegt laut Gesetzgebung und rechtlicher Literatur freilich dort, wo die Interessen des Kindes eindeutig verletzt würden,¹³ beispielsweise durch offensichtlich dem anderen Geschlecht zugehörige Vornamen.¹⁴

2. Grundsatz der Unveränderbarkeit und Ausnahmen

Die Schweizer Rechtsordnung geht erstens von der Kongruenz von biologischem und kulturellem Geschlecht aus – das heißt von der Verbindung bestimmter Rollen und Verhaltensweisen mit bestimmten körperlichen Merkmalen –, zweitens von eindeutiger, polar angelegter Geschlechtsidentität und drittens von heterosexueller Orientierung. Schließlich ist das Geschlecht grundsätzlich unveränderbar. *Transgender*-Identitäten, das heißt Überschreitungen der Geschlechtergrenzen, erschüttern das Recht in diesen Kernüberzeugungen.

Das Recht selbst kennt zwei Ausnahmen vom Prinzip der Unveränderbarkeit der geschlechtlichen Zuordnung.

Zum einen können fehlerhafte Geschlechtszuordnungen zu einem späteren Zeitpunkt mit der Berichtigungsklage¹⁵ korrigiert werden. Mit der Berichtigungsklage soll bei fehlender Eindeutigkeit der Körpermerkmale bei der Geburt späteren Erkenntnissen durch Korrekturen Rechnung getragen werden können. Sie kommt deshalb in Fällen von Intersexualität allenfalls zur Anwendung. Im Grunde genommen handelt es sich nicht um eine echte Ausnahme vom Prinzip der Unveränderbarkeit, da die Fiktion aufrechterhalten bleibt, dass es das wahre Geschlecht gibt und es nur darum geht, dieses festzustellen.¹⁶

Die zweite und diesmal echte Ausnahme vom Prinzip der Unveränderbarkeit der geschlechtlichen Zuordnung liegt darin, in Fällen von Transsexualität eine Geschlechtsumwandlung rechtlich nachzuvollziehen. Darin wird keine Berichtigung gesehen, da es sich ja bei der ursprünglichen Eintragung nicht um einen Irrtum handelte, sondern es wird von einer Statusgestaltungsklage auf Feststellung der Geschlechtsänderung gesprochen.¹⁷ Eine spezielle Regelung der Voraussetzungen dieser Statusklage kennt das Gesetz aber nicht. Dies im Unterschied zum Ausland: Zahlreiche Rechtsordnungen kennen Gesetze zur Transsexualität, die die Voraussetzungen, das Verfahren und die Wirkungen der rechtlichen Geschlechtsänderung regeln.¹⁸

3. Die rechtliche Bedeutung des Geschlechts

Die heute dominierende zweigeschlechtliche Ordnung ist auch historisch eng mit rechtlichen Entwicklungen verbunden. Wie die Forschung zur Historizität des Geschlechtskörpers aufzeigt, hat sich das heute vorherrschende Zweigeschlechtermodell erst im 18. Jahrhundert entwickelt. Bis zu diesem Zeitpunkt wurden Frauen als graduelle Abweichung vom männlichen Grundtypus angesehen.¹⁹ Das Zweigeschlechtermodell entstand in dem Moment, als mit der Erklärung der allgemeinen Menschen- und Bürgerrechte eine Begründung gesucht werden musste, weshalb die gleichen Rechte den Frauen verwehrt werden sollten. Die Ungleichbehandlung ließ sich nur rechtfertigen, wenn nachgewiesen werden konnte, dass Frauen radikal anders sind als Männer.²⁰ Dies erklärt auch, weshalb noch im 18. Jahrhundert das Bayerische Gesetzbuch von 1756²¹ wie auch das Preußische Allgemeine Landrecht von 1794 eine Regelung für Zwitter kannten, die Gesetzeswerke ab dem 19. Jahrhundert die Existenz von uneindeutigen Körpern aber verleugneten.²²

Heute kennt unser Recht trotz verfassungsrechtlich und menschenrechtlich verankerter Gleichstellung von Frau und Mann nach wie vor zahlreiche Regelungen, die an das Geschlecht anknüpfen. Dazu gehören in der Schweiz zum Beispiel die Wehrpflicht²³ oder verschiedene Tatbestände des Sexualstrafrechts.²⁴ Die Notwendigkeit der Unterscheidung ergibt sich insbesondere auch aus dem Bedürfnis nach Unterscheidbarkeit von Hetero- und Homosexualität und der Zuordnung der Rolle der Mutter und des Vaters bei der Geburt eines Kindes. Das Schweizer Familienrecht stützt sich in hohem Maße auf die polar angelegte Zweigeschlechtlichkeit,²⁵ was die amtlich vorgenommene Geschlechtszuordnung voraussetzt.

II. Transsexualität als Ausnahme vom Prinzip der Unveränderbarkeit

1. Die Änderung des rechtlichen Geschlechts

Ein Blick auf die Schweizer Rechtspraxis zur Transsexualität als Ausnahme vom Prinzip der Unveränderbarkeit der geschlechtlichen Zuordnung macht deutlich, wie im Recht die Anforderungen der zweigeschlechtlichen Ordnung umgesetzt werden.

Auffallend ist zunächst der Rekurs des Rechts auf medizinische Definitionen: Dem rechtlichen Umgang mit der Transsexualität liegt ein medizinisches Modell der Pathologisierung zugrunde. Für die Medizin ist der so genannte Transsexualismus eine Persönlichkeits- und Verhaltensstörung, genauer eine Störung der Geschlechtsidentität.²⁶

Besonders hervorgehoben wird die Pathologie im Zusammenhang mit Rechtsfragen rund um die Übernahme der Kosten einer geschlechtsumwandelnden Ope-

ration durch die Krankenversicherung. In der Schweiz sind die Krankenversicherer seit 1994 verpflichtet, die gesamte Behandlung zur körperlichen Geschlechtsumwandlung zu übernehmen, da der Transsexualismus laut dem Eidgenössischen Versicherungsgericht das Erfordernis des Vorliegens eines pathologischen Zustands mit Krankheitswert erfüllt.²⁷ Gedeckt ist insbesondere die Chirurgie zur Entfernung der ursprünglichen Geschlechtsorgane sowie plastische und Wiederherstellungschirurgie zum Aufbau der Geschlechtsorgane im neuen Geschlecht.²⁸ Eine Entpathologisierung der Transsexualität, wie sie immer wieder gefordert wird, ist also mit dem Risiko verbunden, der Kostenübernahme durch die Krankenversicherer verlustig zu gehen.

Das Recht ist sodann mit der Transsexualität konfrontiert – und Transsexuelle mit dem Recht –, wenn Transsexuelle auch offiziell als Person des anderen Geschlechts anerkannt werden wollen. Für die Änderung von Geschlecht und Namen in allen offiziellen Dokumenten, wie insbesondere den Identitätspapieren und in der Sozialversicherungs-Nummer, ist die Änderung der Eintragung im Zivilstandsregister notwendig. In der Schweiz hat wegen der fehlenden gesetzlichen Regelung die Gerichtspraxis die Anforderungen an eine rechtliche Geschlechtsänderung definiert. In verschiedenen kantonalen Urteilen wurde bereits mindestens seit 1945 – aus diesem Jahr stammt das erste jeweils in diesem Zusammenhang zitierte Urteil²⁹ – die geänderte geschlechtliche Identität einer transsexuellen Person nach einer geschlechtsumwandelnden Operation anerkannt.³⁰ Die betroffene Person muss beim Zivilgericht ein Begehren auf Registeränderung stellen. Nach der bundesgerichtlichen Rechtsprechung und der herrschenden Lehre handelt es sich wie erwähnt um eine Statusgestaltungsklage auf Feststellung der Geschlechtsänderung und nicht um eine Klage auf Berichtigung einer Registereintragung.³¹

Die Voraussetzungen für die rechtliche Anerkennung eines Geschlechtswechsels sind nach der kantonalen Rechtsprechung und der Literatur kurz zusammengefasst folgende: Erstens muss eine Geschlechtsumwandlungsoperation stattgefunden haben und zweitens muss die Fortpflanzungsfähigkeit im ursprünglichen Geschlecht ausgeschlossen sein.³² Das Bundesgericht verlangt im Interesse der Rechtssicherheit ebenfalls die Irreversibilität der Geschlechtsumwandlung, wobei als Begründung angeführt wird, dass ansonsten die Grundvoraussetzung der herkömmlichen Ehe, und damit ist die Verschiedengeschlechtlichkeit gemeint, allzu leicht unterlaufen werden könnte.³³

Das Vorliegen der Voraussetzungen für eine Änderung des Geschlechts in den Zivilstandsregistern, d.h. die Durchführung einer geschlechtsumwandelnden Operation und die Fortpflanzungsunfähigkeit, muss auch in der Schweiz wie überall im Ausland durch Expertengutachten bestätigt werden,³⁴ obwohl dieses Erfordernis nirgends explizit festgehalten ist.

Wird dem Gesuch auf Änderung von Geschlecht und Namen gerichtlich stattgegeben, wird diese Änderung im Personenstandsregister aufgenommen.³⁵

Unabhängig von einer operativen Geschlechtsumwandlung oder als Vorbereitung darauf besteht auch im Schweizer Recht die Möglichkeit, nur den Vornamen

zu ändern, um eine neu gewählte Geschlechtsidentität auszudrücken. Gesetzliche Grundlage dafür ist Art. 30 Abs. 1 des Zivilgesetzbuches, wonach die Regierung des Wohnsitzkantons einer Person die Änderung des Namens bewilligen kann, wenn wichtige Gründe vorliegen. Das Bedürfnis, im alltäglichen Leben die transsexuelle Identität zu leben, ohne sich dem schwer wiegenden Eingriff der operativen Entfernung der Geschlechtsorgane unterziehen zu müssen, genügt unseres Erachtens als wichtiger Grund, um eine solche Namensänderung zu bewilligen. Ein offizieller Bericht der Schweiz an die Internationale Kommission über den Zivilstand führt die Möglichkeit der Annahme eines Namens des anderen Geschlechts explizit auf,³⁶ eine Grundlage, auf die sich Gesuchstellende berufen können.

Mit der beschriebenen Praxis zur Anerkennung einer operativen Geschlechtsumwandlung entspricht die Schweiz den Anforderungen der jüngsten Rechtsprechung des *Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (EGMR)*. In den aufsehenerregenden Entscheiden *Christine Goodwin gegen Großbritannien* und *I. gegen Großbritannien* vom Juli 2002 hat der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte seine langjährige sehr zurückhaltende Praxis aufgegeben und klar festgehalten, dass sich aus Art. 8 der Europäischen Menschenrechtskonvention, dem Recht auf Achtung des Privatlebens, die positive Handlungspflicht der Staaten ergibt, das post-operative Geschlecht von Transsexuellen rechtlich anzuerkennen.³⁷

Ausgangspunkt der beiden Entscheide war die für Transsexuelle höchst unbefriedigende Situation in Großbritannien, dass zwar eine geschlechtsumwandelnde Operation beim staatlichen Gesundheitsversorgungssystem ohne Probleme erhältlich, die Änderung des rechtlichen Geschlechts nach der Operation aber nur in bestimmten Rechtsbereichen möglich war. Insbesondere war eine Änderung im Geburtsregister nicht möglich.

In den beiden Entscheiden hält der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) fest, dass zwar in Europa keine einheitliche Herangehensweise bezüglich der Lösung der rechtlichen und praktischen Probleme der Transsexualität bestehe. Es gebe aber heute einen klaren und unangefochtenen Trend in den europäischen Ländern nicht nur von zunehmender sozialer Akzeptanz von Transsexuellen, sondern auch der rechtlichen Anerkennung der neuen geschlechtlichen Identität von post-operativen Transsexuellen.³⁸

Die Situation in Großbritannien hingegen sei eine „unsatisfactory situation in which post-operative transsexuals live in an intermediate zone as not quite one gender or the other (...)“.³⁹ Diese unbefriedigende Situation des Lebens in einer Zone zwischen den Geschlechtern könne nicht länger aufrechterhalten werden. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte stellt dementsprechend eine unzulässige Verletzung von Art. 8 EMRK fest, da dem Interesse der Beschwerdeführerin, dass ihr post-operatives Geschlecht anerkannt wird, keine schwerwiegenden öffentlichen Interessen gegenüberstehen.⁴⁰

Als Reaktion auf die Entscheide des *EGMR* hat das englische Parlament jüngst einen *Gender Recognition Act* verabschiedet, mit dem die rechtliche Anerkennung des Geschlechtswechsels nun ermöglicht wird.⁴¹

2. Änderung des rechtlichen Geschlechts ohne Operation?

Die Rechtsprechung der Schweizer Gerichte wie auch des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte sieht eine Anerkennung des neuen Geschlechts also nur vor, wenn eine Geschlechtsumwandlungsoperation mit dem damit einhergehenden Verlust der Fortpflanzungsfähigkeit stattgefunden hat. Die Schweizer Gerichte haben diese Praxis aber gegen die klar geäußerten Vorstellungen von transsexuell orientierten Menschen entwickelt. Als Beispiel sei ein Fall aus dem Kanton Basel-Stadt zitiert.

Im Jahr 1951 hatte das Zivilgericht Basel-Stadt ein Begehren einer im Geburtsregister als Frau eingetragenen A.Z. zu beurteilen, sie sei als Mann einzutragen, da sie trotz ihres weiblichen Körpers in jeder Hinsicht als Mann empfinde.

Das Gericht selbst schildert die Klägerin so:

„Die Klägerin steht ausgesprochen zwischen den Geschlechtern. Wohl hat sie ihre Brüste amputieren lassen, es aber abgelehnt, sich einer Maskulinisierungsoperation zu unterziehen. Dies zeigt, dass sie nicht um jeden Preis dem männlichen Geschlecht angehören will. Sie wirkt auch nicht als Mann, trotz dem Herrenanzug, den Möllerschuh, der ausgesprochen männlichen Haartracht und den eher groben Händen. Ihre Gesichtszüge sind für einen 29jährigen Mann zu weich und ihre Haltung ist zu unbestimmt, als dass sie als männlich wirken könnte. Auch ihre Stimme ist nicht die eines Mannes oder eines Jünglings.“⁴²

Das Zivilstandsamt wird auch zu einer Stellungnahme vor Gericht eingeladen und hält sich insbesondere über die Weigerung zur Entfernung der weiblichen „Unterleibsorgane“ auf: Es ruft die „groteske Situation“ in Erinnerung, „wenn der zum Mann erklärte Mensch ein Kind gebären würde.“⁴³

Die Klage wird durch das Zivilgericht unter Bezugnahme auf die zu dieser Zeit noch klar hierarchisch strukturierte Geschlechterordnung abgewiesen. Erwähnt werden unter anderem das damalige Ehegesetz mit seiner genau abgestuften Verteilung von Rechten und Pflichten für Mann und Frau und die damals noch geltenden Unterschiede in Bezug auf das Stimmrecht. Das Zivilgericht meint: „Diese ganze Ordnung hält nur stand, so lange Eintrag und Augenschein sich decken. Würde es zugelassen, dass die beiden auseinanderfallen, so wäre grösste Verwirrung, ja Unzucht Vorschub geleistet.“⁴⁴

Zehn Jahre später stand die gleiche Person wieder vor dem gleichen Gericht. Diesmal hatte sie Erfolg mit ihrem Begehren, denn sie hatte sich die die Geschlechterordnung bedrohenden Geschlechtsteile entfernen lassen.⁴⁵

3. Transsexualität und Ehe

Ein Geschlechtswechsel hat abgesehen von den personenrechtlichen Fragen vor allem Implikationen für das Eherecht, zumal die Ehe als Kernprojekt der polaren Zweigeschlechtlichkeit bezeichnet werden kann.⁴⁶ Dem Eherecht ist wie keinem anderen Rechtsgebiet die *sex*- wie auch die *gender*-Dichotomie immanent. Auch die damit verbundene heterosexuelle Norm ist darin tief verankert. Die Verschiedengeschlechtlichkeit bleibt nach dem Willen des Schweizer Gesetzgebers auch künftig ein begriffsnotwendiges Element der Ehe,⁴⁷ dies in Abweichung zu gewissen Entwicklungen in ausländischen Rechtsordnungen.⁴⁸ Einem so gestalteten Eherecht ist Transsexualität als geschlechterüberschreitendes oder geschlechterverbindendes Phänomen freilich fremd, woraus sich Konflikte zwischen dem Recht auf sexuelle Identität und der Ehefreiheit ergeben können.

Insbesondere zwei eherechtliche Fragen haben international zu Auseinandersetzungen Anlass gegeben: Ist für die Eheschließung das bei Geburt festgestellte biologische Geschlecht oder das später erworbene, im Zeitpunkt der Eheschließung bestehende und zugleich gewählte Geschlecht maßgebend? Und was geschieht, wenn im Laufe der Ehe eine Person ihre Geschlechtszugehörigkeit ändert?

Für die Eheschließung wird in der Schweiz auf das im Zivilstandsregister eingetragene Geschlecht abgestellt, d.h. wer das Geschlecht hat ändern lassen, kann sich im neuen Geschlecht mit einer Person trauen lassen, deren Registereintrag das andere Geschlecht ausweist. Anders sah das bisher das englische Recht vor: Die englischen Gerichte wollten nicht vom *leading case* *Corbett v. Corbett* aus dem Jahr 1971⁴⁹ abweichen. Dieser Entscheid betraf die Frage, wie das Geschlecht in Bezug auf die Voraussetzung der Verschiedengeschlechtlichkeit für den Eheschluss zu bestimmen sei. Nach Justice Omrod, dem in diesem Fall entscheidenden Richter, sind dafür chromosomale, gonadale und genitale Tests maßgebend, wobei dabei nicht auf das aktuelle Geschlecht abzustellen sei, sondern auf das bei der Geburt festgestellte, ohne Rücksicht auf spätere operative Veränderungen des genitalen Faktors. Eine Berichtigung des Geburtsregisters, das als Grundlage für den Eheschluss gilt, sei dementsprechend nur erlaubt, wenn ein Irrtum bei der Feststellung des Geschlechts mittels dieser Tests vorgekommen ist.

Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) hat in den Jahren 1990, 1996 und 1998 die Regel von *Corbett v. Corbett* im Hinblick auf das in der EMRK verbrieftete Recht auf Eheschließung überprüft und festgestellt, dass sie im Rahmen des zulässigen Ermessensspielraums der europäischen Staaten bei der Verwirklichung der Grundrechte liege. Noch in einem Entscheid von 1996, in der Sache *Rees gegen Großbritannien*, wurde dabei auf die Grundlage des Rechts auf Eheschließung im Recht auf Familiengründung verwiesen⁵⁰ und damit eine Verbindung zwischen Ehe und Fortpflanzung hergestellt. In den bereits dargestellten Entscheiden aus dem Jahr 2002 in Sachen *Christine Goodwin gegen Großbritannien* und *I. gegen Großbritannien* hat der EGMR nun endlich seine Zurückhaltung

aufgegeben und klar festgehalten, dass es nicht zulässig sei, Transsexuelle unter allen Umständen vom Recht auf Eheschließung auszuschließen und dass die Fortpflanzungsfähigkeit keine Voraussetzung für den Zugang zum Recht auf Eheschließung sei.⁵¹ Nicht ausdrücklich erwähnt wird, dass es um das Recht auf die verschiedengeschlechtliche Ehe geht. Dies scheint sich offenbar selbstredend zu verstehen. Die beiden Entscheide des *EGMR* wurden vor kurzem in das britische Recht umgesetzt. Mit dem neuen *Gender Recognition Act* wurde die Möglichkeit geschaffen, dass Transsexuelle nach der rechtlichen Anerkennung des Geschlechtswechsels im neuen Geschlecht mit einer Person des anderen Geschlechts die Ehe eingehen können.⁵²

Das Problem der Geschlechtsumwandlung *während* der Ehe hat die Schweizer Fachwelt besonders beschäftigt: Alles begann mit einem Entscheid des Bezirksgerichts St. Gallen aus dem Jahr 1996.⁵³ Es ging darum, dass ein verheirateter Mann-zu-Frau-Transsexueller mit männlichem Vornamen nach einer geschlechtsumwandelnden Operation das Gesuch stellte, ihn in den Zivilstandsregistern als Frau einzutragen und ihm einen weiblichen Vornamen zu erlauben. Die Ehefrau erklärte ihr Einverständnis zu diesem Begehren. Das Gericht nahm im Rahmen der richterlichen Lückenfüllung eine sorgfältige Abwägung der auf dem Spiel stehenden Interessen vor. Es gelangte zum Schluss, dass in dieser Konstellation das Recht des verheirateten Transsexuellen auf geschlechtliche Identität, sein Interesse an der Anerkennung des neuen Geschlechts sowie sein Interesse und das Interesse seiner Ehefrau am Fortbestand der Ehe wie schließlich auch das öffentliche Interesse am Schutz funktionierender Lebensgemeinschaften gegenüber dem öffentlichen Interesse am Schutz des Institutes Ehe in seiner überlieferten Ausprägung klar überwiegen. Das Gericht bezog in seine Überlegungen auch die gesellschaftlichen und rechtlichen Entwicklungen mit ein, die sowohl im Bereich gleichgeschlechtlicher Beziehungen wie auch im Bereich des Rechts auf sexuelle Identität zu verzeichnen sind. Das Gericht hat einen sensiblen, an den realen Gegebenheiten und den Bedürfnissen der Betroffenen orientierten Entscheid getroffen und sich gegen die zwangsweise Auflösung der Ehe und für die Anerkennung der Geschlechtsänderung entschieden. Damit wurde faktisch die erste und bisher einzige gleichgeschlechtliche Ehe der Schweiz zugelassen.

Der St. Galler Entscheid rief heftige und zum Teil polemische Kritik hervor. Die Liberale Fraktion reichte im Nationalrat ein Postulat ein, mit dem der Bundesrat mit der Prüfung der juristischen Folgen einer Geschlechtsumwandlung während der Ehe beauftragt wurde.⁵⁴ Auch das Bundesamt für Justiz sah sich nicht nur genötigt, gegen die aufgrund des Entscheides ergangene Eintragungsverfügung Rekurs einzulegen, in der Meinung, das Bezirksgericht St. Gallen habe durch seine Entscheidung die gleichgeschlechtliche Ehe eingeführt und so den Grundsatz der Gewaltenteilung verletzt. Es wies auch gleichzeitig alle Ämter an,

„die Eintragungen zukünftiger Geschlechtsumwandlungen betreffend nicht mehr ledige Personen von der Vorlage eines Ehescheidungs- oder Ehenichtigkeitssurteils oder des Todesscheins des früheren Ehegatten abhängig zu machen.“⁵⁵

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass der Schweizer Praxis wie auch der Praxis des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte die Pathologisierung des Wunsches nach einem Überschreiten der Geschlechterlinie zugrunde liegt. Unangetastet bleibt die bipolare Geschlechterordnung. Mit der Aussage des *EGMR*, dass eine rechtliche Regelung wie die bisherige englische, die Transsexuelle zum Leben in einer Zone zwischen den beiden Geschlechtern zwang, nicht zumutbar ist, wird klargemacht, dass ein Abschied von der zweigeschlechtlichen Ordnung nicht zur Debatte steht. Die dem Recht auf Eheschließung zugrunde liegende heterosexuelle Norm wird durch die vermehrte, auch rechtliche Anerkennung gleichgeschlechtlicher Paare zwar destabilisiert. Bisher findet aber die Diskussion über den gänzlichen Verzicht auf die Durchsetzung des Erfordernisses der Verschiedengeschlechtlichkeit für die Ehe nur an den Rändern des rechtlichen Diskurses statt.

III. Das Recht auf Geschlechtsidentität: Perspektiven

1. Der Beitrag des Rechts zur Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit

Die Gemeinsamkeiten der rechtlich-medizinischen Behandlung von Transsexualität und Intersexualität sind evident: Die heutige Gesetzgebung und Praxis mit ihrer festgeschriebenen dualistischen Konzeption determiniert in starkem Maße die Identitätsbildung inner- und außerhalb biologischer Geschlechtskategorisierungen. Dies gilt umso mehr als biologische Tatsachen zu Rechtsprinzipien gemacht werden und das rechtlich-medizinisch identifizierte biologische Geschlecht eine sozial-strukturierende Größe ist. Geraten die ‚natürlichen‘ Kongruenzen ins Wanken oder fehlt es an der präsumierten Eindeutigkeit, so versucht die rechtliche und medizinische Praxis mühsam die verwischten Grenzen (wieder) nachzuzeichnen.

Da auch die medizinische Konstruktion des Transsexuellen an der Bipolarität orientiert ist, und bei Intersexualität meist eine medizinisch unterstützte Geschlechtszuweisung praktiziert wird, wird das reduzierte Angebot an rechtlichen Geschlechtskategorien nach wie vor nicht in Frage gestellt. Unangetastet bleibt auch die Verbindung von *gender* als sozialem Geschlecht mit *sex*, also körperlicher Geschlechtlichkeit. Inkongruenzen, körperlich und sozial nicht übereinstimmende Formen von Geschlechtsidentität, wie sie insbesondere Transsexuelle wählen, die eine Operation ablehnen, bleibt die rechtliche Anerkennung verschlossen.

Selbst wenn in jüngerer Zeit mit Hilfe des Rechts zweifellos Fortschritte erzielt worden sind, wozu insbesondere die rechtliche Anerkennung eines körperlich

vollzogenen Geschlechtswechsels zu zählen ist, leistet das Recht vor allem einen Beitrag zur Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit. Mit der Zweigeschlechtlichkeit wird immer auch eine Grenze zwischen den Geschlechtern markiert. Diese zu überschreiten erweist sich für viele Transsexuelle nicht nur als Befreiung aus dem ungeliebten Körper. Ebenso wird von ihnen die schmerz- und opferreiche Anpassung an eine neue Norm gefordert, die als Ausdruck derselben unterdrückenden Geschlechterordnung gelesen werden kann, die auch Intersexuelle zu eindeutiger Zuordnung im bipolaren Geschlechtersystem zwingt.

2. *Ausblick: Eine rechtliche Perspektive jenseits polarer Zweigeschlechtlichkeit*

a. Eckpfeiler einer neuen Konzeption

Will man dieses System aufbrechen, so ist dies wohl nur durch die Dekonstruktion von Zweigeschlechtlichkeit und die Neudefinition beziehungsweise Öffnung von Geschlechtskategorien möglich. Das Rechtssystem, das in seiner Wirkungsweise als Produzent von Geschlechtsidentitäten erscheint,⁵⁶ müsste eine Geschlechtswahl und Geschlechtsselbstbestimmung jenseits von anatomischen Zwängen zulassen. Plädiert wird für eine zukünftige Gesetzgebung und Praxis, die das Diktat der Zweigeschlechtlichkeit und die ständige Reproduktion der Geschlechterordnung mit Ansätzen jenseits eindeutiger Zweigeschlechtlichkeit überwindet. Dafür ist eine rechtliche Anerkennung der Selbstdefinition und -identifikation, von Zwischenräumen, Ambivalenzen und multiplen und variablen Identitäten notwendig. Eine offenere Konzeption von Geschlecht, welche Inkongruenzen biologischer, sozialer und rechtlicher Geschlechtsidentitäten und -kategorisierung ‚erträgt‘, muss nicht nur die strikt binäre Struktur aufgeben, sondern darüber hinaus die Bedeutung des Geschlechts als ordnungspolitisches Merkmal grundlegend hinterfragen.

Zwei Grundrechte bieten sich als Eckpfeiler einer neuen Konzeption an: Zum einen muss das Recht auf Geschlechtsidentität und körperliche Individualität anerkannt werden. Zum anderen ist das Recht auf körperliche Integrität einzubeziehen. Beide Rechte lassen sich aus dem verfassungs- und völkerrechtlich verbrieften Grundrecht der persönlichen Freiheit ableiten.

b. Recht auf Geschlechtsidentität als Geschlechtsfreiheit

Laut dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte ergibt sich aus dem Recht auf Achtung des Privatlebens (Art. 8 EMRK), insbesondere des Verfügungsrechts über den eigenen Körper, das Recht auf geschlechtliche Identität.⁵⁷ Bis heute wird dieses Recht noch verstanden als Recht, zu einer der beiden rechtlich vorgesehenen Geschlechtskategorien zu gehören. Diese Beschränkung genügt jedoch nicht. Eine echte Geschlechtsfreiheit muss auch das Recht beinhalten, sich jenseits der Zwei-

geschlechterordnung zu verorten. Ein Recht auf freie Geschlechtsidentität wird zum Beispiel im *International Bill of Gender Rights* postuliert, welcher 1995 an der *Fourth Annual International Conference on Transgender Law and Employment Policy* in Houston, Texas, verabschiedet wurde.⁵⁸ Dort heißt es:

„The individual's sense of self is not determined by chromosomal sex, genitalia, assigned birth sex, or initial gender role. Thus, the individual's identity and capabilities cannot be circumscribed by what society deems to be masculine or feminine behaviour. It is fundamental that individuals have the right to define, and to redefine as their lives unfold, their own gender identities, without regard to chromosomal sex, genitalia, assigned birth sex, or initial gender role.”

Für den Bereich der Intersexualität beinhaltet Geschlechtsfreiheit grundsätzlich zwei Aspekte: Zum einen, dass nach der Geburt die Zuordnung zu ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘ unterbleiben kann, wenn dies gewünscht wird. Denn es ist das Wesen der Intersexualität, dass sie sich der eindeutigen Zuordnung zu diesen Geschlechtskategorien entzieht. Mit der erzwungenen Klassifizierung als ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘ wird man dem Kind, und allenfalls auch später der erwachsenen Person nicht gerecht. Zum andern bedeutet Geschlechtsfreiheit, dass eine einmal gewählte Geschlechtsidentität nicht unveränderlich sein muss. Denn die geschlechtliche Identität von intersexuellen Personen ist vor allem eine fremdbestimmte, indem Ärzte und Eltern nach der Geburt über diese entscheiden. Ein Recht auf Geschlechtsfreiheit muss das Recht einer Person beinhalten, auf eine frühere Entscheidung anderer zurückzukommen und sie zu revidieren. Dies gilt umso mehr, als nach der Geburt die weitere Entwicklung verschiedener Elemente, die die Identitätsbildung beeinflussen, nicht voraussehbar ist.

Für den Bereich der Transsexualität bedeutet Geschlechtsfreiheit zum einen, dass Menschen, die sich dazu entscheiden, die Geschlechterlinie zu überschreiten und als Angehörige des anderen als des ihnen zugedachten und biologisch als eindeutig eingestuftes Geschlecht zu leben, den Anspruch haben sollen, dass diese neue Geschlechtsidentität auch rechtlich anerkannt wird, und dies unabhängig von körperlichen Merkmalen. Zum anderen bedeutet es aber auch die Freiheit, sich außerhalb oder zwischen den Kategorien ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ zu verorten. Solche queere Identitäten, die sich durch eine sich im Wandel begriffene Geschlechtsidentität oder durch Pluralität von Identitäten in einer Person auszeichnen, müssen als solche Anerkennung finden.

Freiheitsrechte bieten Schutz vor staatlicher Einmischung. Leitet man aus dem Grundrecht der persönlichen Freiheit das Recht auf Geschlechtsfreiheit im hier verstandenen Sinne ab, so ist dessen Einschränkung gemäß den allgemeinen Grundsätzen für Grundrechtsbeschränkungen nur möglich, wenn kumulativ eine gesetzliche Grundlage vorliegt, die Einschränkung im öffentlichen Interesse liegt und zugleich verhältnismäßig ist.⁵⁹ Deshalb muss man sich der Frage stellen, welche öffentlichen Interessen unter verfassungsrechtlichen Gesichtspunkten die Wahlfreiheit der

Menschen mit Bezug auf ihre Geschlechtsidentität einzuschränken vermögen und es rechtfertigen, einen Menschen zu zwingen, eine Geschlechtszugehörigkeit zu akzeptieren, die er selbst für sich nicht anerkennt.

Neben allgemein ordnungspolitischen Interessen wird zugunsten rechtlich verordneter Zweigeschlechtlichkeit insbesondere die familienrechtliche Notwendigkeit angeführt: Weil nur ein Mann und eine Frau die Ehe eingehen können, brauche es zumindest im Zeitpunkt der Eheschließung eine klare und im Grundsatz unveränderbare Zuordnung zu einem der beiden Geschlechter. Mit der Ehe, so die traditionelle Argumentation, sei vor allem die Idee der Fortpflanzung und der Mutterschaft und Vaterschaft verbunden. Daraus ergebe sich, dass die Möglichkeit der Erfüllung des Reproduktionsauftrages ein bestimmender Faktor für die Geschlechtszuweisung zu sein habe. Insbesondere wird der registerrechtliche Nachvollzug des Geschlechtswechsels davon abhängig gemacht, dass die Fortpflanzungsfunktion des angestammten Geschlechts nicht mehr wahrgenommen werden kann.⁶⁰

Diese Argumentation, die lange Zeit unbestritten war, verliert zusehends an theoretischer Legitimation und rechtspolitischer Fundierung, und zwar aus verschiedenen Gründen: Erstens ist die Idee, die Ehe sei vor allem eine auf Fortpflanzung ausgerichtete Lebensgemeinschaft, längst überholt. Die Zahl nichtehelicher Gemeinschaften mit Kindern und ehelicher Gemeinschaften ohne Kinder nimmt stetig zu. Die ‚Sicherung der Generationenfolge‘ muss nicht in der Ehe stattfinden und längst nicht jede Ehe wird zu diesem Zweck geschlossen. Zweitens steht in einer wachsenden Zahl von Ländern die Ehe auch gleichgeschlechtlichen Paaren offen, in Europa zählen dazu die Niederlande, Belgien und Spanien. Drittens können in vereinzelten Rechtsordnungen auch gleichgeschlechtliche Paare ein Kind adoptieren.⁶¹ Das Kind erhält zwei Mütter oder zwei Väter. All dies lässt darauf schließen, dass im familienrechtlichen Kontext die Zweigeschlechtlichkeit nicht mehr notwendiger Anknüpfungspunkt ist und dass deshalb das rechtliche Beharren darauf, dass jede Person (lebenslänglich) männlich oder weiblich zu sein habe, mit dem Familienrecht allein nicht mehr gerechtfertigt werden kann.

c. Recht auf körperliche Integrität

Doch wie bereits festgestellt wird Geschlechtsfreiheit heute nach wie vor eng verstanden, nämlich so, dass eine mögliche Wahl des Geschlechts, sei es direkt nach der Geburt, sei es zu einem späteren Zeitpunkt, mit einer operativen Anpassung der körperlichen Verfasstheit einhergehen muss. Ziel ist immer die Herstellung von Kongruenz zwischen biologischem und sozialem Geschlecht, zwischen *sex* und *gender*. Bei intersexuellen Kindern wird dieses Ziel durch operative Eingriffe angestrebt, die eine geschlechtliche Eindeutigkeit erzwingen sollen. Transsexuelle müssen die ‚körperliche Anpassung‘ vollziehen, um auch rechtlich die gewollte Geschlechtsidentität annehmen zu können. Das heißt, dass die Geschlechtsfreiheit nur um den Preis der Verletzung körperlicher Integrität zu haben ist. Fragt man

nach einer rechtlichen Perspektive, ist deshalb das Recht auf körperliche Integrität mit einzubeziehen.

Reflektiert man das Recht auf körperliche Integrität für den medizinischen und rechtlichen Umgang mit Intersexualität, so steht die Kritik an geschlechtszuweisenden Operationen bei Neugeborenen im Vordergrund. Gegen sofortige operative Eingriffe bei Kindern mit einer diagnostizierten Intersexualität sprechen eine ganze Reihe von vor allem rechtlichen Argumentationen. Jede Person hat ein höchstpersönliches Recht auf körperliche Integrität. Medizinische Eingriffe sind nur mit Zustimmung der davon betroffenen Person möglich. Ist ein Kind urteilsunfähig, so kann der gesetzliche Vertreter oder die gesetzliche Vertreterin die Zustimmung zum Eingriff erteilen, sofern dieser notwendig ist und im besten Interesse des Kindes liegt.⁶² Geschlechtszuweisende Operationen stellen einen schwerwiegenden Eingriff in die körperliche Integrität des Kindes dar, zumal sie weitgehend irreversibel oder schwer reversibel sind. Häufig haben sie auch einen Einfluss auf das sexuelle Empfinden. Nachdem die medizinische Fachwelt lange Zeit der Theorie von John Money der 1950er Jahre gefolgt ist, ist heute die Frage, ob solche Operationen im besten Interesse des Kindes liegen, auch in Fachkreisen umstritten.⁶³ Die Notwendigkeit des Eingriffs für eine so genannte normale Entwicklung des Kindes ist keineswegs wissenschaftlich bewiesen. Geschlechtsanpassende oder geschlechtskorrigierende Maßnahmen haben in erster Linie kosmetischen Charakter, wobei es darum geht, die Übereinstimmung mit den herrschenden kulturellen Normen darüber, wie der Geschlechtskörper auszusehen hat, herzustellen, das heißt dem zugewiesenen Geschlecht sein normales Aussehen zu verleihen.⁶⁴ Auch die Auswirkungen der medizinischen Geschlechtszuweisung oder Geschlechtskonstruktion sind schwer abzuschätzen. Handelt es sich aber nicht um einen Heileingriff, ist aus rechtlicher Sicht die Zustimmung der Eltern zum Eingriff nicht rechtsgenügend. Dies bedeutet, dass mit Blick auf die Rechte des Kindes und unter Einbezug des Rechts auf körperliche Integrität eine Praxis zu fordern ist, die wenn immer möglich mit einem operativen Eingriff so lange wartet, bis die davon Betroffenen eigene Entscheidungen treffen können. Ob und in welchem Sinne operativ eingegriffen wird, kann das Kind mit Erreichen der entsprechenden Urteilsfähigkeit selbst entscheiden.

Wegweisend zu dieser Problematik war der Oberste Gerichtshof von Kolumbien, der in zwei Verfahren zur Zulässigkeit von geschlechtszuweisenden Operationen an Kindern eine äußerst restriktive Position vertreten hat.⁶⁵ In eine ähnliche Richtung zielt der Entwurf zu einem *Transgender*-Gesetz (TrGG), den die deutsche Projektgruppe „Geschlecht und Gesetz“ der Deutschen Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität e.V. ausgearbeitet und im November 2000 Vertretern des Deutschen Bundestages und der Regierung übergeben hat. Dessen § 1 lautet folgendermaßen:

„Jede Form von medizinischen oder chirurgischen Eingriffen, die das Ziel der geschlechtlichen Eindeutigkeit oder das Ziel der Beseitigung von Zwitterigkeit haben, sind so lange zu unterlassen, bis sich der Betroffene selbst zu seiner Geschlechtlichkeit äußern kann.“

In der Literatur wird auch häufig das Verbot der Sterilisation bei Minderjährigen angeführt: Es ist Eltern untersagt, in die Sterilisation ihrer Kinder einzuwilligen.⁶⁶ Und auch eine geschlechtsanpassende Operation führt häufig zur Entfernung der Keimdrüsen, was einer Sterilisation entspricht.⁶⁷ Auch wird darauf hingewiesen, dass die Erforderlichkeit und Auswirkungen nicht nur der Sterilisation, sondern auch anderer irreversibler Veränderungen der Geschlechtsorgane, wie sie bei den ‚Geschlechtsanpassungen‘ an Intersexuellen vorgenommen werden, schwer abzuschätzen sind.⁶⁸

Etwas komplexer gestaltet sich die Argumentation im Bereich der Transsexualität. Viele Transsexuelle empfinden die körperliche Veränderung nicht als unerwünschten Eingriff in ihren Körper, sondern als kreativen Akt der Schaffung einer neuen körperlichen Realität, die ihrer wahren körperlichen Identität entspricht.⁶⁹ Andererseits betrachten viele *transgender*-identifizierte Personen Gesetze, die für die rechtliche Geschlechtsänderung eine Sterilisation voraussetzen, als „faschistisch anmutend“.⁷⁰ Der Verzicht auf die Möglichkeit der biologischen Elternschaft wird als schwer wiegende Einschränkung empfunden. Daran kann auch der Lösungsvorschlag der medizinischen Experten, vor der Geschlechtsumwandlung Spermien oder Eizellen für eine spätere künstliche Befruchtung einzufrieren,⁷¹ nichts ändern.

Aus grundrechtlicher Sicht stellt denn auch die Voraussetzung der operativen Geschlechtsumwandlung für die personenrechtliche Geschlechtsänderung eine faktische Beeinträchtigung des Rechts auf körperliche Integrität dar. Wenn die Anerkennung der selbstbestimmten Geschlechtsidentität von einem körperlichen Eingriff abhängig gemacht wird, wird ein Zwang ausgeübt, der eine freie Entscheidung für oder gegen eine Operation verunmöglicht. Die Europäische Menschenrechtskommission ist da freilich anderer Meinung. Sie hat 1997 die Beschwerde *Roetzheim gegen Deutschland*⁷² für offensichtlich unbegründet erklärt. Dora Roetzheim hatte geltend gemacht, das Erfordernis des deutschen Transsexuellengesetzes, dass für eine rechtliche Änderung des Geschlechts eine Sterilisation und eine Geschlechtsumwandlungsoperation notwendig ist, verstoße gegen das Recht auf Achtung des Privatlebens, zu dem auch das Verfügungsrecht über den eigenen Körper gehört. Die Menschenrechtskommission hatte dagegen an der deutschen Gesetzgebung nichts zu bemängeln, da Deutschland eine angemessene Regelung für die „äußerst komplexen“ rechtlichen Fragen der Transsexualität getroffen habe.

d. Rechtspolitische Umsetzungen

Auf rechtspolitischer Ebene gibt es eine ganze Anzahl von Vorschlägen, wie das Verhältnis Recht/Geschlecht auszugestalten sei, um die Lage der Menschen, die sich jenseits der bipolaren Geschlechterordnung bewegen, zu verbessern. Aber nicht alle sind gleich geeignet, den sich aus den eben diskutierten Rechten auf Geschlechtsfreiheit und körperliche Integrität ergebenden Anforderungen zu genügen.

So besteht die Idee, die Existenz von biologisch nicht klar männlich oder weiblich zuordenbaren, also intersexuellen Menschen sichtbar zu machen, indem neben den Kategorien ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ eine dritte Kategorie der ‚Zwitter‘, der ‚Uneindeutigen‘⁷³, der ‚Anderen‘⁷⁴ oder der ‚Intersexen‘ eingeführt wird. Das Recht würde dergestalt modifiziert, dass neu drei an Stelle von zwei Geschlechtskategorien existieren.⁷⁵ Auch der Entwurf zu einem *Transgender*-Gesetz 2000 schlägt eine dritte Geschlechtskategorie ‚intersexuell oder zwittrig‘ vor.⁷⁶

Michel Reiter, Intersexueller, Publizist und Aktivist beantragte im Jahre 2000 gegenüber dem Standesbeamten auf dem Wege der Berichtigung, sein Geschlecht sei als zwittrig einzutragen. Hilfsweise beantragte er die Bezeichnung als Hermaphrodit oder als intersexuell. Er machte insbesondere – neben der Tatsache, dass die Dualität Mann/Frau in den Naturwissenschaften keine Stütze findet – den Grundsatz der Gleichbehandlung geltend. Der Zwang, in einem von beiden Geschlechtern zu leben und die Verweigerung der Möglichkeit, als das zu leben, was er ist, sei eine klare Missachtung der Person und eine Diskriminierung aufgrund des Geschlechts. Dieser Antrag wurde abgewiesen, ebenso die dagegen erhobenen Beschwerden.⁷⁷ Das Amtsgericht München argumentierte, dass die deutsche Rechtsordnung vom Prinzip ausgehe, dass jeder Mensch entweder männlichen oder weiblichen Geschlechts sei, unabhängig von möglichen Anomalien im Genitalbereich. Es sei aus verschiedenen Gründen notwendig, nicht zuletzt mit Blick auf die Wehrpflicht und auf die Ehe, dieses rechtliche Konstrukt aufrechtzuerhalten. Das Landesgericht München hat seine negative Entscheidung folgendermaßen begründet:

„Es kann dahinstehen, ob die Eintragung ‚Zwitter‘ oder ‚Hermaphrodit‘ als Geschlechtsbezeichnung im Geburtenbuch grundsätzlich unzulässig ist. Im Fall des unechten Hermaphroditismus (Pseudohermaphroditismus), bei dem eine Zuordnung entweder zum männlichen oder zum weiblichen Geschlecht möglich ist, kommt sie jedenfalls nicht in Betracht. Die Eintragung der Bezeichnungen ‚intersexuell‘ oder ‚intrasexuell‘ im Personenstandsregister ist unzulässig, da diese Begriffe kein bestimmtes Geschlecht bezeichnen, sondern Oberbegriffe für verschiedene Störungen der sexuellen Differenz darstellen.“⁷⁸

Aus gänzlich anderen Gründen stehen wir der Einführung einer dritten Geschlechtskategorie eher skeptisch gegenüber. Für eine solche rechtliche Legitimierung und Kategorisierung der Intersexualität spricht, dass damit auch den

geschlechtszuweisenden Praktiken die Legitimation entzogen würde. Doch die Probleme sind nicht zu übersehen. Zum einen wird ein solches Sammelbecken der Vielfalt der Formen von *Transgender*-Identitäten nicht gerecht. Intersexualität umfasst viele, äußerst verschiedene Erscheinungen von Körpern zwischen den Geschlechtern und beschreibt keineswegs eine homogene Gruppe von Personen. Zum anderen wird damit die Trennung eingeführt zwischen ‚normalen‘ Menschen, die sich den zwei Hauptkategorien zuordnen lassen, und den davon abweichenden Menschen, die eine Geschlechtsidentität außerhalb der Kategorien wählen oder zugeordnet bekommen. Ausschlüsse und Stigmatisierungen sind programmiert.

Um dieser Ausgrenzungsgefahr zu begegnen und die Komplexität der Geschlechtlichkeit zu spiegeln, plädieren bestimmte Autoren für eine Skala sexueller Identitäten und die Möglichkeit jedes Einzelnen, sich irgendwo dieser Skala entlang zu verorten.⁷⁹ Es geht um die rechtliche Absicherung eines Kontinuums der Geschlechtsidentitäten. Nicht ganz klar ist bei diesem Vorschlag, wie er konkret umzusetzen wäre. So fragt sich, ob die Kategorien Mann oder Frau nach wie vor den Maßstab bilden würden und andere Identitäten als Plus oder Minus gegenüber diesen Hauptkategorien einzutragen wären. Auch wäre eine Differenzierung für die verschiedenen Felder des Lebens einer Person notwendig.

Wenn wir mit der Einführung von weiteren Kategorien nicht zum Ziel kommen, so drängt sich auf, die Frage zu stellen, ob das Recht nicht grundsätzlich auf Geschlechtskategorien verzichten sollte.

e. Braucht das Recht die Kategorie Geschlecht?

In der Perspektive ist zu fragen, ob das Recht an der Kategorie ‚Geschlecht‘ als Strukturelement und Referenzpunkt überhaupt festhalten sollte, ob die amtliche Registrierung von Menschen als entweder männlich oder weiblich überhaupt notwendig ist. Die Abschaffung der rechtlichen Kategorie Geschlecht hätte insofern eine befreiende Wirkung, als Biologisierung, Ontologisierung und Essentialisierung der Differenz zwischen den Geschlechtern rechtlich keine Absicherung mehr finden würden. Rechtliche Schauplätze der Konstruktion und Reproduktion der Bipolarität der Geschlechter wären abgebaut.

Die Abschaffung der personenstandsrechtlichen Kategorie Geschlecht, also der Verzicht auf die Eintragung der Zuordnung zum männlichen und weiblichen Geschlecht in amtlichen Registern und Dokumenten, würde einen ersten Schritt darstellen, wodurch die Verwendung der Einteilung in männlich und weiblich als rechtliche Kategorien überhaupt infrage gestellt werden müssten. Freilich sind zwei Einwände besonders zu beachten: Erstens sind die mit männlichen und weiblichen Körpern verbundenen Inhalte nicht einfach abzustreifen. Die dem hegemonialen Geschlechterdiskurs zugrunde liegende Bipolarität der Geschlechter kann durch die Abschaffung der rechtlichen Kategorie Geschlecht nicht einfach aufgehoben werden. Zweitens müsste auf den Vergleich zwischen Männern und Frauen verzichtet werden, ein Vergleich, der für jeden Gleichberechtigungsbereich⁸⁰ zentral ist. Neue

Instrumente des rechtlichen Umgangs mit Diskriminierung und Ungleichheiten, die auf der bestehenden sozialen Geschlechterordnung beruhen, müssten entwickelt werden.

Dennoch sei an die Chance einer rechtlichen Perspektive, die ohne die Kategorie ‚Geschlecht‘ auskommt, erinnert: Damit würde verdeutlicht, dass das zur Zeit vorherrschende Zweigeschlechtermodell dem gesellschaftlichen Wandel zugänglich ist. Und die Komplexität wäre in jeder Hinsicht wieder hergestellt.

IV. Schlusswort

In rechtlichen Zusammenhängen bedeutet heute die Kategorie Geschlecht, dort wo sie zum Tragen kommt, vor allem eine Einschränkung von Freiheit. Das hat viel damit zu tun, dass die Kategorie Geschlecht ordnungspolitische Funktionen wahrnimmt. Das geltende Geschlechtermodell des Rechts ist nicht nur auf Zweigeschlechtlichkeit, sondern auch auf Kongruenz von *sex* und *gender*, von Körpergeschlecht und Geschlechtsidentität fixiert, das Recht koppelt biologisches und kulturelles Geschlecht. Damit bedeutet Geschlechtsfreiheit für Menschen, die die herkömmlichen Grenzen zu überschreiten versuchen, immer eine Infragestellung ihrer körperlichen Integrität.

Auf Herausforderungen durch neue Geschlechtsidentitäten hat das Recht stets mit Verweis auf die Unverrückbarkeit naturwissenschaftlicher Erkenntnisse reagiert. Medizin und Recht sind jedoch beide in die diskursive Herstellung der zweigeschlechtlichen Ordnung eingebunden. In vielen das Geschlecht berührenden Bereichen hat die Medizin Krankheitsbilder vertreten und das Recht die Abweichung sanktioniert. Man denke an die Homosexualität, an die Benachteiligung von Frauen in bestimmten Lebensbereichen und eben an Transsexualität und Intersexualität. Nicht neue wissenschaftliche Tatsachen, sondern gesellschaftliche Veränderungen haben die medizinisch-rechtlichen Konstrukte entlarvt, so im Bereich der gleichgeschlechtlichen Partnerschaft. Aktuell wird auch das Paradigma der Zweigeschlechtlichkeit und damit der rechtliche Zwang zur geschlechtlichen Eindeutigkeit hinterfragt. Wir meinen, dass die rechtliche Reduktion biologischer Komplexität nicht mehr zu überzeugen vermag und plädieren für die Abschaffung der registerrechtlichen Kategorie Geschlecht. Damit bleibt die Geschlechtlichkeit als kultureller Befehl unangetastet. Und auch das Geschlecht bliebe Teil der rechtlichen Ordnung: Allerdings nicht als die Freiheit einschränkende Ordnungskategorie, sondern im Gegenteil als Teil persönlicher Freiheit und körperlicher Integrität (*sex*) sowie als Ausdruck von Identität und Selbstbestimmung (*gender*). Geschlecht nicht als rechtliche Pflicht, sondern als Menschenrecht.

Anmerkungen

- Aktualisierte und um Fußnoten ergänzte Version des am 5. Februar 2004 im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Queering Gender – Queering Society“ (Freiburg i.Br./Basel) gehaltenen Vortrags. Die Vortragsform wurde beibehalten. Der Beitrag beruht in Teilen auf: Andrea Büchler/Michelle Cottier: „Transsexualität und Recht. Oder: Das falsche Geschlecht. Über die Inkongruenz biologischer, sozialer und rechtlicher Geschlechterkategorisierungen“, in: *Die Praxis des Familienrechts FamPra.ch* 2002, S. 20 ff. Aktuelle Entwicklungen wurden grundsätzlich bis August 2004 berücksichtigt.
- 1 „Recht“ wird im Folgenden verstanden als der Komplex von Rechtstexten (Gesetzgebung, Rechtsprechung, Lehre), Institutionen (Gerichte, Behörden etc.) und Rechtspraxis, der das staatliche Rechtssystem ausmacht.
 - 2 Vgl. Jörg Schmid: *Einleitungsartikel des ZGB und Personenrecht*, Zürich 2001, N 742 ff. Interessanterweise wird das Geschlecht im Schweizerischen Zivilgesetzbuch (ZGB) nicht erwähnt, vgl. Art. 39 Abs. 2 ZGB. Gemäß dieser Bestimmung gehören zum Personenstand insbesondere Geburt, Heirat, Tod, Mündigkeit, Abstammung, Ehe, Namen, Kantons- und Gemeindebürgerrechte, Staatsangehörigkeit. Erst auf der Ebene der Zivilstandsverordnung wird das Geschlecht als eines der Daten aufgelistet, die im Personenstandsregister erfasst werden (vgl. Art. 8 Zivilstandsverordnung).
 - 3 Art. 35 Zivilstandsverordnung.
 - 4 Art. 34 Zivilstandsverordnung.
 - 5 Mit Intersexualität bezeichnet die Medizin „Störungen der Geschlechtsdifferenzierung“.
 - 6 Das Phänomen der Intersexualität ist keine Seltenheit. Die Schätzungen variieren zwischen 0,05 und 4 % aller Geburten.
 - 7 Es ist allerdings zu bemerken, dass es auch Menschen gibt, die über kein eindeutig zuordenbares chromosomales Geschlecht verfügen, sondern die einen xxy-Chromosomensatz bzw. einen xO-Chromosomensatz aufweisen.
 - 8 Vgl. <http://die.fembit.ch/archiv/25intersexualitaet.htm> (besucht am 13. September 2004).
 - 9 Vgl. Regine Gildemeister/Angelika Wetterer: „Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung“, in: Gudrun-Axeli Knapp / Angelika Wetterer (Hrsg.): *Traditionen – Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, Freiburg i. Br. 1992, S. 201, 209.
 - 10 Ausführlich Anne Fausto-Sterling: *Sexing the Body*, New York 2000, S. 63 ff.
 - 11 Vgl. etwa Helen Guhde: „Körper – Gefühl. Leben in einer intersexuellen Realität“, in: polymorph (Hrsg.): *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive*, Berlin 2002, S. 31 ff.; Antoinette Schwab: „Sowohl Mann als Frau“, in: *NZZ* am Sonntag, 5. Mai 2002, S. 99. Siehe auch den Dokumentarfilm von Oliver Tolmein und Bertram Rotermund: *Das verordnete Geschlecht*, 2001 (<http://www.das-verordnete-geschlecht.de>, besucht am 13. September 2004). Einige Selbsthilfegruppen sind via Internet an die Öffentlichkeit getreten: vgl. etwa

- <http://www.xy-frauen.de> (besucht am 13. September 2004).
- 12 Vgl. Amtliche Sammlung des Bundesrechts 1994, S. 1384 ff.
 - 13 Art. 37 Abs. 3 Zivilstandsverordnung.
 - 14 Vgl. Christian Brückner: *Das Personenrecht des ZGB*, Zürich 2000, N 912 ff.; Andreas Bucher: *Natürliche Personen und Persönlichkeitsschutz*, 3. Aufl., Basel/Genf/München 1999, N 789 ff.
 - 15 Art. 42 des Zivilgesetzbuches.
 - 16 Zur Geschichte des medizinischen Konzepts des „wahren Geschlechts“ vgl. Alice Domurat Dreger: *Hermaphrodites and the Medical Invention of Sex*, Cambridge USA/London 1998, passim.
 - 17 Die Statusgestaltungsklage bei Geschlechtsänderung fällt wie die Berichtigungsklage, die allenfalls bei Intersexualität notwendig wird, unter Art. 42 des Zivilgesetzbuches, vgl. die Botschaft des Bundesrates, *Bundesblatt* 1996 I, S. 52.
 - 18 In Europa: Schweden 1972, Deutschland 1980, Italien 1982, Niederlande 1985, Türkei 1988; vgl. Frédérique Granet: „Consolidated Report on Transsexualism in Europe“, in: International Commission on Civil Status (Hrsg.): *Transsexualism in Europe*, Straßburg 2000, S. 5, 11 ff.; Michael R. Will: „Les conditions juridiques d’une intervention médicale pour changer de sexe: la situation en droit comparé“, in: Conseil de l’Europe (Hrsg.): *Transsexualisme, médecine et droit*, Straßburg 1995, S. 81, 87. Das jüngste Beispiel einer Transsexuellengesetzgebung ist der britische „Gender Recognition Act“, der 2004 verabschiedet wurde (<http://www.dca.gov.uk/constitution/transsex/index.htm>).
 - 19 Zentral für dieses – in der Bezeichnung von Thomas Laqueur – „Ein-Geschlecht-Modell“ war die Vorstellung, dass die Vagina ein umgestülpter Penis sei, vgl. Thomas Laqueur: *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, Frankfurt/M. 1992, S. 39 ff.
 - 20 Vgl. Andrea Maihofer, *Geschlecht als Existenzweise*, Frankfurt/M. 1995, S. 21 ff.
 - 21 Abdruck der Gesetzesbestimmungen in Stefan Hirschauer: *Die soziale Konstruktion der Transsexualität*, 2. Aufl., Frankfurt/M. 1999, S. 71 f.; vgl. auch Andreas Wacke: „Vom Hermaphroditen zum Transsexuellen. Zur Stellung von Zwittern in der Rechtsgeschichte“, in: Eyrich/Odersky/Säcker (Hrsg.): *Festschrift für Kurt Rebmann zum 65. Geburtstag*, München 1989, S. 861, 887.
 - 22 In Deutschland verschwand der „Zwitter“ als Rechtsbegriff mit der Regelung des Personenstandsrechts von 1875, vgl. Konstanze Plett: „Intersexuelle – gefangen zwischen Recht und Medizin“, in: Frauke Koher/Katharina Pühl (Hrsg.): *Gewalt und Geschlecht. Konstruktionen, Positionen, Praxen*, Opladen 2003, S. 21, 27.
 - 23 Vgl. Art. 59 der Schweizer Bundesverfassung.
 - 24 Vgl. etwa Art. 190 Abs. 1 Schweizer Strafgesetzbuch (Vergewaltigung): „Wer eine Person weiblichen Geschlechts zur Duldung des Beischlafs nötigt, namentlich indem er sie bedroht, Gewalt anwendet, sie unter psychischen Druck setzt oder zum Widerstand unfähig macht, wird mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bestraft.“
 - 25 Vgl. etwa die Botschaft des Bundesrates zum Bundesgesetz über die eingetragene Partnerschaft gleichgeschlechtlicher Paare vom 29. November 2002, *Bundesblatt*

- 2003, S. 1288 ff. (<http://www.admin.ch/ch/d/ff/2003/1288.pdf>). „Von der Natur vorgegeben ist, dass jedes Kind einen Vater und eine Mutter hat, die für die Entwicklung des Kindes ihre spezifische Bedeutung haben. (...) Würde der Gesetzgeber neu ein gleichgeschlechtliches Paar zur Adoption zulassen, so würden die bisherigen Grundprinzipien des Kindesrechts durchbrochen mit der Folge, dass ein Kind entgegen dem natürlichen Kindesverhältnis rechtlich zwei Mütter oder zwei Väter hätte. Das würde das Kind in eine Ausnahmesituation bringen, die sich auf jeden Fall in der heutigen Gesellschaft nicht rechtfertigen liesse.“
- 26 Vgl. das Klassifizierungssystem der Weltgesundheitsorganisation WHO, ICD-10, F 64 (<http://www.who.int/whois/icdd10/>; auf deutsch: <http://www.dimdi.de/de/klassi/diagnosen/icd10/>).
- 27 Vgl. die Entscheide aus dem Jahre 1988: BGE 114 V 153; BGE 114 V 162; gegen die Qualifikation als Pflichtleistung der Krankenkassen noch BGE 105 V 180 aus dem Jahre 1979.
- 28 Vgl. BGE 120 V 463. Ab 1988 gehörte nur die Entfernung der ursprünglichen Geschlechtsorgane zu den Pflichtleistungen der Krankenkassen (vgl. BGE 114 V 153; BGE 114 V 162), der Aufbau neuer Geschlechtsorgane erst ab 1994 (vgl. BGE 120 V 463). Erst jüngst hat allerdings das Eidgenössische Versicherungsgericht entschieden, die Kosten einer Gesichtslaserepilation während der Beobachtungsphase aber noch vor der definitiven Diagnosestellung des Transsexualismus seien nicht vom Krankenversicherer zu übernehmen: EVG, K 142/03, Urteil vom 24. Juni 2004.
- 29 Urteil des Kantonsgerichts Neuenburg vom 2. Juli 1945, *Schweizerische Juristenzeitung* 1946, S. 23 ff.
- 30 Ausführliche Nachweise bei Andrea Büchler/Michelle Cottier: „Transsexualität und Recht. Oder: Das falsche Geschlecht. Über die Inkongruenz biologischer, sozialer und rechtlicher Geschlechterkategorisierungen“, in: *Die Praxis des Familienrechts FamPra.ch* 2002, S. 20, 33 ff.
- 31 Gemäß der Botschaft des Bundesrates fällt nun seit der Revision, die im Jahr 2000 in Kraft getreten ist, die Statusklage auf Feststellung der Geschlechtsänderung wie auch die Berichtigungsklage unter Art. 42 ZGB. Der Berichtigungsanspruch wurde zu einer „umfassenden Gestaltungs- klage auf Eintragung, Berichtigung oder Löschung von streitigen Angaben über den Personenstand ausgebaut, für die kein eigenes Verfahren (...) zur Verfügung steht.“ (*Bundesblatt* 1996 I, S. 52). Der Gesetzgeber hatte dabei vor allem das gesetzlich nicht geregelte Begehren um Feststellung des neuen Geschlechts nach erfolgter Geschlechtsumwandlung und die entsprechende Registeränderung im Auge (ebd.).
- 32 Vgl. Urteil des Zivilgerichts Basel-Stadt vom 17. Juli 1981, *Zeitschrift für Zivilstandswesen* 1985, S. 374, 376; Pierre Aubert/Hélène Reich: „Der Eintrag der Geschlechtsänderung in die Zivilstandsregister“, in: *Zeitschrift für Zivilstandswesen* 1987, S. 2, 3.
- 33 Vgl. BGE 119 II 264, 270.
- 34 Vgl. Frédérique Granet: „Consolidated Report on Transsexualism in Europe“, in: International Commission on Civil Status (Hrsg.): *Transsexualism in Europe*, Straßburg 2000, S. 5, 16.

- 35 Vgl. Art. 7 Abs. 2 lit. o Zivilstandsverordnung. Das Personenstandsregister wird in der Schweiz seit dem Jahre 2004 elektronisch geführt und es wird nicht mehr nach Geburts- und Familienregister unterschieden, vgl. Art. 39 Abs. 1 ZGB, in Kraft seit 1. Juli 2004.
- 36 Vgl. Frédérique Granet: „Consolidated Report on Transsexualism in Europe“, in: International Commission on Civil Status (Hrsg.): *Transsexualism in Europe*, Straßburg 2000, S. 5, 16.
- 37 Christine Goodwin v. UK, Urteil 11.7.2002; I. v. UK, Urteil 11.7.2002 (<http://hudoc.echr.coe.int/>).
- 38 Christine Goodwin v. UK, Urteil 11.7.2002, § 85.
- 39 Ebd. § 90.
- 40 Ebd. § 91 ff.
- 41 Die königliche Zustimmung zum Gesetz wurde am 1. Juli 2004 erteilt. Das Gesetz sieht die Einrichtung von interdisziplinär zusammengesetzten „*Gender Recognition Panels*“ vor, die Gesuche von Transsexuellen auf Anerkennung des Geschlechtswechsels beurteilen. Verlangt werden zwei medizinische/psychologische Gutachten, die eine „*gender dysphoria*“ (Störung der Geschlechtsidentität) bestätigen (vgl. <http://www.dca.gov.uk/constitution/transsex/index.htm>).
- 42 Urteil des Zivilgerichts Basel-Stadt vom 19. Oktober 1951, *Schweizerisches Zentralblatt für Staats- und Gemeindeverwaltung* 1952, S. 316.
- 43 Ebd., S. 317.
- 44 Ebd., S. 316.
- 45 Urteil des Zivilgerichts Basel-Stadt vom 27. Juni 1961, *Schweizerisches Zentralblatt für Staats- und Gemeindeverwaltung* 1961, S. 418.
- 46 Andrea Büchler: „Eherecht und Geschlechterkonstruktion. Ein Beitrag zur Abschaffung der institutionalisierten Zweigeschlechtlichkeit“, in: Verein Feministische Rechtswissenschaft (Hrsg.): *Recht Richtung Frauen, Beiträge zur feministischen Rechtswissenschaft*, Lachen/St. Gallen 2001, S. 59, 75 ff.
- 47 Vgl. Bundesgesetz über die eingetragene Partnerschaft gleichgeschlechtlicher Paare (Partnerschaftsgesetz, PartG) vom 18. Juni 2004, *Bundesblatt* 2004, S. 3137 ff. (<http://www.admin.ch/ch/d/ff/2004/3137.pdf>) und die Botschaft des Bundesrates, *Bundesblatt* 2002, S. 1288 ff., 1303.
- 48 In den Niederlanden, in Belgien und in Spanien steht die Ehe auch gleichgeschlechtlichen Paaren offen.
- 49 [1971] Probate Reports 83.
- 50 Rees v. UK, Urteil 17.10.1996, Serie A, Nr. 106.
- 51 Christine Goodwin v. UK, Urteil 11.7.2002, § 103; I. v. UK, Urteil 11.7.2002, § 83.
- 52 vgl. <http://www.dca.gov.uk/constitution/transsex/index.htm>.
- 53 Urteil des Bezirksgerichts St. Gallen vom 26. November 1996, *Schweizerische Juristenzeitung* 1997, S. 442 ff.
- 54 Postulat der Liberalen Fraktion „Ehe und Geschlechtsumwandlung“ vom 4. Dezember 1997, entgegengenommen durch den Bundesrat am 11.2.1998.
- 55 Eidgenössisches Amt für das Zivilstandswesen (Hrsg.): Eintragungen von Geschlechtsumwandlungen in Zivilstandsregistern. Kreisschreiben vom 2. Juli 1997 an die kantonalen Aufsichtsbehörden im Zivilstandswesen, *Zeitschrift für Zivilstandswesen* 1997, 241 f. und <http://www.eazw.admin.ch/>.

- 56 Vgl. Carol Smart: „The Woman of Legal Discourse“, in: 1 *Social & Legal Studies* 1992, S. 29, 34.
- 57 Vgl. Luzius Wildhaber: *Internationaler Kommentar zur Europäischen Menschenrechtskonvention*, Köln/Berlin/Bonn/München 1992, Art. 8, N 208 ff.
- 58 Siehe <http://www.altsex.org/transgender/ibgr.html> (besucht am 18. Januar 2004).
- 59 Vgl. Art. 36 der Schweizer Bundesverfassung.
- 60 Vgl. etwa BGE 119 II 264, 270.
- 61 So zum Beispiel in Dänemark, in den Niederlanden und in Schweden.
- 62 Die körperliche Integrität gehört zu den höchstpersönlichen Rechten einer Person (Art. 28 des Zivilgesetzbuches). Eine urteilsfähige Person kann selbst höchstpersönliche Rechte wahrnehmen, das heißt zum Beispiel in die Verletzung der körperlichen Integrität einwilligen (Art. 19 Abs. 2 des Zivilgesetzbuches). Ist die Person nicht urteilsfähig, so darf der gesetzliche Vertreter beziehungsweise die gesetzliche Vertreterin an deren Stelle einwilligen, wenn es im besten Interesse der vertretenen Person liegt, das heißt, wenn es sich um einen Heileingriff handelt.
- 63 Vgl. etwa die Interdisziplinäre klinische Forschergruppe „Vom Gen zur Geschlechtsidentität“ in Lübeck und Hamburg <http://www.forschergruppe-intersex.de>.
- 64 Teilweise wird die Situation verglichen mit der weiblichen Beschneidung, zumal auch diese eine schwerwiegende Verletzung der körperlichen Integrität bedeutet und aus der Operation keine medizinischen Vorteile resultieren, vgl. P.-L. Chau/Jonathan Herring: „Defining, Assigning and Designing Sex“, in: *International Journal of Law, Policy and the Family* 16, 2002, S. 327, 353 f.
- 65 Entscheidungen vom 12. Mai 1999 und vom 2. August 1999 (deutsche Übersetzung auf <http://www.postgender.de>): Danach dürfen geschlechtszuweisende chirurgische Eingriffe nur mit Zustimmung der betroffenen Person selbst vorgenommen werden. Vgl. Konstanze Plett: „Intersexuelle – gefangen zwischen Recht und Medizin“, in: Frauke Koher/Katharina Pühl (Hrsg.): *Gewalt und Geschlecht. Konstruktionen, Positionen, Praxen*, Opladen 2003, S. 21, 36 f.
- 66 Vgl. für Deutschland Konstanze Plett: „Intersexuelle – gefangen zwischen Recht und Medizin“, in: Frauke Koher/Katharina Pühl (Hrsg.): *Gewalt und Geschlecht. Konstruktionen, Positionen, Praxen*, Opladen 2003, S. 21, 34. Auch in der Schweiz wird gemäß dem am 17. Dezember 2004 verabschiedeten Bundesgesetz über Voraussetzungen und Verfahren bei Sterilisationen (Sterilisationsgesetz) die Sterilisation von Personen unter 18 Jahren (mit Ausnahmen für über 16jährige) verboten, vgl. *Bundesblatt* 2004, S. 7265 ff. (<http://www.admin.ch/ch/d/ff/2004/7265.pdf>). Vgl. auch die medizinisch-ethischen Richtlinien der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften zur Sterilisation, <http://www.samw.ch>.
- 67 Vgl. Konstanze Plett: „Intersexuelle – gefangen zwischen Recht und Medizin“, in: Frauke Koher/Katharina Pühl (Hrsg.): *Gewalt und Geschlecht. Konstruktionen, Positionen, Praxen*, Opladen 2003, S. 21, 34.
- 68 Ebd. S. 38.

- 69 Vgl. Stefan Hirschauer: *Die soziale Konstruktion der Transsexualität*, 2. Aufl., Frankfurt/M. 1999, S. 286 ff.
- 70 Nico Beger, in: Jannik Franzen/Nico Beger: „Zwischen die Stühle gefallen“, Ein Gespräch über queere Kritik und gelebte Geschlechterentwürfe“, in: polymorph (Hrsg.): *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive*, Berlin 2002, S. 53, 58.
- 71 The Standards of Care for Gender Identity Disorders, Sixth Version. VIII (http://www.symposium.com/jjt/soc_2001/, besucht am 13. September 2004).
- 72 EKMR Roetzheim v. Deutschland, 23.10.1997, Nr. 31177/96.
- 73 Vgl. Konstanze Plett: „Intersexualität in rechtlicher Perspektive“, in: polymorph (Hrsg.): *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive*, Berlin 2002, S. 31, 36.
- 74 Vgl. das Interview mit Del laGrace Volcano, Valeria Schulte-Fischedick: „...wie exotische Schmetterlinge an ihren Wänden“ Ein Interview mit Del LaGrace Volcano“, in: polymorph (Hrsg.): *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive*, Berlin 2002, S. 13, 29.
- 75 Teilweise wird auch die Anerkennung von fünf Geschlechtern vorgeschlagen: Männer, Frauen, Fems (Menschen mit Hoden, xy-Chromosomen und teilweise entwickelten weiblichen Genitalien), Herms (Menschen mit Eierstöcken und Hoden), sowie Mems (Menschen mit xx-Chromosomen und teilweise entwickelten männlichen Genitalien), vgl. die Nachweise bei Anne Fausto-Sterling: *Sexing the Body*, New York 2000, S. 79 ff.
- 76 Vgl. <http://www.dgti.org/trggtx.htm>.
- 77 Vgl. <http://www.postgender.de/postgender/postgender.html>.
- 78 LG München I, Beschluss v. 30.6.2003, FamRZ 2003, VII.
- 79 So P.-L. Chau/Jonathan Herring: „Defining, Assigning and Designing Sex“, in: *International Journal of Law, Policy and the Family* 16, (2002), S. 327, 356 f.
- 80 Vgl. etwa Art. 8 Abs. 3 der Schweizer Bundesverfassung: „Mann und Frau sind gleichberechtigt. Das Gesetz sorgt für ihre rechtliche und tatsächliche Gleichstellung, vor allem in Familie, Ausbildung und Arbeit. Mann und Frau haben Anspruch auf gleichen Lohn für gleichwertige Arbeit.“

Literatur

- Aubert, Pierre/Reich, Hélène:** „Der Eintrag der Geschlechtsänderung in die Zivilstandsregister“, in: *Zeitschrift für Zivilstandswesen* 1987, S. 2 ff.
- Brückner, Christian:** *Das Personenrecht des ZGB*, Zürich 2000.
- Büchler, Andrea:** „Eherecht und Geschlechterkonstruktion. Ein Beitrag zur Abschaffung der institutionalisierten Zweigeschlechtlichkeit“, in: Verein Feministisches Rechtsinstitut (Hrsg.): *Recht Richtung Frauen. Beiträge zur feministischen Rechtswissenschaft*, Lachen/St.Gallen 2001, S. 59 ff.
- Büchler, Andrea/Cottier, Michelle:** „Transsexualität und Recht. Oder: Das falsche Geschlecht. Über die Inkongruenz biologischer, sozialer und rechtlicher Geschlechterkategorisierungen“, in: *Die Praxis des Familienrechts FamPra.ch* 2002, S. 20 ff.
- Bucher, Andreas:** *Natürliche Personen und Persönlichkeitsschutz*, 3. Aufl., Basel/Genf/München 1999.
- Chau, P.-L./Herring, Jonathan:** „Defining, Assigning and Designing Sex“, in: *International Journal of Law, Policy and the Family* 16, (2002), S. 327 ff.
- Dreger, Alice, Domurat:** *Hermaphrodites and the Medical Invention of Sex*, Cambridge USA/London 1998.
- Fausto-Sterling, Anne:** *Sexing the Body. Gender Politics and the Construction of Sexuality*, New York 2000.
- Franzen, Jannik/Beger, Nico:** „Zwischen die Stühle gefallen“, Ein Gespräch über queere Kritik und gelebte Geschlechterentwürfe“, in: polymorph (Hrsg.): *(K)ein Geschlecht oder viele?* *Transgender in politischer Perspektive*, Berlin 2002, S. 53 ff.
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika:** „Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung“, in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.): *Traditionen – Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, Freiburg i. Br. 1992, S. 201 ff.
- Granet, Frédérique:** „Consolidated Report on Transsexualism in Europe“, in: International Commission on Civil Status (Hrsg.): *Transsexualism in Europe*, Straßburg 2000, S. 5 ff.
- Guhde, Helen:** „Körper – Gefühl. Leben in einer intersexuellen Realität“, in: polymorph (Hrsg.): *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive*, Berlin 2002, S. 31 ff.
- Hirschauer, Stefan:** *Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel*, 2. Aufl., Frankfurt/M. 1999.
- Laqueur, Thomas:** *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, Frankfurt/M. 1992.
- Maihofer, Andrea:** *Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz*, Frankfurt/M. 1995.
- Plett, Konstanze:** „Intersexuelle – gefangen zwischen Recht und Medizin“, in: Frauke Koher/Katharina Pühl (Hrsg.): *Gewalt und Geschlecht. Konstruktionen, Positionen, Praxen*, Opladen 2003, S. 21 ff.
- Plett, Konstanze:** „Intersexualität in rechtlicher Perspektive“, in: polymorph (Hrsg.): *(K)ein Geschlecht oder*

viele? Transgender in politischer Perspektive, Berlin 2002, S. 31 ff.

Schmid, Jörg:, *Einleitungsartikel des ZGB und Personenrecht*, Zürich 2001.

Schulte-Fischedick, Valeria: „...wie exotische Schmetterlinge an ihren Wänden‘ Ein Interview mit Del LaGrace Volcano“, in: polymorph (Hrsg.): *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive*, Berlin 2002, S. 13 ff.

Smart, Carol: „The Woman of Legal Discourse“, in: *Social & Legal Studies* 1992, S. 29 ff.

Wacke, Andreas: „Vom Hermaphroditen zum Transsexuellen. Zur Stellung

von Zwittern in der Rechtsgeschichte“, in: Heinz Eyrich/Walter Odersky/Franz-Jürgen Säcker (Hrsg.): *Festschrift für Kurt Rebmann zum 65. Geburtstag*, München 1989, S. 861 ff.

Wildhaber, Luzius: *Internationaler Kommentar zur Europäischen Menschenrechtskonvention*, Köln/Berlin/Bonn/München 1992.

Will, Michael, R.: „Les conditions juridiques d’une intervention médicale pour changer de sexe: la situation en droit comparé“, in: Conseil de l’Europe (Hrsg.): *Transsexualisme, médecine et droit*, Straßburg 1995, S. 81 ff.

Vom Ende der Eindeutigkeit und neuen Anstrengungen

Zu den politischen Folgen der Entgrenzung von Geschlecht, Sexualität und Beziehungsform

1. Erodierende Normierungen

Die gegenwärtigen westeuropäischen Gesellschaften sind durch Prozesse einer zunehmenden Individualisierung und Pluralisierung der Lebensmuster gekennzeichnet. In nahezu allen Lebensbereichen lässt sich eine „Freisetzung aus den Lebensformen und Selbstverständlichkeiten der industriegesellschaftlichen Epoche der Moderne“¹ konstatieren. Das jetzt erreichte Stadium der Gesellschaftsentwicklung verlangt neue und flexible Arbeits- und Lebensformen und schafft zugleich die hierfür erforderlichen Freiräume.

Diese Freiräume ergeben sich nicht nur aus der nachlassenden Bindungswirkung christlich begründeter Vorstellungen, wie Leben, Arbeit, Partnerschaft und Sexualität zu gestalten seien, sondern vor allem aus dem inzwischen erreichten Maß an individueller Autonomie, welches auf der relativen ökonomischen Selbstständigkeit der Individuen basiert. Im Unterschied zu industriellen und vorindustriellen Zeiten in Europa, in denen die verschiedenen Familienformen Ausdruck ihrer jeweiligen materiell-ökonomischen Funktion² waren und die Ehe als die funktionale³ sowie christlich ethisch-moralisch gebotene Form des partnerschaftlichen Zusammenlebens galt, ist heute eine Vielzahl von Lebensentwürfen lebbar und wählbar. Insbesondere Frauen haben auf Grund ihres inzwischen erreichten Bildungsniveaus und ihrer Erwerbsbeteiligung einen entscheidenden Zugewinn an Souveränität für sich verbuchen können. Die Veränderungen im Selbstbild und im Selbstverständnis von Frauen als eigenverantwortlich handelnde Subjekte, die willens und in der Lage sind, ihre Interessen sowohl in der privaten als auch in der öffentlichen Sphäre wahrzunehmen und zu vertreten, führen dazu, dass Männer und Frauen ihre Lebensentwürfe kaum noch entlang ökonomischer Erwägungen und immer öfter auch abseits überkommener normativer Muster konzipieren.

Die sozialen Konventionen haben ihren Zwangscharakter verloren. Das Rollenmodell des sozialen Lebens, das die Regeln vorgab, nach denen die eigene Existenz zu gestalten war, verliert an Bedeutung. An dessen Stelle tritt die individuell zu lösende Aufgabe, die eigene Biografie selbst zu entwerfen, und somit der Zwang zur Wahl. Ulrich Beck spricht vom „Zeitalter des eigenen Lebens“⁴⁴, das zwar keineswegs als völlige individuelle Freiheit oder gar als Möglichkeit absolut authentischer Ich-Verwirklichung missverstanden werden darf, jedoch für die Selbstdarstellung und für die Lebensgestaltung einen „Optionsraum“ zur Verfügung stellt, „der subversive, (non)konformistische Vielfalt ermöglicht.“⁴⁵

Im Folgenden will ich der Frage nachgehen, wie sich diese Entwicklungen auf die Binnendifferenzierung der subkulturellen lesbisch-schwulen sowie transidenten *communities* auswirken und welche Folgen für deren politische Artikulationsfähigkeit daraus erwachsen. Anschließend werde ich anhand des „Gesetzes über die Eingetragene Lebenspartnerschaft für lesbische und schwule Paare“ sowie des Transsexuellengesetzes darzustellen versuchen, inwieweit Identitätspolitik ihren vorgeblichen Zweck verfehlen und einen alternativen Politikansatz vorschlagen. Das Schlusskapitel dient der Diskussion der Bedingungen und Chancen für den eingeforderten Paradigmenwechsel.

2. Differenzierungsprozesse und parallele Sinnentleerung von Identitätspolitik

Den bislang deutlichsten Niederschlag haben die eingangs skizzierten Veränderungen in den Ausdifferenzierungen der Beziehungsformen zwischen Erwachsenen sowie in den verschiedenen und zeitlich wechselnden Formen von Elternschaft gefunden.⁶ Auch in Bezug auf das soziale Geschlecht⁷ und die sexuelle Orientierung sowie – wenngleich in weit geringerem Maße – die Geschlechtsidentität⁸ ist inzwischen Vielfalt und Variabilität an die Stelle der früheren Fixierungen getreten. Das bedeutet allerdings nicht, dass für jeden Menschen die sexuelle Orientierung oder die Geschlechtsidentität völlig frei wählbar und somit dem Belieben anheim gestellt sind, jedoch ist – im Rahmen der jeweils gegebenen habituellen⁹ Möglichkeiten – die Selbstfindung, d.h. die eigene Verortung im Spektrum des nunmehr Tolerierten sehr viel einfacher als je zuvor.

Zwar hat es bereits zu früheren Zeiten Menschen gegeben, die sexuell auf Menschen des gleichen Geschlechts orientiert waren, aus den angebotenen Rollenmustern ausgebrochen sind und/oder sich selbst entweder dem anderen Geschlecht als zugehörig empfunden oder überhaupt eine Zuschreibung als Mann oder als Frau für sich selbst zurückgewiesen und zwischen den Polen gelebt haben. Nachdem sie mit dem Bedeutungszuwachs der Naturwissenschaften und damit auch der Medizin im 19. Jahrhundert zunächst durch performative Sprech- und Rechtsakte als identitäre

Andere und damit als deviante gesellschaftliche Gruppen (der Homosexuellen, der Transsexuellen resp. der Intersexuellen) konstruiert worden waren¹⁰, sind sie unter den heutigen liberalisierten Bedingungen wieder jenseits medizinischer und juristischer Diskurse als Lesben und Schwule, als Transfrauen bzw. Transmänner, als *Transgender* etc. benennbar und öffentlich sichtbar. Noch kann von einem gänzlichen Verschwinden der pathologisierenden Sicht, insbesondere im Alltagsbewusstsein, nicht die Rede sein, jedoch überwiegen inzwischen in den Medien akzeptierende oder zumindest respektierende Darstellungen zu diesen Themenfeldern.¹¹

Die Vorstellungen von Normalität haben sich erweitert. Die Bindungswirkung der auf christlichen Überzeugungen fußenden Moral hat abgenommen und das Spektrum des akzeptierten oder zumindest tolerierten Verhaltens ist breiter geworden. Die Gestaltbarkeit auch der geschlechtlich und sexuell konnotierten Aspekte des eigenen Lebens nimmt zu und an die Stelle der früheren Eindeutigkeit und Homogenität ist auch in dieser Hinsicht die Vielfalt getreten. Nichts ist mehr selbstverständlich – nahezu alle Facetten des sozialen Lebens werden zum Gegenstand von Such- und Entscheidungsprozessen. Auf viele Fragen müssen Antworten gefunden werden: Ob man in einer Partnerschaft, als Single oder in einem Beziehungsnetzwerk leben will; ob hetero-, homo- oder bisexuell, ob eine offene oder eine geschlossene Beziehung den eigenen Bedürfnissen entspricht, ob geheiratet bzw. eine Eingetragene Lebenspartnerschaft eingegangen wird oder nicht, ob ein gemeinsamer Haushalt passend ist oder nicht doch lieber ein Living-Apart-Together, ob Kinder gewünscht werden oder nicht, ob die Beziehung zu LebensgefährtenInnen noch den Erwartungen und Bedürfnissen entspricht oder besser beendet werden sollte, ob das eigene Verhalten an den alten Stereotypen des sozialen Geschlechts ausgerichtet wird oder diese für obsolet erklärt werden. Nicht wenige stellen sich außerdem Fragen nach der eigenen Geschlechtsidentität und machen diese zum Gegenstand performativer Erprobungen des eigenen Ichs.

Die Möglichkeiten, die eigene geschlechtliche Identität und die eigene sexuelle Verortung jenseits des bislang angebotenen binären Modells Frau/Mann bzw. Hetero-/Homosexualität zu finden und zu leben, haben sich erweitert – wenn auch erst in Ansätzen und mit starken Unterschieden zwischen Stadt und Land. Die Folge ist, dass die Verschiedenheit der Individuen, die bisher unter der Oberfläche der Konventionen verborgen geblieben war, nun zu Tage tritt. Die von außen getroffene Einordnung eines menschlichen Körpers als männlich oder weiblich erlaubt heute allenfalls Vermutungen, jedoch keine sicheren Rückschlüsse hinsichtlich der geschlechtlichen und der sexuellen Selbstverortung des betreffenden Menschen. Weder die Wahrnehmung der Geschlechtlichkeit des eigenen Körpers (*sex*), noch das gelebte soziale Geschlecht (*gender*) oder die sexuelle Orientierung (*desire*) ergeben sich aus den jeweils beiden anderen Aspekten, jede Kombination ist möglich. Zudem sind nicht mehr nur das Eine oder das Andere, sondern auch intermediäre Zustände benennbar geworden. Ein etwaiger Widerspruch zwischen den eigenen

Bedürfnissen und den Normen wird heutzutage immer seltener zur persönlichen Katastrophe – die Möglichkeiten, authentisch bleiben zu können, sind besser als je zuvor. Auf den verschiedenen Ebenen des Politischen befördert dies die kritische Reflexion der herrschenden Normalitätsvorstellungen und eröffnet so den Weg zu normativen Veränderungen¹², die ihrerseits wiederum zu einer weiteren Veränderung eben jener Normalitätsvorstellungen beitragen können.

Die Ausdifferenzierungen der Lebensweise sowie der geschlechtlichen und der sexuellen Identitäten haben tiefgreifende Folgen zum einen für die politische Bedeutung der subkulturellen lesbischen, schwulen, *transgender*, transsexuellen und auch queeren *communities* und zum anderen für die Prämissen gesetzgeberischen Handelns. Dies soll im Folgenden diskutiert werden.

Die communities

Wenn das Ausmaß der Pönalisierung, Unterdrückung und Diskriminierung einer auf Grund gemeinsamer Merkmale oder Eigenschaften (Homosexualität, Transsexualität oder *Transgender*) definierten Gruppe abnimmt bzw. nicht mehr als pauschale Ablehnung daherkommt, sondern sich ‚nur noch‘ auf einzelne Aspekte der betreffenden Lebensweise bezieht, kommt in der entsprechenden *community* eine politische Ausdifferenzierung in Gang, die auch öffentlich wahrnehmbar wird. Die *communities* sind sich in der Beschreibung ihres jeweiligen ‚Feindbildes‘ nicht mehr einig; die Interpretationen der gesellschaftlichen Situation und die strategischen Antworten darauf fallen so unterschiedlich aus, dass die Illusion ihrer politischen Homogenität endgültig zerplatzt. Ein Beispiel dafür ist die unter Lesben und Schwulen geführte Debatte über Sinn und Unsinn der Eingetragenen Lebenspartnerschaft.

Heute kann daher aus der bloßen Zugehörigkeit zu einer qua Zuschreibung oder qua subkulturellem Zusammengehörigkeitsgefühl gebildeten Gruppe nicht mehr auf eine gemeinsame politische Interessenlage ihrer Mitglieder geschlossen werden. Unter diesen Umständen werden politische Gemeinsamkeiten immer seltener über gleiche oder ähnliche Identitäten und daraus abgeleitete Interessenlagen herzustellen sein. Zwar sind die jeweiligen subkulturellen Zusammenhänge nach wie vor Orte der kulturellen Nähe, des Wissens um die gemeinsamen Diskriminierungserfahrungen, des einander Nicht-Fremd- und des ‚Zuhause-Seins‘, der PartnerInnensuche und nicht zuletzt der Erholung vom Stress des Andersseins in einer noch immer auf die Binarität des Geschlechts und die heterosexuelle, eheliche Paarbindung fixierten Dominanzkultur. Politische Gemeinsamkeiten zwischen den sich dort Begegnenden ergeben sich daraus heute jedoch nicht mehr so ohne Weiteres.

Die *community* als solche ist somit nicht länger Trägerin einer entsprechenden politischen Bewegung mit spezifischen Interessen und daraus abgeleiteten Forderungen oder Aktivitäten. Politische Gemeinsamkeiten lassen sich, wenn überhaupt, nur noch über gleiche politische Zielvorstellungen herstellen. Wer heute politische Ziele mit gesamtgesellschaftlichem Anspruch formulieren und Einfluss gewinnen will, muss über die Begrenzungen der gleichen oder ähnlichen Identität bzw. einer gemeinsamen Gruppenzugehörigkeit hinausschauen können. Jedwede Einmischung in die Politik hat eine neue Qualität von politischer Bündnisfähigkeit zur Voraussetzung. Künftig wird stärker denn je das konkrete politische Ziel im Vordergrund stehen (müssen), gleich wer sich mit welcher Identität oder Gruppenzugehörigkeit diesem anschließt. Das wiederum setzt voraus, das ‚Anderssein‘ der MitstreiterInnen nicht als Hindernis und bestenfalls sogar als Bereicherung sehen zu können.

Die Gesetzgebung

Für die Gesetzgebung bedeuten die Ausdifferenzierungen der Lebensweise sowie der sexuellen und geschlechtlichen Identität, dass die bisherige identitätsbasierte Minderheitenpolitik – als Politik für Gruppen entlang der Kategorien ‚Geschlecht‘ und ‚sexuelle Orientierung‘ – endgültig ihren Sinn verliert. Solche Politiken erfassen immer nur einen kleinen Ausschnitt aus dem innerhalb dieser Gruppen existierenden Spektrum an Bedürfnissen und zugleich sind sie zwangsläufig ausgrenzend und diskriminierend gegenüber denjenigen, deren Bedürfnisse andere sind als die, die im traditionellen Verständnis auf Grund der jeweilige Gruppenzugehörigkeit erwartet werden. Von daher ist das Verständnis von Homosexuellen, Bisexuellen und Transidenten¹³ als Minderheiten, deren ‚Probleme‘ man durch Sonderregelungen lösen kann, obsolet geworden.

Wenn aber Homo- und Heterosexualität ebenso wie Bisexualität und Transidentität nicht als Abweichung vom Normalen, sondern als Variationen innerhalb des Normalen – und damit als diesem im Wesentlichen gleich – begriffen werden, dann ist jede sich auf diese Merkmale beziehende Ungleichbehandlung eine Verletzung des Gleichheitsgrundsatzes – dem konstituierenden Moment jeder Form von Demokratie schlechthin. Daher ist in der Gesetzgebung ein Paradigmenwechsel geboten.

Für beide Ebenen, für die der *communities* ebenso wie für die der Gesetzgebung, gilt: Zukunftsfähige Politik ist nicht mehr als Klientelpolitik machbar, sondern nur noch als Konzeptualisierung, Gestaltung und Durchsetzung identitätsunabhängiger Prinzipien und Interessen. Das erfordert in diesem Zusammenhang den Verzicht auf Kategorien wie Geschlecht, Geschlechtsidentität, soziales Geschlecht und sexuelle Orientierung.

3. Entgrenzungen im Korsett des Gesetzes – zwei Beispiele

In Gesetzestexten lassen sich viele Beispiele für die Fixierung normativer Vorstellungen von körperlichem Geschlecht, sozialem Geschlecht, sexueller Orientierung und Beziehungsform finden. Die entsprechenden Regelungen formulieren Erwartungen an das Verhalten, das – im konformen Fall – dadurch den Nimbus des ‚Normalen‘, ‚Sittlichen‘ und gesellschaftlich ‚Nützlichen‘ erhält.

Rekurrieren Gesetze auf die genannten Aspekte sowie auf eine als legitim erachtete Auswahl an Kombinationsmöglichkeiten der jeweiligen Optionen, hat dies zwangsläufig Ausgrenzungen und Diskriminierungen derjenigen zur Folge, die jenseits der Normvorstellungen leben wollen oder müssen, während diejenigen privilegiert werden, die sich innerhalb des durch das Gesetz anerkannten Rahmens bewegen.

Dies soll im Folgenden am Beispiel des Transsexuellengesetzes und des Beziehungsrechts¹⁴ verdeutlicht werden. Bei Ersterem ist der inzwischen offenkundig gewordene Widerspruch auszuleuchten zwischen der real existierenden geschlechtlichen Vielfalt und der auf überkommenen und strikt binären Vorstellungen vom Geschlecht beruhenden Gesetzeslage in Gestalt des derzeit geltenden Transsexuellengesetzes (TSG) von 1980. Bei Letzterem geht es um die mittlerweile offen gelebte Vielfalt von Beziehungskonstellationen und das nur auf einige wenige von ihnen passende Angebot an rechtlichen Regelungsmöglichkeiten.

3.1. *Geschlechtliche Realitäten und das Transsexuellengesetz (TSG)*

Realitäten und Begriffe

Die Fremdwahrnehmung der Geschlechtlichkeit eines Menschen ist bestimmt durch das körperliche Erscheinungsbild, das soziale Geschlecht und die sexuelle Orientierung. In den Erwartungen hinsichtlich des sozialen Geschlechts und der sexuellen Orientierung ist im Alltagsbewusstsein bereits seit Längerem ein deutlicher Wandel hin zu einer Ausweitung des Spektrums akzeptierten oder tolerierten Verhaltens zu konstatieren.¹⁵ Auf das Geschlecht trifft das jedoch nur in sehr begrenztem Maße zu. Dieses wird im Regelfall noch immer ausschließlich binär imaginiert. Ein Mensch ist nur als Frau oder als Mann vorstellbar, ein drittes Geschlecht oder weitere Geschlechter gibt es nicht. Auf Abweichungen von diesem Diktum wird mit Irritation und mit Versuchen reagiert, Eindeutigkeit zu erzwingen – durch soziale Kontrolle (verbale und/oder physische Gewaltakte eingeschlossen), durch operative Maßnahmen oder durch normative Festlegungen. Dies ist zum Beispiel am Umgang mit Intersexuellen und mit Menschen, deren Geschlechtsidentität nicht

den an ihren biologischen Körper geknüpften Zuschreibungen und Erwartungen entspricht, zu sehen.

Das Paradigma der Zweigeschlechtlichkeit führt dazu, dass von der Gesamtheit der Menschen, die ihrem zugewiesenen körperlichen und dem entsprechend erwarteten sozialen Geschlecht mit Unbehagen bis hin zur Ablehnung gegenüberstehen, nur diejenigen wahrgenommen werden, die sich voll und ganz dem *anderen* Geschlecht zugehörig fühlen und eine operative Angleichung ihres äußeren Erscheinungsbildes an das, welches für das Wunschgeschlecht für typisch gehalten wird, anstreben. Diese Sicht wird gestützt durch die Erfahrungen in der medizinischen Praxis, in der diejenigen, für die der Widerspruch zwischen ihrem Körpergefühl und dem anhand der Körpermerkmale zugewiesenen Geschlecht nicht erträglich ist, überproportional vertreten sind. Die übrigen, die sich in ihrer Geschlechtsidentität nicht einem der beiden Zustände ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘ zuordnen wollen bzw. können, oder aber Wege gefunden haben, ihre von der amtlichen Zuweisung abweichende Geschlechtsidentität zu leben, treten dort meist nicht in Erscheinung, weil sie von medizinischer Seite keine Hilfe erwarten. So wird die medizinische Definition der Transsexualität qua Zirkelschluss scheinbar permanent bestätigt, obwohl sie nur einen Teil des transsexuellen Empfindungsspektrums erfasst.

In der entsprechenden *community* sind neue Begrifflichkeiten geprägt worden, so z.B. *gender blender*, *gender queer*, *gender crosser*, *gender outlaw*, *transqueer* oder *cross dresser*,¹⁶ um sowohl Uneindeutigkeit als auch Variabilität sowohl der Geschlechtsidentität als auch des sozialen Geschlechts zum Ausdruck zu bringen, ohne dass allerdings von einem Konsens gesprochen werden kann. Gleichwohl verdeutlichen die zitierten Bezeichnungen, dass das Dogma der binären Zweigeschlechtlichkeit nicht länger haltbar ist.

Ich schlage vor, im Interesse begrifflicher Klarheit die im Zusammenhang mit patriarchatskritischen Analysen getroffene Unterscheidung zwischen geschlechtlich markiertem Körper (*sex*) und sozialem Geschlecht (*gender*) auch im Feld der geschlechtlichen Vielfalt zu verwenden. ‚*Transgender*‘ stünde demnach für das Unbehagen an den an das Zuweisungsgeschlecht gekoppelten sozialen Erwartungen – in allen Intensitäten –, während für diejenigen, deren Körpergefühl im Widerspruch zu dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht steht, der Begriff ‚transsexuell‘ verwendet werden sollte – ebenfalls unabhängig davon, in welcher Intensität und Ausschließlichkeit dies der Fall ist. Als Oberbegriff für beides bietet sich ‚transident‘ an.

Ein Selbstverständnis als *Transgender* muss nicht zwingend einhergehen mit der Ablehnung des eigenen körperlichen Geschlechts. Für TransvestitInnen bzw. *Drag Kings*, *Drag Queens* oder *Cross Dresser* ist das Tragen ‚gegengeschlechtlicher‘ Kleidung und das performative Spiel mit dem Outfit und den Rollenerwartungen Teil ihres Selbstverständnisses und Ausdruck ihrer Identität, ohne dass daraus

zugleich auf eine Ablehnung des eigenen körperlichen Geschlechts geschlossen werden kann. Von daher ist der Begriff *Transgender* als Oberbegriff für alle Formen der Infragestellung der als unveränderlich und binär begriffenen Geschlechtsordnung ungeeignet. Transsexuell-Sein wiederum ist nicht zwingend mit einer Kritik überkommener sozialer Erwartungen und Normierungen verbunden; Transsexuelle sind nicht notwendigerweise zugleich auch *Transgender*.

Festzuhalten bleibt, dass es sowohl hinsichtlich der auf den Körper bezogenen Geschlechtsdefinition als auch hinsichtlich der sozialen Präsentation von Geschlechtlichkeit nicht nur jeweils zwei Optionen gibt, sondern eine beliebige Zahl an Zwischenstufen.¹⁷ Die real existierende Bandbreite geschlechtlichen Selbstverständnisses schlägt sich in entsprechenden sprachlichen Abbildungen nieder. Die Übergänge sind fließend und zwischen den Polen ist nicht Leere, sondern Leben. Diese Tatsache wird inzwischen von Teilen der medizinischen Fachwelt¹⁸ zur Kenntnis genommen und es gibt Anzeichen dafür, dass auch die Bundesregierung den sich daraus ergebenden gesetzgeberischen Reformbedarf erkannt hat.¹⁹ Jedoch sind entsprechende Konsequenzen bislang ausgeblieben.

Das TSG und seine Wirkungen

Das „Gesetz über die Änderung der Vornamen und die Feststellung der Geschlechtszugehörigkeit in besonderen Fällen (Transsexuellengesetz – TSG)“ eröffnet zwei Möglichkeiten: Die so genannte „Kleine Lösung“ besteht darin, dass der Antragstellende Mensch, einen neuen, dem anderen Geschlecht zugeordneten Vornamen annimmt, und mit der so genannten „Großen Lösung“ wird darüber hinaus – unter der Voraussetzung, dass körperverändernde Maßnahmen vorgenommen worden sind – die formalrechtliche Geschlechtszugehörigkeit von weiblich in männlich bzw. von männlich in weiblich geändert.

Voraussetzungen für die Inanspruchnahme der „Kleinen Lösung“ sind ein seit mehr als drei Jahren bestehendes Gefühl der Zugehörigkeit zum *anderen* Geschlecht sowie eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass sich dieses Empfinden nicht mehr ändern wird (§ 1 TSG). Letzteres muss von zwei unabhängig voneinander tätigen Sachverständigen festgestellt werden. Die Vornamensänderung wird dann per Gerichtsentscheid vorgenommen.

Diese Fremdbeurteilung stellt eine Missachtung der im Regelfall hohen Selbstkompetenz der Betroffenen dar.²⁰ Die Antragstellenden sind zudem gezwungen, sich so zu präsentieren, dass die jeweiligen GutachterInnen das Zugehörigkeitsempfinden zum anderen Geschlecht bestätigen. Diese arbeiten oft auf der Grundlage von medizinischer Seite entwickelten Standards, definieren zuweilen jedoch die Kriterien für Transsexualität auch selbst. Willkür ist somit nicht ausgeschlossen. Unter diesen Bedingungen können es sich die Antragstellenden nicht erlauben, die eigene Geschlechtsidentität authentisch oder gar in Nuancierungen zwischen den Polen zu beschreiben, sondern sie müssen bemüht sein, die Vorstellungen der

GutachterInnen von transsexuellen Menschen zu erfüllen.²¹ Das Diktum über die Binarität der Geschlechtszugehörigkeit reproduziert sich selbst.

Bemerkenswerterweise kann die Namensänderung auf Antrag wieder rückgängig gemacht werden, ohne dass dieses Begehren auf seine Dauerhaftigkeit hin gutachterlich geprüft wird. Die Vornamensänderung wird allerdings automatisch aufgehoben, wenn die betreffende Person heiratet. Die Eheschließung interpretiert der Gesetzgeber als Ausdruck des Zugehörigkeitsempfindens zum biologischen Geschlecht bei der Geburt. Dass dieser Schluss nicht zwingend ist und es sich – bezogen auf die Geschlechtsidentität – um eine gleichgeschlechtliche Beziehung handeln könnte, wird entweder ignoriert oder als Grund gesehen für das faktische Heiratsverbot für transsexuelle Menschen, die die „Kleine Lösung“ beibehalten wollen. Das Entstehen von – bezogen auf die Geschlechtsidentität – gleichgeschlechtlichen Ehen wird verhindert. Allerdings dürfen bestehende Ehen auch nach einer Vornamensänderung fortgeführt werden, da der Personenstand von der Vornamensänderung unberührt bleibt – obwohl auch hier im Regelfall der äußere Anschein eine gleichgeschlechtliche Verbindung signalisieren wird. Als Begründung wurde angeführt, dass die Belange derjenigen Transsexuellen, die an ihrer Ehe festhalten wollen, Vorrang hätten vor dem Prinzip des Einklangs von Vornamen und Geschlecht und deshalb im Falle der „Kleinen Lösung“ eine Eheauflösung nicht verlangt werden solle.²² Dass durch diese Regelung verheiratete und unverheiratete Transsexuelle mit „Kleiner Lösung“ unterschiedlich behandelt werden, wird in Kauf genommen. Zudem ist diese Regelung insofern absurd, weil unverheiratete, aber heiratswillige Transsexuelle mit „Kleiner Lösung“ sich den Zugang zur Ehe verschaffen können, indem sie die Vornamensänderung rückgängig machen lassen (wenn auch unter Vorspiegelung falscher Tatsachen), anschließend heiraten und danach wieder die „Kleine Lösung“ in Anspruch nehmen.

Für die Inanspruchnahme der „Großen Lösung“, also für die Änderung des Personenstandes, müssen zusätzliche Voraussetzungen erfüllt werden. Die Antrag stellende Person muss dauernd fortpflanzungsunfähig sein und sich außerdem

„einem ihre äußeren Geschlechtsmerkmale verändernden operativen Eingriff unterzogen (haben), durch den eine deutliche Annäherung an das Erscheinungsbild des anderen Geschlechts erreicht worden ist.“ (§ 8 TSG)

Auch hier wird strikt darauf geachtet, dass das binäre Geschlechtsbild reproduziert wird. Voraussetzung für die Personenstandsänderung ist außerdem, dass eine eventuell bestehende Ehe des bzw. der Antragstellenden aufgelöst wird (§10(2) TSG), um die Entstehung einer personenstandsrechtlich gleichgeschlechtlichen Ehe zu vermeiden.

Dauernde Fortpflanzungsunfähigkeit bedeutet bei biologischen Männern Entfernung der Hoden, bei Frauen Entfernung der Gebärmutter und der Eierstöcke. Die Personenstandsänderung beinhaltet somit über die Zumutungen der „Kleinen Lösung“ hinaus, dass das Recht auf körperliche Unversehrtheit faktisch aufgehoben

ist. Besonders kritikwürdig ist, dass die individuell sehr unterschiedlichen Vorstellungen der Antragstellenden über Art und Umfang medizinischer Maßnahmen fast völlig ignoriert werden. Auf der Ebene der Körperlichkeit ist eine individuelle Verortung zwischen den Polen weiblich/männlich kaum möglich. Dabei können nur die Betroffenen selbst entscheiden, welche Eingriffe für ihr jeweiliges individuell-persönliches Verständnis von der eigenen Geschlechtlichkeit notwendig sind und welche nicht. So reicht einigen die Einnahme von Hormonen, andere wünschen zusätzlich operative Veränderungen der Brustpartie, während wiederum anderen auch genitalverändernde Maßnahmen wichtig sind. Fazit: Mit den bisherigen rechtlichen Regulierungen und medizinischen Verfahren kann der transidentischen Vielfalt nicht entsprochen werden.

3.2. *Das Beziehungsrecht*

Die eingangs skizzierten Entwicklungen des gesellschaftlichen Strukturwandels haben dazu geführt, dass die Dominanz der ein Leben lang mit demselben Partner bzw. derselben Partnerin geschlossenen Ehe mit eigenen Kindern abgelöst worden ist durch eine Vielfalt an Beziehungsformen.

Eine Partnerschaft ohne Tauschein ist selbstverständlicher als je zuvor. Auch ein gemeinsamer Haushalt kann nicht mehr so ohne Weiteres vorausgesetzt werden wie noch vor Jahren. Viele der vermeintlichen Singles sind keine. Einige Menschen entscheiden sich, zu mehreren in einer Wohngemeinschaft zu leben statt in einer Zweierbeziehung – entweder aus ökonomischen Gründen und/oder wegen der engen Bindung, die die Beteiligten zueinander haben. Letzteres kann sexuelle Beziehungen einschließen, muss es jedoch nicht.

Die Sexualmoral hat sich deutlich verändert. Sowohl eheliche als auch nichteheliche Lebensgemeinschaften werden nicht mehr nur auf herkömmliche – intimere Kontakte zu Dritten ausschließende – Art gelebt, sondern als offene Beziehung praktiziert. Hier werden Nebenbeziehungen oder auch nur das Ausleben von Sexualität außerhalb der Hauptbeziehung hingenommen oder sogar begrüßt.²³ Auch das Dogma der Heterosexualität hat seine Wirkung weitgehend verloren.²⁴ Viel selbstverständlicher als je zuvor wird homo- oder bisexuell gelebt – entweder als Paar oder zu mehreren oder allein, mit Kind/ern oder ohne. Inzwischen hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass das Wohlergehen der Kinder keineswegs von der Rechtsform abhängt, in der ihre Eltern leben.²⁵ Ob oder inwieweit die biologische Abstammung für die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung von Bedeutung ist und die rechtlich hervorgehobene Rolle der Blutsverwandtschaft Sinn macht,²⁶ wird seit geraumer Zeit kritisch diskutiert. Tatsache ist, dass die soziale Elternschaft im Alltag an Bedeutung gewinnt. Die Zahl der Kinder, die in so genannten Patchwork-Familien²⁷ leben, also von Co-Müttern und -Vätern mitbetreut werden,

wächst. Elternschaft wird nicht mehr nur von Paaren oder von allein Erziehenden praktiziert, sondern auch von mehreren Menschen zugleich, die über frühere und gegenwärtige Beziehungen miteinander verbunden sind und die sich – unabhängig von der Art und Weise ihrer jetzigen Beziehungen zueinander – die Verantwortung für die Kinder teilen.

Auch die überkommene Erwartung eines Zusammenlebens auf Lebenszeit ist letztlich nur noch als Hoffnung präsent; Ehe- bzw. Partnerschaftsverträge sind Indizien dafür, dass das Scheitern der Beziehung einkalkuliert wird. Die Qualität der Beziehung, d.h. das Maß an Bedürfnisbefriedigung, das die Beteiligten in ihr finden, und nicht der Respekt vor der Ehe bzw. der Eingetragenen Lebenspartnerschaft als Institutionen, ist zum Kriterium für deren Fortsetzung geworden:²⁸ Die Scheidungsrate steigt und die Wiederverheiratsquote nimmt ab. Vieles spricht dafür, dass diesen Prozessen eine sich selbst verstärkende Dynamik inhärent ist.²⁹ Die Zunahme der Scheidungszahlen enttabuisiert den Akt der Trennung und führt zu einer weiteren Normalisierung der Scheidung. Die Fortführung einer Ehe wird angesichts der legitimierten Alternativen zu ihr zu einer bewussten Entscheidung, für die es gute Gründe geben muss. Es entsteht ein Rechtfertigungszwang, der die Bereitschaft, eine unbefriedigende Beziehung hinzunehmen, wiederum sinken lässt.

In der Regel hat man nicht mehr nur eine Beziehung im Leben, sondern es folgen mehrere nacheinander – die serielle Monogamie bei Zweierbeziehungen ist heute der Regelfall. Oftmals sind die besten Freundinnen oder Freunde eine wichtigere Konstante im Leben als die Liebesbeziehung.

In Deutschland stehen für viele dieser neu entstandenen Lebensweisen keine rechtlichen Regelungsmöglichkeiten zur Verfügung. Privatrechtliche Vereinbarungen sind an den Rahmen des Bundesrechts gebunden und stellen daher nur in wenigen Fällen eine zufrieden stellende Lösung dar. So haben beispielsweise im Erbrecht, bei der Totensorge, beim Zeugnisverweigerungsrecht oder beim Sorgerecht stets die biologisch oder qua Ehe bzw. Eingetragener Lebenspartnerschaft entstandenen Verwandtschaftsbeziehungen eine bevorzugte Stellung inne, die nicht auf vertraglichem Wege außer Kraft gesetzt werden kann, auch wenn es die vertragschließenden Seiten wünschen.

In Deutschland existiert lediglich ein starr vorgegebenes und je nach sexueller Orientierung und unterstelltem sozialen Geschlecht abgestuftes System von vorgegebenen rechtlichen Regelungen für öffentlich beurkundete Paarbeziehungen. Die Unterschiede, die der Gesetzgeber zwischen Ehe, Eingetragener Lebenspartnerschaft (ELP)³⁰, eheähnlicher Gemeinschaft und den übrigen Beziehungsformen macht, sind erheblich. Die nachfolgende Synopse soll dies schematisch verdeutlichen.

	Ehe	ELP	eheähnll. Gemeinschaft	andere Beziehungsformen
Privilegien				
steuerliche Förderung ³¹	(+)	(+)*	-	-
Erbrecht	+	(+)	(-)**	(-)**
Begünstigung bzgl. Erbschaftssteuer	+	+	-	-
gemeinsame Adoption	+	-	-	-
Stiefkindadoption	+	+		
gemeinsames Sorgerecht	+	+	(+)	-
„Kleines Sorgerecht“ ³²	+	+	-	-
Erziehungsgeld	+	+	(+)	-
Elternzeit ³³	+	+	(+)	(+)
Insemination	+	-	(+)	-
Mitbestimmungsrecht/ Krankheitsfall	+	+	(+)	(-)**
Auskunftsrecht (Krankenhaus, Polizei)	+	+	(+)	(-)**
Totensorge	+	+	(+)	(-)**
Keine Sperrfrist Arbeitslosengeld	+	+	(+)	-
Beamtenrecht	+	+	-	-
Zeugnisverweigerungsrecht	+	+	-	-
Zuzugsrecht für PartnerInnen aus Nicht-EU-Staaten	+	+	-	-
Nachteile				
Anrechnung des PartnerInneinkommens (Sozialhilfe, Arbeitslosengeld)	+	+	+	-
Unterhalt nach Trennung	+	+	-	-
Unterhalt während der Beziehung	+	+	-	-

„+“ steht für einen umfassenden und „(+“ für einen eingeschränkten Anspruch auf besondere Rechte, „-“ für die Nichtberücksichtigung im Gesetz und „(-“ für eine nur in bestimmten Ausnahmefällen geltende Berücksichtigung
 „*“ im Lebenspartnerschaftsergänzungsgesetz (LPergG) vorgesehen, jedoch wegen nicht erfolgter Zustimmung des Bundesrates nicht in Kraft
 „**“ nur wenn der/die Betreffende eine entsprechende Erklärung abgegeben hat (PatientInnenverfügung, Betreuungsvollmacht, Testament etc.); diese ist jedoch stets nachrangig gegenüber den Ansprüchen von Verwandten (Eltern, Kinder, Ehe- oder Eingetragene LebenspartnerInnen)

Trotz der inzwischen entstanden Vielfalt a priori gleichwertiger Lebensweisen genießt bis heute ausschließlich die eheliche Form der heterosexuellen Partnerschaft Vorrangstatus. Für Verheiratete gibt es nicht nur Steuervergünstigungen (insbesondere im Einkommens- und Erbschaftsteuerrecht), sondern auch finanzielle Vorteile für Angestellte und BeamtenInnen im öffentlichen Dienst, die Möglichkeit der gemeinsamen Adoption eines Kindes, ein Aufenthaltsrecht für nichtdeutsche EhepartnerInnen, ein garantiertes Besuchs-, Auskunfts- und Vertretungsrecht im Krankheitsfall sowie das Zeugnisverweigerungsrecht. Darüber hinaus wird insbesondere die traditionelle Eheform, die Alleinverdiener-Ehe, in vielfältiger Weise gegenüber anderen Formen des Zusammenlebens privilegiert, uneingeschränkt positiv bewertet und materiell gefördert. Das Ehegattensplitting³⁴ und die analogen, wenngleich schwächer ausgestalteten Regelungen für Eingetragene LebenspartnerInnen sowie die Verpflichtung zum Unterhalt während und nach der Partnerschaft werden nur wirksam in solchen Partnerschaften, in denen ein Partner in ökonomischer Abhängigkeit vom anderen lebt. Ob Kinder in dieser Beziehung leben, ist hingegen ohne Belang.

Solche hierarchischen und mittlerweile seltener gewordenen Beziehungsmuster werden in Deutschland in besonderer Weise gefördert. Das Subsidiaritätsprinzip verweist Paare ökonomisch auf sich selbst. Der Staat enthebt sich damit der Aufgabe, die Bedingungen für eine eigenständige ökonomische Existenz jeder/s Einzelnen bereitzustellen. Ökonomische Abhängigkeitsverhältnisse in Beziehungen werden somit in Kauf genommen.

Problematisch ist darüber hinaus, dass die beiden zur Verfügung stehenden Rechtsinstitute, die Ehe und die Eingetragene Lebenspartnerschaft, eine Partnerschaft voraussetzen, während alle übrigen Konstellationen von Nähe, Verantwortung und Solidarität aus der Sicht des Gesetzgebers irrelevant sind und weitgehend rechtlos bleiben. Die Vielfalt der Lebensformen ist bislang vom Gesetzgeber fast völlig ignoriert worden.

In einer säkularisierten Gesellschaft steht es jedoch der Gesetzgebung nicht zu, die verschiedenen, a priori jedoch gleichwertigen Lebensformen moralisierend zu bewerten. Wie erwachsene Menschen verantwortlich ihre Beziehungen leben, geht den Staat nichts an. Deswegen müssen alle Formen des Zusammenlebens, die auf Freiwilligkeit beruhen und niemandes Selbstbestimmungsrecht verletzen, gleiche Möglichkeiten der rechtlichen Ausgestaltung haben. Unter dieser Prämisse ist der gesetzgeberische Handlungsbedarf offensichtlich.

4. Lebenslagenbezogene Politik statt Identitätspolitik

Die dargestellten Kollisionen zwischen den im Prozess der Gestaltung des ‚eigenen Lebens‘ entstehenden Erfordernissen und den rechtlichen Rahmenbedingungen sind grundsätzlicher Art. Individuelle Bedürfnisse werden immer dann an die Grenzen der für eine bestimmte Gruppe von Menschen geschaffenen gesetzlichen Regelungen stoßen, wenn den Angehörigen dieser Gruppe unterstellt wird, auf Grund ihrer gemeinsamen Merkmale oder Eigenschaften (z.B. hetero- oder homosexuell, alt oder jung, transsexuell, behindert, schwarz oder weiß etc. zu sein) nicht nur diesen möglicherweise identitätsbildenden Aspekt miteinander zu teilen, sondern auch übereinstimmende Bedürfnisse und politische Zielvorstellungen zu haben, die durch ein entsprechendes Sondergesetz für diese Gruppe zu befriedigen seien.

Diese Prämissen sind falsch: In einer Zeit, in der Identitäten zwar durchaus noch gemeinsame Nenner haben können (z.B. homo- oder heterosexuell zu sein), aber dennoch so individuelle Ausformungen erfahren, dass deren Bedeutung für das jeweilige Individuum nicht mehr ohne Weiteres von außen her erkennbar ist, kann aus der Zugehörigkeit zu einer Gruppe nicht auf eine kollektive Identität und erst recht nicht auf übereinstimmende Interessenlagen und Bedürfnisse geschlossen werden. Folglich macht es keinen Sinn, allein an die Gruppenzugehörigkeit Rechtsfolgen knüpfen zu wollen. Ebenso wenig wie Transsexuelle, *Transgender*, Intersexuelle oder Heterosexuelle bilden z.B. Lesben und Schwule hinsichtlich ihrer Lebenslagen und Interessen eine homogene Gruppe. Während für eine kleine Minderheit die Öffnung der Ehe bzw. die Eingetragene Lebenspartnerschaft die Erfüllung ihrer politischen Zielvorstellungen ist³⁵, stellt die überwiegende Mehrheit diese überkommenen Rechtsinstitute in Frage und fordert stattdessen individuell und flexibel gestaltbare rechtliche Regelungsangebote.³⁶

In einem gruppenbezogenen Ansatz werden stets diejenigen, deren Interessen nicht mit den der Gruppe unterstellten übereinstimmen, leer ausgehen oder unbefriedigende Kompromisse in Kauf nehmen müssen. Ein weiterer negativer Effekt einer solchen Politik besteht darin, dass dadurch die den gesetzlichen Regelungen zu Grunde liegenden Normvorstellungen permanent reproduziert werden, weil ihre Gültigkeit durch die Inanspruchnahme dieser Regelungen – und sei es durch einen kleinen Teil der gemeinten Gruppe – scheinbar immer wieder bestätigt wird. Dies wiederum führt dazu, dass die reale Variationsbreite an Selbstdefinitionen, Bedürfnissen und Lebenslagen auch weiterhin nicht wahrgenommen wird.

Es ist das grundsätzlich unvermeidbare Problem einer gruppenbezogenen Politik, dass sie stets Ausschlüsse und Ausgrenzungen produziert, durchaus auch ungewollte. Der minderheitenpolitische Ansatz strebt lediglich die Einbeziehung bisher Ausgeschlossener in die bestehende Ordnung an und stellt die an Hand bestimmter Eigenschaften und Merkmale vorgenommenen Kategorisierungen und Klassifizierungen, die im politischen Raum eine diskriminierende bzw. privilegierende Behandlung überhaupt erst möglich machen, nicht in Frage. Im Gegenteil

– indem er auf das Anderssein als Gruppeneigenschaft rekurriert, reproduziert er die Grundlage für den Vorgang der Diskriminierung. Diesem Mechanismus kann in der Politik der Boden nur dann entzogen werden, wenn der Prozess der Kategorisierung, also der Gruppenbildung durch normative Zuschreibungen und Erwartungen von außen, unterbunden wird. Minderheitenpolitik – in welcher Form auch immer – kann das Problem nicht lösen; es wird durch sie überhaupt erst erzeugt und reproduziert.

Um die zwangsläufig diskriminierenden Wirkungen einer Gesetzgebung, die von Identitäten und Bedürfnissen auf der Basis von unterstellten Gruppenzugehörigkeiten ausgeht, zu vermeiden, ist ein Paradigmenwechsel erforderlich.

Eine diskriminierungsfreie und die selbstbestimmte Gestaltung des eigenen Lebens ermöglichende Gesetzgebung ist zu einer Rechtsgestaltung verpflichtet, die die Bezugnahme auf individuelle Merkmale (sexuelle Orientierung, rechtlich zugeordnetes Geschlecht, Rechtsstatus der eingegangenen Partnerschaft(en), Alter etc.) konsequent vermeidet und stattdessen ausschließlich auf Bedürfnisse und Lebenslagen abstellt. Gleiche Lebenslagen müssen gleich behandelt werden – unabhängig davon, welche Gruppenzugehörigkeit oder Identität die Betroffenen haben. Jeglicher Bezug auf die genannten Kategorien steht einer konsequenten Realisierung des Grundsatzes der Gleichheit vor dem Gesetz, dem konstitutiven Moment von Demokratie schlechthin, entgegen. Es ist mit dem Gleichbehandlungsgrundsatz nicht vereinbar, ‚Rechtswohlthaten‘ nur denjenigen zukommen zu lassen, die von der normativen Zuschreibung erfasst werden und andere davon auszuschließen, obwohl deren Lebenslage sich von der ersteren nicht grundsätzlich unterscheidet.

Die rechtliche Gleichrangigkeit der verschiedenen Entscheidungsoptionen hinsichtlich der genannten Kategorien ist eine notwendige Rahmenbedingung für die Entfaltung von Individualität und dafür, dass Vielfalt auch tatsächlich gelebt werden kann.

Im Folgenden soll die Möglichkeit der konzeptionellen Umsetzung dieses Ansatzes in Bezug auf den rechtlichen Umgang mit transsexuellen bzw. *transgender* Menschen sowie mit der Vielfalt an Lebensformen gezeigt werden.

4.1. Aufhebung des Transsexuellengesetzes (TSG)

Ein Gesetz, das auf einer binär normierten Vorstellung vom Geschlecht beruht, wie z.B. das TSG, kann der Vielfalt des geschlechtlichen Selbstverständnisses nicht gerecht werden. Ein solches Sondergesetz eröffnet für einige den Weg, entsprechend ihrer Identität zu leben, ignoriert jedoch zugleich die Bedürfnisse derjenigen transidenten Menschen, deren Selbstverständnis nicht in den gesetzlich fixierten Rahmen passt.

Um dem gesamten geschlechtlichen Kontinuum Raum zu geben, sollten amtliche Dokumente (z.B. Reisepass) keinen Geschlechtsvermerk enthalten. Eine Notwendigkeit für diesen Eintrag ist nicht erkennbar – sowohl der Personalausweis als auch der Führerschein kommen ohne einen solchen Hinweis aus. Die „Kleine Lösung“ des TSG ist ebenfalls überflüssig, denn eine Änderung des Vornamens oder die Hinzufügung eines Pseudonyms kann im Wege eines einfachen Verwaltungsakts vorgenommen werden. Für eine medizinische Begutachtung gibt es keinen Grund, da öffentliche Kassen nicht in Anspruch genommen werden. Die Variationsbreite geschlechtlicher Identitäten erfordert die Zulassung geschlechtsneutraler Vornamen. Noch gilt in Deutschland die Verwaltungsvorschrift, dass das Geschlecht eines Menschen aus seinem Vornamen hervorgehen muss.³⁷

Auch die „Große Lösung“ kann ohne Weiteres entfallen, wenn jedem Menschen die Möglichkeit eingeräumt wird, selbst darüber zu entscheiden, welchem Geschlecht er/sie sich entweder gänzlich oder überwiegend zugehörig fühlt.³⁸ Dies muss verbunden sein mit dem Recht, selbst Art und Umfang der medizinischen und psychotherapeutischen Maßnahmen bestimmen zu können. Der Zwang zur Durchführung so genannter geschlechtsangleichender Operationen als Voraussetzung für die Personenstandsänderung ist aufzuheben, wobei das Recht auf das ‚Komplettprogramm‘ erhalten bleiben muss für diejenigen, die nur so ihre Identität leben können oder wollen. Nicht zuletzt entfallen die bisherigen Restriktionen für Transidenten beim Zugang zur Ehe automatisch, wenn diese für homosexuell Lebende geöffnet oder die Eingetragene Lebenspartnerschaft der Ehe in allen Aspekten gleichgestellt wird.³⁹ Damit wäre das TSG als Sonderrecht abgeschafft.

4.2 Neugestaltung des Beziehungsrechts

Um auf diesem Feld ungerechtfertigte Ein- oder Ausschlüsse zu vermeiden, ist es erforderlich, dass der Gesetzgeber ein Angebot an rechtlichen Regelungsmöglichkeiten zur Verfügung stellt, das von der sexuellen Orientierung, der geschlechtlichen Identität oder der Zahl der Beteiligten unabhängig ist. Darüber hinaus muss es flexibel an die jeweiligen Notwendigkeiten und Bedürfnisse aller denkbaren Beziehungsverhältnisse anpassbar sein. Die Gleichstellung aller Lebensweisen ist kein Problem so genannter Randgruppen oder Minderheiten, sondern sie gewährleistet die Freiheit für Jede und Jeden, die eigenen Lebenszusammenhänge so authentisch wie subjektiv möglich zu gestalten. Sie ist der Kern einer emanzipatorischen Vorstellung von einer Gesellschaft, die im Bereich des Privaten auf jegliche von außen gesetzte Diskriminierung verzichtet und Raum lässt für Selbstbestimmung, Verantwortlichkeit und individuelle Entscheidungsfreiheit.

Ich schlage ein Konzept der Wahlverwandtschaft vor, das keine der möglichen Lebensweisen gegenüber anderen per Gesetz bevorzugt oder benachteiligt, indem es allen denkbaren Beziehungsstrukturen jeweils frei wählbare rechtliche

Gestaltungsmöglichkeiten bietet.⁴⁰ Dies setzt eine eigenständige ökonomische Existenzsicherung aller entweder auf Grund von Erwerbsarbeit oder von staatlichen Transferleistungen voraus. Sämtliche auf ökonomischer Abhängigkeit basierenden und diese produzierenden Regelungen sind aufzuheben. Dazu gehören die Beseitigung der steuerlichen und sonstigen finanziellen Eheprivilegien sowie die Beseitigung der per Gesetz geschaffenen finanziellen Abhängigkeitsverhältnisse unter Erwachsenen. Die Unterhaltspflicht zwischen Ehegatten und zwischen PartnerInnen in eheähnlichen Gemeinschaften ist eine gravierende Einschränkung der Souveränität des wirtschaftlich schwächeren Teils und konterkariert zudem die Selbstverantwortlichkeit des Individuums. Von daher ist ein Paradigmenwechsel im Sozial- und Steuerrecht erforderlich.

Im Steuerrecht ist das Ehegattensplitting zu ersetzen durch das Prinzip der Individualbesteuerung, wie dies in den meisten europäischen Staaten bereits der Fall ist. Steuerpflichtig ist danach jeder Mensch ausschließlich für das eigene Einkommen – unabhängig vom Einkommen nahestehender Personen. Die steuerliche Berücksichtigung von Beziehungsformen stellt zum einen eine ungerechtfertigte Besserstellung gegenüber Alleinstehenden dar und ist zum anderen stets sozial ungerecht, da die Steuerersparnis mit der Einkommenshöhe steigt.

Im Sozialrecht bedeutet der Übergang zum Individualprinzip, dass jedem Menschen unabhängig von den Beziehungen, in denen er lebt, ein Anspruch auf eine eigenständige Existenzsicherung zukommt. So entstehen im Bedarfsfall eigenständige Ansprüche auf Sozialhilfe,⁴¹ auf Arbeitslosenunterstützung und auf andere sozialrechtliche Leistungen – ohne Rückgriff auf das Einkommen nahestehender Personen.

Der Kerngedanke der rechtlichen Gleichstellung aller Lebensweisen besteht darin, dass – völlig unabhängig von den biologischen Verwandtschaftsverhältnissen – Jede/r selbst bestimmen können sollte, welche Menschen zur eigenen Wahlfamilie gehören⁴², und welchen davon Rechte und Pflichten zukommen sollen, die in Bezug auf die eigene Person wichtig sind – wer was erbt,⁴³ wer im Krankheits- oder Sterbefall mitbestimmen darf, mit wem das Sorgerecht geteilt wird oder welche Personen vom Zeugnisverweigerungsrecht Gebrauch machen dürfen, wer im Todesfall das Eintrittsrecht in den Mietvertrag bekommt etc. Damit gibt es kein rechtlich und finanziell hervorgehobenes Modell des Zusammenlebens mehr und eine selbstbestimmte Wahl der Beziehungszusammenhänge wird möglich.

Die Rechte und Befugnisse innerhalb der Wahlverwandtschaft können durchaus auch asymmetrisch verteilt sein. Beispielsweise kann jemand als Erbe benannt werden, der aber nicht zugleich auch das Mitentscheidungsrecht im Krankheitsfall bekommt. Das heißt, dass dieses Patchwork an rechtlichen Beziehungen zu den Liebsten und Nächsten einen Verständigungs- und Aushandlungsprozess voraussetzt. Diejenigen, die Rechte bekommen und Verantwortung übernehmen sollen, müssen eine Entscheidung treffen, ob sie diese annehmen können und wollen.⁴⁴

Das Wahlverwandtschaftskonzept bedeutet nicht nur eine Befreiung von Zwängen und somit die Chance, Individualität authentisch zu leben, sondern stellt auch

eine enorme Herausforderung dar. Die Vorstellung, über die Gestaltung der rechtlichen Verhältnisse im personalen Nahbereich selbst entscheiden zu können (und damit auch: zu sollen), wird sicher auch Unbehagen und Unsicherheit auslösen. Um sich im Spektrum der Möglichkeiten zu verorten, müssen Entscheidungs- und Aushandlungsprozesse bewältigt werden, die eine bisher nicht zwingend erforderliche Qualität der Empathie und der Kommunikationsfähigkeit voraussetzen.

Damit nicht nur die rechtlich Versierten die neuen Möglichkeiten nutzen, könnten für häufig vorkommende Situationen ‚Paketlösungen‘ zur Auswahl gestellt werden, die optionale Regelungsmöglichkeiten enthalten. Die – entprivilegierte – Ehe wäre in diesem Konzept eine davon. Zudem wird sich der Übergang von der derzeitigen Situation, in der man nur die Wahl hat zwischen einem vorgegebenen Paket an Rechten und Pflichten (Ehe bzw. Eingetragene Lebenspartnerschaft) und einem fast völligen Verzicht auf jegliche rechtliche Regelung, zu einer, in der sich für alle Konstellationen eine passende Lösung finden lässt, nicht als Zäsur, sondern in einem allmählichen Prozess vollziehen. Schon seit geraumer Zeit wird von der Rechtsprechung die Exklusivstellung der Ehe in Frage gestellt.⁴⁵ Nicht zuletzt wird angesichts der prekären Situation des Bundeshaushalts die Frage nach der Legitimation der kinderunabhängigen Eheförderung immer drängender. Die Anerkennung der Vielfalt der Lebensweisen wird sich in Form von schrittweisen Veränderungen ihrer Einzelbestandteile, wie z.B. des Miet-, Steuer-, Erb-, Sozial-, Kindschafts- oder Adoptionsrechts, vollziehen. Vielfach werden dabei bereits heute Vorschläge diskutiert, die in diese Richtung weisen. So wird durchaus nicht nur in Fachkreisen gefordert, die Testierfreiheit einzuführen, d.h. das Recht, Verfügungen von Todes wegen ohne Einschränkungen durch das Pflichtteilsrecht⁴⁶ zu treffen⁴⁷ und das Ehegattensplitting abzuschaffen. Im Mietrecht ist die Privilegierung der Ehe hinsichtlich des Eintrittsrechts in den Mietvertrag bereits aufgehoben worden.⁴⁸

Abschließend bleibt festzuhalten: Die Gesetzgebung muss Raum schaffen für Vielfalt, Uneindeutigkeit und Diskontinuitäten, um die Ausgrenzung und Diskriminierung eines wachsenden Teils der Bevölkerung zu vermeiden.

„Das Zeitalter des ‚eigenen Lebens‘ kann ... nicht mehr durch vorgegebene Normen, Werte, Hierarchien definiert und integriert werden. Es muss vielmehr durch politische und kulturelle Freiheit, also durch Nicht-Integration definiert werden (...). [Es] kann... nicht mehr durch Kontroll-Normen eines vorgegebenen Entweder-Oder gegängelt werden. Es muss vielmehr durch Konstitutiv-Normen angeregt und abgesichert werden, welche die Experimente des ‚eigenen Lebens‘ ermöglichen, also gegen die schiefe Ebene der Atomisierung absichern.“⁴⁹

Exkurs zum Familienbegriff

Angesichts dieser Situation stellt sich die Frage nach der Bestimmung und dem Kern dessen, was Familie ausmacht, völlig neu. Wollte man die Existenz einer Ehe, das Vorhandensein von Kindern oder eines gemeinsamen Haushalts zum Kriterium machen, dann würden Beziehungsformen und Lebensweisen, deren Inhalt, Zweck und Nutzen für die Beteiligten und ihr Umfeld von vergleichbarer oder gar höherer Qualität sind als es von der ‚traditionellen‘ Familienform behauptet werden kann, ignoriert. So gibt es z.B. keinen Grund, einen Unterschied zu machen zwischen dem Zusammenleben mit Kindern einerseits und dem mit Pflege- oder Betreuungsbedürftigen andererseits. Der politisch so wohlfeile Satz, Familie sei da, wo Kinder sind, greift deshalb zu kurz. Das Alter der zu Betreuenden oder die erforderliche Betreuungsintensität sind keine trennscharfen Kriterien, das Vorhandensein einer Familie zu konstatieren bzw. zu verneinen: Wollte man nun einfach den Familienbegriff an das Vorliegen einer Betreuungssituation binden, schlosse man wiederum diejenigen aus, die in einem Beziehungsnetzwerk leben und dieses als ihre Wahlfamilie begreifen und bezeichnen.

Die einzige Möglichkeit, Familie so zu definieren, dass dabei die bisherigen willkürlichen Aus- und Einschlüsse vermieden werden, besteht darin, auf den konstituierenden Kern aller Formen von partnerschaftlichen Beziehungen, der Bindung, abzustellen. Ich schlage daher folgende Formulierung vor:

Familie ist da, wo Nähe ist, wo Sorge füreinander und Verantwortlichkeit das tragende Moment des Geflechts der Beziehungen zwischen den Beteiligten bilden.

„Familie“ ist dann nicht mehr die Bezeichnung biologischer Verwandtschaftsbeziehungen⁵⁰ oder die Realisierung einer tradierten Norm, der sich Menschen unabhängig von ihren Bedürfnissen und ihren realen Verhältnissen zueinander anzupassen haben, sondern in zunehmendem Maße Ausdruck eben dieser Bedürfnisse.⁵¹

Dann sind auch Inhalt und Fokus von Familienpolitik neu zu bestimmen. Nicht alle Lebensweisen, die unter diesen umfassenden Familienbegriff fallen, bedürfen staatlicher Unterstützung. Familienförderung durch direkte Finanztransfers und/oder durch Bereitstellung unterstützender Infrastruktur (z.B. Kinderbetreuung im Vorschulalter, Ganztagschulen, Freizeitangebote für Jugendliche und SeniorInnen, SeniorInnenheime, steuerfinanzierte Pflegeassistenz etc.) sollte Kindern und Pflegebedürftigen zugute kommen bzw. denjenigen, die sie betreuen – unabhängig von deren Beziehungsform.

5. Chancen und Hindernisse für einen Paradigmenwechsel in der Politik

Angesichts der Diskrepanz zwischen Notwendigem und Gegebenem stellt sich die Frage nach den Voraussetzungen für den beschriebenen Paradigmenwechsel.

Mit Sicherheit wird dieser nicht von Parteien initiiert werden, da eine erfolgsorientierte Beteiligung an Parlamentswahlen eine zu große Entfernung vom *mainstream* ausschließt und die Nähe zur ‚politischen Mitte‘ erzwingt. Der für Veränderungen notwendige Druck entsteht vielmehr durch die zunehmende Spannung zwischen den gesetzlichen Möglichkeiten und den Erfordernissen der Lebenspraxis, auf den die am Gesetzgebungsverfahren beteiligten Parteien zwangsläufig – wenn auch manchmal mit erheblicher Verzögerung – reagieren, um einem Verlust von WählerInnenstimmen zu entgehen. Erst wenn die Tatsache, dass die Gesetzeslage nicht mehr den Lebensrealitäten entspricht, Eingang gefunden hat in das öffentliche Bewusstsein, werden sich die im Parlament vertretenen Parteien zu entsprechenden Gesetzesänderungen veranlasst sehen.

Jedoch können auch dann vermeintliche ökonomische Zwänge, die durch die Dominanz der neoliberalen Ideologie in Politik und Wirtschaft entstanden sind, den Prozess der ökonomischen und rechtlichen Individualisierung bremsen. So wird es im Zuge des Abbaus und/oder der Verteuerung der öffentlich finanzierten sozialen Infrastruktur zu einer verstärkten Verweisung auf die horizontale Subsidiarität, also auf die biologisch und qua Eheschließung entstandenen Familienzusammenhänge kommen. Auch ist es nicht ausgeschlossen, dass religiös motivierte Gegenströmungen diesen Entwicklungen entgegenarbeiten werden. Andererseits werden die Bedürfnisse der Wirtschaft und die dadurch ausgelösten Zwänge eine Beschleunigung der Individualisierungsprozesse bewirken. Insofern ist der beschriebene Paradigmenwechsel ein multifaktorielles Geschehen, dessen Ausgang zwar nicht offen ist, dessen Zeithorizont sich jedoch der Prognose entzieht.

So sind zum Beispiel die veränderten Familienstrukturen und die Tatsache, dass die Dominanz des heterosexuellen Beziehungsmodells keineswegs mehr unangefochten ist,⁵² inzwischen vom *mainstream* zur Kenntnis genommen worden – mit der Folge, dass die entstandene Vielfalt an Lebensformen selbst konservative Kreise zu einer Reform ihres Familienleitbildes zwingt und es in der Rechtsprechung zu einer Relativierung der Sonderstellung der Ehe zu Gunsten nichtehelicher Verbindungen gekommen ist.

So können homosexuelle Paare inzwischen⁵³ einen großen Teil der für die Ehe geltenden Regelungen in Anspruch nehmen, wobei allerdings kritisch anzumerken ist, dass die Eingetragene Lebenspartnerschaft erstmals nach Abschaffung des §175 StGB wieder an das persönliche Merkmal des Homosexuell-Seins anknüpft und mit geringeren Rechten⁵⁴ ausgestattet ist als die Ehe. Insofern ist die Eingetragene Lebenspartnerschaft ein Sondergesetz, das als solches gegen den Grund-

satz der Rechtsgleichheit vor dem Gesetz verstößt. Es setzt die Diskriminierung homosexueller Paare fort und verleiht der ungerechtfertigten Ungleichbehandlung nunmehr Gesetzesrang. Zudem bleiben alle übrigen Beziehungsformen weiterhin weitestgehend rechtlos.

Darüber hinaus sind gegenwärtig im Bundestag gesetzliche Veränderungen in der Diskussion, die auf die Aufhebung des Subsidiaritätsprinzips und auf die Anerkennung der Eigenständigkeit des Individuums hinauslaufen.⁵⁵

Solche Veränderungen, wie sie sich in der Sicht auf die Beziehungsformen vollzogen haben, sind auch hinsichtlich der Geschlechtsidentität zu erwarten, wenn die Unschärfe, Unbestimmtheit und Veränderbarkeit dieser Kategorie im öffentlichen Bewusstsein reflektiert wird.⁵⁶

Eine wichtige Katalysatorfunktion kommt hierbei den Bewegungen zu, die aus queerer Perspektive eine Gleichheit aller vor dem Gesetz fordern. Nur der positive Umgang mit Vielfalt und Uneindeutigkeit eröffnet den Weg hin zu gesellschaftlichen Zuständen, in denen Menschen „ohne Angst verschieden sein“⁵⁷ können.

Anmerkungen

- 1 Ulrich Beck: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt/M. 1986, S. 20 sowie S. 115 ff.
- 2 Z.B. Heidi Rosenbaum: *Familie als Gegenstruktur zur Gesellschaft. Kritik grundlegender theoretischer Ansätze der westdeutschen Familiensoziologie*, 2. Auflage, Stuttgart 1978, S. 111 ff., vgl. auch Anthony Giddens: *Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*, Frankfurt/M. 1993, S. 49.
- 3 Die Funktionalität der Ehe bestand in der Gewährleistung der Reproduktion, Kodifizierung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung sowie in der Weitergabe von Macht und Besitz.
- 4 Ulrich Beck: „Das Zeitalter des ‚eigenen Lebens‘“, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 29/2001, S. 3-6.
- 5 Ebd. S. 4.
- 6 S.a. Elisabeth Beck-Gernsheim: *Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen*, München 1998.
- 7 Der Begriff des sozialen Geschlechts wird in diesem Text synonym mit *gender* verwendet und meint die Verhaltensweisen, die in einer Kultur für ein bestimmtes Geschlecht als typisch oder akzeptabel gelten. S. z.B. Wolfgang Hartenstein/Jutta Bergmann-Gries/Wolfgang Burkhardt/Reinhardt Rudat: *Geschlechtsrollen im Wandel. Partnerschaftliche Aufgabenteilung in der Familie*, Stuttgart, Berlin, Köln 1988.
- 8 Mit Geschlechtsidentität ist hier die subjektiv empfundene Geschlechtszugehörigkeit gemeint, die sich im Körpergefühl manifestiert und die individuelle Verortung im Spektrum zwischen den Polen ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ beschreibt. Da bedauerlicherweise in der Übersetzung von Judith Butlers *Das Unbehagen der Geschlechter* 1991, der im Transsexualitätsdiskurs bereits besetzte Begriff Geschlechtsidentität für das soziale Geschlecht (*gender*) benutzt worden ist, bedarf es dieser Klarstellung.
- 9 S. Pierre Bourdieu: „Habitus und der Raum der Lebensstile“, in: *Die feinen Unterschiede*, Frankfurt/M. 1987, S. 277ff.
- 10 S. Michel Foucault: *Über Hermaphroditismus. Der Fall Barbin*. Frankfurt/M. 1998, sowie Ders.: *Die Anormalen*, Frankfurt/M. 2003.
- 11 Als Beispiele seien der Fernsehfilm *Enthüllung einer Ehe*, Bavaria Film 1999, Drehbuch Michael Verhoeven, die Reportage von Sylvie Levey „Jin Xing – Soldat und Tänzerin“ (Frankreich 2001), der Film *Yossi & Jagger* (Israel 2002) oder *Sommersturm* (Deutschland 2004) genannt.
- 12 So sind beispielsweise die in das nationale Recht der Mitgliedsstaaten umzusetzenden Antidiskriminierungsrichtlinien der EU Ausdruck der inzwischen gewonnenen Überzeugung, dass die Benachteiligung von Menschen auf Grund der sexuellen Orientierung, des Geschlechts, des Alters und anderer Aspekte eine Menschenrechtsverletzung darstellt. Ebenso konnte das Lebenspartnerschaftsgesetzes (LPartG) erst diskutiert werden, als die Auffassung von der Schutzwürdigkeit auch gleichgeschlechtlicher Paarbeziehungen im politischen Raum mehrheitsfähig geworden war. Zwar wird hierdurch *expressis verbis* Denjenigen die rechtliche Anerkennung ausdrücklich versagt, die in anderen Beziehungsverhältnisse le-

- ben, zugleich wird jedoch die Legitimation für diese Diskriminierung immer fragwürdiger.
- 13 Hier als Oberbegriff für *Transgender* und Transsexuelle – s. Abschnitt 3.1.
- 14 Mit diesem Begriff meine ich die Gesamtheit der gesetzlichen Bestimmungen (im BGB, Strafrecht, Steuerrecht, Sozialversicherungsrecht etc.), die die partnerschaftlichen Beziehungen zwischen Erwachsenen normieren.
- 15 S. z.B. Gunter Schmidt: „Spätmoderne Sexualverhältnisse“, in: Christiane Schmerl/Stefanie Soine/Marlene Steinhilbers/Birgitta Wrede (Hrsg.): *Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften*, Opladen 2000.
- 16 Aus: Susanne Schröter: *FeMale. Über Grenzverläufe zwischen den Geschlechtern*, Frankfurt/M. 2002, S. 200.
- 17 S. z.B. ebd.
- 18 Z.B. Kurt Seikowski: „Keine Patienten im klassischen Sinn“, in: *Zeitschrift für Sexualforschung* 1997, S. 351-353.
- 19 S. Antwort der Bundesregierung vom 12.12.2001 auf eine Kleine Anfrage der Abgeordneten Christina Schenk und der Fraktion der PDS, BT-Drucks. 14/7835.
- 20 Wer in einer Gesellschaft, in der die Überzeugung von der Existenz nur zweier Geschlechter und von deren Unveränderlichkeit vorherrscht, sein *coming out* als transidenter Mensch erlebt, hat einen langen und schwierigen Erkenntnisprozess absolvieren müssen, der ein überdurchschnittliches Maß an Selbstreflexion voraussetzt.
- 21 S. z.B. Stefan Hirschauer: *Die soziale Konstruktion der Transsexualität*, Frankfurt/M. 2001, S. 189ff.
- 22 Beschlussempfehlung und Bericht des Innenausschusses zu dem von der Bundesregierung eingebrachten Entwurf eines Gesetzes über die Änderung der Vornamen und die Feststellung der Geschlechtszugehörigkeit in besonderen Fällen (Transsexuellengesetz – TSG), BT-Drucks. 8/4120, S. 4.
- 23 Z.B. Martina Rellin: *Ich habe einen Liebhaber – Frauen berichten von ihren Begegnungen mit dem ganz besonderen Mann*, Berlin 2001.
- 24 Ulrich Beck: „Das Zeitalter des eigenen Lebens“, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B29/2001 vom 13.6.01.
- 25 S. z.B. Walter Bien/Angelika Hartl/Markus Teubner: „Stieffamilien in Deutschland – Eltern zwischen Normalität und Konflikt“, in: *DJI Familien-Survey*, Opladen 2002 und s. z.B. Sabine Walper/Balduin Schwarz: *Was wird aus den Kindern?*, Weinheim/München 2002.
- 26 Die Tatsache, dass die ca. 10% der in einer Ehe geborenen Kinder nicht vom Ehemann abstammen und fälschlicherweise als eheliche Kinder angesehen werden, keine schlechtere oder bessere Entwicklung nehmen als die biologisch ehelichen Kinder, macht die Fragwürdigkeit der Fixierung auf die biologische Abstammung deutlich.
- 27 Patchwork-Familien sind solche, in denen ein leiblicher Elternteil mit seinen Kindern und einem neuen bzw. einer neuen PartnerIn zusammenlebt.
- 28 S. z.B. Gunter Schmidt: „Spätmoderne Sexualverhältnisse“, in: Christiane Schmerl/Stefanie Soine/Marlene Steinhilbers/Birgitta Wrede (Hrsg.): *Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften*, Opladen 2000.

- 29 Elisabeth Beck-Gernsheim: *Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen*, München 1998, S. 35 ff.
- 30 In der ab 1.1.2005 geltenden Fassung.
- 31 Nur bei Einkommensunterschieden wirksam.
- 32 Nur für betreuende Person, wenn diese mit alleinsorgeberechtigter Person und dem Kind im gemeinsamen Haushalt lebt und eine Rechtsbeziehung zwischen ihnen (Ehe oder ELP) besteht.
- 33 Nur für gemeinsam Sorgeberechtigte sowie für Alleinsorgeberechtigte und eine weitere betreuende Person, die mit dem Kind im gemeinsamen Haushalt leben.
- 34 Dieser Steuervorteil kommt vor allem Ehemännern zugute, die mit einer Hausfrau zusammenleben. Die dadurch verursachten Steuerausfälle für die Staatskasse belaufen sich auf etwa 20 Mrd. Euro jährlich. Zwar sind die Privilegien der Alleinverdienerhe geschlechtsneutral formuliert und gelten somit ebenso für Frauen, die mit einem Hausmann verheiratet sind – diese Fälle sind quantitativ jedoch ohne Relevanz.
- 35 Wird der Anteil der homosexuell lebenden Bevölkerung über 18 Jahre mit 5% veranschlagt, sind bislang ca. 0,2% der erwachsenen lesbisch-schwulen Bevölkerung eine Eingetragene Lebenspartnerschaft eingegangen, während der Anteil der Verheirateten an der heterosexuellen Bevölkerung im heiratsfähigen Alter bei knapp 60% liegt. Bei einem angenommenen Bevölkerungsanteil homosexuell Lebender von 10% lauten die entsprechenden Werte 0,1% bzw. 63% (eigene Berechnungen auf der Grundlage von Daten des Statistischen Bundesamtes sowie des LSVD).
- 36 Studie des *sofos-Instituts* der Universität Bamberg: Hans P. Buba/Lazlo A. Vaskovics: *Benachteiligung gleichgeschlechtlich orientierter Personen und Paare*, Köln 2001.
- 37 § 262, Abs. 4 der Dienstanweisung für die Standesämter und ihre Aufsichtsbehörden.
- 38 Die Klärung der Frage, ob Homophobie oder eine hirnanorganische Erkrankung die Ursache für den Wunsch nach Personenstandsänderung ist, ist Aufgabe psychologischer bzw. ärztlicher Diagnostik und Therapie, nicht des Gesetzgebers.
- 39 Rechtliche Hindernisse gibt es hierfür nicht, da das Bundesverfassungsgericht in seinem Urteil vom 17.7.2002 die Existenz des von SPD und Grünen vermuteten „Abstandsgebots“ zwischen Ehe und Eingetragener Lebenspartnerschaft verneint hat.
- 40 Christina Schenk: „Einen neuen Kuchen backen“, in: Ilona Bubeck (Hrsg.): *Unser Stück vom Kuchen? Zehn Positionen gegen die Homohe*, Berlin 2000.
- 41 Die Implementierung des Prinzips der eigenständigen Existenzsicherung im Sozialrecht bedeutet u.a., dass die Sozialhilfe perspektivisch durch eine bedarfsgerechte soziale Grundsicherung abzulösen ist.
- 42 Selbstverständlich können biologisch Verwandte zur Wahlverwandschaft gehören, jedoch nicht per se, sondern ausschließlich auf Grund einer bewussten Entscheidung. Blutsverwandschaftliche Beziehungen haben im Wahlverwandschaftskonzept nicht automatisch eine Sonderstellung.
- 43 Um das eigene Vermögen selbstbestimmt vererben zu können, muss die ohnehin fragwürdige Pflichtteilsregelung im Erbrecht entfallen.

- 44 Ein unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen nur schwer lösbares Problem ist die Zugangsregelung für AusländerInnen aus Ländern außerhalb der EU. In der Logik des hier vorgestellten Konzepts hat jeder Mensch mit gesichertem Aufenthaltsstatus in Deutschland das Recht, mit einer unbegrenzten Zahl von Menschen aus Nicht-EU-Staaten zusammenzuleben, was ein ohne Einschränkung gewährtes Aufenthaltsrecht für diese voraussetzen würde. Dies ist zurzeit in der Öffentlichkeit kaum vermittelbar, geschweige denn politisch durchsetzbar.
- 45 So hat beispielsweise das Bundessozialgericht 1998 entschieden, dass auch bei Nichtverheirateten im Falle einer Kündigung wegen Nachzugs zum/zur PartnerIn die Sperrfrist beim Arbeitslosengeld entfallen kann, sofern diese in „eheähnlicher Gemeinschaft“ leben (Az: B 7 AL 56/97 R). Auch das Bundesverfassungsgericht rückt allmählich von einer restriktiven Auslegung von Art. 6 GG ab. Es hat bereits mehrfach die absolute Vorrangstellung der Ehe relativiert, vgl. insbesondere die Entscheidungen zum LPartG (Az 1 BvF 1/01 und 1 BvF 2/01) oder zum Ausschluss der Eltern nichtehelicher Kinder von einer Hinterbliebenenversorgung nach dem Opferentschädigungsgesetz (1 BvR 684/98).
- 46 Das Pflichtteilsrecht sichert den nahen Verwandten des Verstorbenen einen Mindestanteil am Nachlass. Pflichtteilsberechtigt sind die Kinder und Enkel, die Eltern und der/die EhegattIn des/der ErblasserIn.
- 47 So hat sich z.B. der Deutsche Juristentag 2002 für eine deutliche Lockerung des Pflichtteilsrechts ausgesprochen. Die Höhe des Pflichtteils sollte begrenzt und dessen völliger Entzug erleichtert werden.
- 48 § 563(2) BGB – Beschluss des Deutschen Bundestages vom 10.11.2000, wobei die jetzige Nummerierung auf einen Bundestagsbeschluss vom 26.11.2001 zurückgeht.
- 49 Ulrich Beck: „Das Zeitalter des eigenen Lebens“, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B 29/2001, S. 3-6.
- 50 Biologische Verwandtschaftsbeziehungen können – wie bereits ausgeführt – Bestandteil der Familie sein, sie sind es jedoch nicht zwangsläufig (s. Fußnote 42).
- 51 Dass unabhängig von diesem soziologischen Familienbegriff im Alltag auch weiterhin die unterschiedlichsten Beschreibungen für die einbezogenen Beziehungsformen im Gebrauch bleiben werden, ändert nichts an dessen Substanz.
- 52 Ulrich Beck: „Das Zeitalter des eigenen Lebens“, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B 29/2001, S. 3-6.
- 53 S. LPartG in der ab 1.1.2005 gültigen Fassung.
- 54 So ist eine gemeinsame Adoption nicht möglich. Die Verheirateten zur Verfügung stehenden steuerlichen Vorteile und die versorgungsrechtlichen Ansprüche sowie weitere Vergünstigungen im Rahmen des Beamtenrechts gelten nicht für Eingetragene Lebenspartnerschaften.
- 55 So gibt es bei Zahlungen von Arbeitslosengeld II an Erwachsene – im Unterschied zur Sozialhilfe – keinen Rückgriff auf die Einkünfte von Verwandten ersten Grades. Auch die „Bedarfsorientierte Grundsicherung im Alter und bei Erwerbsminderung“ (SGB XII, ab 1.1.2005) ist ein individueller Anspruch, sofern das Einkommen von Verwandten

1. Grades die Grenze von derzeit 100.000 EUR/Jahr nicht übersteigt. Des Weiteren wird diskutiert, die beitragsfreie Mitversicherung von nicht erwerbstätigen Ehe- oder LebenspartnerInnen in der Gesetzlichen Krankenversicherung abzuschaffen – damit wären die Beiträge unabhängig vom Familienstand.
- 56 Die Bundesregierung arbeitet zur Zeit an einer Novellierung des Transsexuellengesetzes, die auf die Kritik von Interessenvertretungen und Sachverständigen Bezug zu nehmen verspricht – s. Antwort der Bundesregierung vom 12.12.2001 auf eine Kleine Anfrage der Abgeordneten Christina Schenk und der Fraktion der PDS, BT-Drucks. 14/7835
- 57 Theodor W. Adorno: „Minima Moralia, Reflexionen aus dem beschädigten Leben“, in: Theodor W. Adorno: *Gesammelte Schriften*, Band 4, Frankfurt/M. 1980.

Literatur

- Adorno, Theodor W.:** „Minima Moralia, Reflexionen aus dem beschädigten Leben“, in: Theodor W. Adorno: *Gesammelte Schriften*, Band 4, Frankfurt/M. 1980 (1944-1947).
- Barabas, Friedrich K. / Erler, Michael:** *Die Familie*, Weinheim, München 2002.
- Baumann, Zygmunt:** *Flüchtige Moderne*, Frankfurt/M. 2003.
- Beck, Ulrich:** *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, 1. Auflage, Frankfurt/M. 1986.
- Beck, Ulrich:** „Das Zeitalter des eigenen Lebens“, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B 29/2001.
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth:** *Das ganz normale Chaos der Liebe*, Frankfurt/M. 1990.
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.):** *Riskante Freiheiten*, Frankfurt/M. 1994.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth:** *Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen*, München 1998.
- Bien, Walter/Hartl, Angelika/Teubner, Markus:** „Stieffamilien in Deutschland – Eltern zwischen Normalität und Konflikt“, in: *DJI Familien-Survey*, Opladen 2002.
- Buba, Hans P./Vaskovics, Lazlo A.:** *Benachteiligung gleichgeschlechtlich orientierter Personen und Paare*, Köln 2001.
- Butler, Judith:** *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991.
- Engel, Antke:** *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*, Frankfurt/M., New York 2002.
- Foucault, Michel:** *Über Hermaphroditismus. Der Fall Barbin*, Frankfurt/M. 1998.
- Foucault, Michel:** *Die Anormalen*, Frankfurt/M. 2003.
- Giddens, Anthony:** *Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*, Frankfurt/M. 1993.
- Giddens, Anthony:** *Entfesselte Welt. Wie die Globalisierung unser Leben verändert*, Frankfurt/M. 2001.
- Hartenstein, Wolfgang/Bergmann-Gries, Jutta/Burkhardt, Wolfgang/Rudat, Reinhardt:** *Geschlechtsrollen im Wandel. Partnerschaftliche Aufgabenteilung in der Familie*, Stuttgart/Berlin/Köln 1988.
- Haug, Frigga:** *Kritik der Rollentheorie*, Hamburg 1994.
- Hirschauer, Stefan:** *Die soziale Konstruktion der Transsexualität*, Frankfurt/M. 2001.
- polymorph (Hrsg.):** *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive*, Berlin 2002.
- quaestio (Hrsg.):** *Queering Demokratie. Sexuelle Politiken*, Berlin 2000.
- Rellin, Martina:** *Ich habe einen Liebhaber – Frauen berichten von ihren Begegnungen mit dem ganz besonderen Mann*, Berlin 2001.
- Rosenbaum, Heidi:** *Familie als Gegenstruktur zur Gesellschaft. Kritik grundlegender theoretischer Ansätze der westdeutschen Familiensoziologie*, Stuttgart, 2. Auflage 1978.
- Schenk, Christina:** „Einen neuen Kuchen backen“, in: Ilona Bubeck (Hrsg.): *Unser Stück vom Kuchen? Zehn Positionen gegen die Homoehe*, Berlin 2000.

Schenk, Christina: „Über die politischen Folgen von Entgrenzungen und Grenzverschiebungen“, in: Steffens, Melanie C./Ise, Michaela: *Jahrbuch Leben-Schwule-Psychologie*, Lengerich 2003.

Schenk, Christina: „Normalität‘ durch Sondergesetze? Gesellschaftspolitische Normierung des Geschlechts am Beispiel des Transsexuellengesetzes“, in: *Forum Wissenschaft* 3/03.

Schmidt, Gunter: „Spätmoderne Sexualverhältnisse“, in: Christiane Schmerl/Stefanie Soine/Marlene Stein-Hilbers/

Birgitta Wrede (Hrsg.): *Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften*, Opladen 2000.

Schröter, Susanne: *FeMale. Über Grenzverläufe zwischen den Geschlechtern*, Frankfurt/M. 2002.

Seikowski, Kurt: „Keine Patienten im klassischen Sinn“, in: *Zeitschrift für Sexualforschung* 10, 1997, S. 351-353.

Walper, Sabine / Schwarz, Balduin: *Was wird aus den Kindern?* Weinheim, München 2002.

Zur Anatomie der bürgerlichen Geschlechterordnung

Homo- und Heterosexualität bei Thomas Jonigk

Der Dramatiker und Romancier Thomas Jonigk kann im weiteren Sinne zu den jungen Autoren und Autorinnen einer neuen sozialen Dramatik gerechnet werden, die in den neunziger Jahren auf den deutschsprachigen Bühnen einen Boom erlebt, vielfach von ausländischen Bühnen nachgefragt wird und zuweilen im Zeichen eines Neorealismus steht; Thomas Ostermeier beispielsweise stellt seine Regie-Arbeit an der Schaubühne ganz in das Zeichen eines sozialen Engagements.¹ Die neuen/alten Themen, die auf die Bühne gebracht werden, sind Beziehungen, Familie und Arbeitslosigkeit, vielfach zu ausweglosen Gewaltspiralen zugespitzt,² wie sie auch in den einflussreichen Stücken der *British Brutalists*, allen voran bei Sarah Kane, zu finden sind. Ähnlich wie beispielsweise Dea Loher in ihrem Drama *Tätowierung* oder Marius von Mayenburg in *Feuergesicht*³ nimmt auch Thomas Jonigk die Familie als Kerneinheit der bürgerlichen Ordnung unter die Lupe, um die immanent zirkulierende Brutalität, die von diesem System produzierte und durch Deckdiskurse scheinlegitimierte strukturelle Gewalt sichtbar werden zu lassen. Entsprechend wird bei Jonigk der Inzest wiederholt zum Thema, in dem Stück *Täter* ebenso wie in dem umstrittenen Roman *Jupiter* – in diesem Text wird die Biografie eines missbrauchten Knaben eng mit homosexueller (Nicht-)Identität verklammert.

Insbesondere zwei Aspekte scheinen in Hinsicht auf das Thema Sexualität und *Queerness* brisant:

1. Jonigk analysiert die Familienstrukturen von einer Position aus, die außerhalb der heterosexuellen Ordnung zu lokalisieren ist. Der queere Blick Jonigks untersucht den biopolitischen Zwangsapparat bürgerlicher Sexualität im Kontext seiner diskursiven Legitimationsstrategien. Insofern produziert der Ausschluss aus der heterosexuellen Norm Aussagemöglichkeiten über eben diese Norm. Geht es Jonigk jedoch zunehmend, und zwar vornehmlich seit seinem Stück *Du sollst mir Enkel schenken* – einem Drama über einen schwulen Sohn, der heiraten soll – um die Frage nach dem Ort der Homosexualität innerhalb der familialen Ordnung, so weigert er sich, schwule Identität herzustellen, das heißt Homosexualität in einen Identitätsdiskurs zu überführen und als geschlossene (männliche) Narration zu produzieren. Was an

seinen Texten irritiert und auch provoziert, ist die Tatsache, dass Jonigk nicht nur die Destruktion von Identität innerhalb der heterosexuellen Ordnung beschreibt (zum Beispiel im Zusammenhang des Missbrauchs), sondern auch Homosexualität im Zeichen der Destruktion, der Ich-Spaltung, vorführt und damit dem (politischen) Bedürfnis nach schwuler Identität widerspricht.

Mit dieser radikalen Aufkündigung von Identität lassen sich Jonigks Texte den theoretischen Bemühungen der *Queer Studies* zuordnen, also dem Versuch, Homosexualität aus der binären Matrix der planen Oppositionen herauszunehmen und den Verlust des Begehrens nach der gleich- oder andersgeschlechtlichen Liebe sichtbar zu machen – so Butlers Position in *Psyche der Macht*.⁴ Judith Butler, Eve Kosofsky Sedgwick und andere betonen, dass auch Homosexualität in die Bewegung zu integrieren sei, die (Geschlechts-)Identität überhaupt in Frage stellt. Sie streichen heraus, dass eine homosexuell konstruierte Identität ihrerseits das Begehren nach dem anderen Geschlecht, also ein heterosexuelles Begehren, sanktioniere und als unbetrauerbaren Rest verdränge. Butler hält in *Psyche der Macht* fest:

„Wenn sich die Annahme von Männlichkeit und Weiblichkeit durch Erreichen einer immer fragil bleibenden Heterosexualität vollzieht, dann läßt sich verstehen, wie die Kraft dieser Leistung auch dahin wirkt, dass homosexuelle Haftungen aufgegeben werden, oder vielleicht schärfer, dass die Möglichkeit homosexueller Bindungen verhindert wird, ein Ausschluß, der allererst eine Homosexualität hervorbringt, die dann als unlebbare Leidenschaft und als nicht zu betrauernder Verlust verstanden wird. Diese Heterosexualität kommt nicht durch das Inzestverbot zustande, sondern zuvor schon durch die Durchsetzung eines Verbots der Homosexualität.“⁵

Butler führt weiter aus, dass dieses Verbot der Homosexualität kulturell durchgreifend inszeniert, das heißt innerhalb der Kulturen und ihrer Praktiken ritualisiert werde; „daraus entsteht eine Kultur der Geschlechtermelancholie, in der Männlichkeit und Weiblichkeit Spuren unbetraueter und unbetrauerbarer Liebe sind“.⁶

In Butlers Modell ergibt sich Geschlechtszugehörigkeit aus dem, was in der Sexualität unartikuliert bleibt. Damit vermag auch Homosexualität dieses Trauerverbot zu reproduzieren.

„Innerhalb der Ausbildung schwuler und lesbischer Identität kann es Bemühungen geben, einen konstitutiven Bezug zur Heterosexualität zu verleugnen. Wenn diese Verleugnung als politische Notwendigkeit verstanden wird, um schwule und lesbische Identität gegenüber der angeblich entgegengesetzten Heterosexualität abzugrenzen, dann gipfelt diese kulturelle Praxis paradoxerweise in der Schwächung eben jener, die sie zusammenführen soll. Eine solche Strategie schreibt der Heterosexualität nicht nur einen falschen und monolithischen Status zu, sondern geht auch an der politischen Möglichkeit vorbei, an der Schwäche heterosexueller Subjektivierung zu arbeiten und gegen die Logik des wechselseitigen Ausschlusses anzugehen, deren sich der Heterosexismus bedient.“⁷

Allein der Verzicht auf klare Identitätspositionen unterminiert nach Butler die starre Geschlechterordnung, die im Zeichen des Verlustes, der absoluten Verwerfung und der Melancholie steht. Jonigks Texte könnten diesem Projekt, Identitätsnarrationen aufzubrechen, und zwar auch homosexuelle, zugeordnet werden. Allerdings betonen die amerikanischen Wissenschaftlerinnen, dass es ihnen um einen theoretischen Diskurs gehe, dass auf politischer Ebene homosexuelle Identitätsbildung unabdingbar sei. Im Folgenden soll gezeigt werden, dass Jonigks Texte die Ich-Spaltungen eines homosexuellen Begehrens vorführen und das Ich zu einem Ort konfligierender Positionen werden lassen, an dem sich unter anderem *gender*- und *race*-Zuschreibungen kreuzen.

2. Jonigk stellt in seinen Stücken wiederholt eine Kontinuität zwischen nationalsozialistischer Eugenik und gegenwärtiger Sexualpolitik in der bürgerlichen, nicht totalitären Gesellschaft her – beispielsweise in *Rottweiler* und *Du sollst mir Enkel schenken*. Er vernetzt den Ausnahmezustand, den der nationalsozialistische Totalitarismus darstellt und in dessen Fokus der Mensch, seine physische Ausstattung, sein Genmaterial, seine körperliche wie geistige ‚Normalität‘ steht, mit der Form von Biopolitik, die gegenwärtig die sexuelle Identität des Menschen regelt, Sexualität in einen medizinisch kontrollierten Diskurs integriert und Ausschlüsse produziert, zum Beispiel den Ausschluss von homosexuellem Begehren. Diese historische Kontinuität, die in Jonigks Texten aufscheint, kann vor dem Hintergrund von Giorgio Agambens vieldiskutierter Studie *Homo sacer* gelesen werden,⁸ in der in Anlehnung an Foucault die biopolitische Organisation des nackten Lebens (und dazu gehört auch Sexualität) auf ihre totalitären Strukturen hin untersucht wird.

„Du sollst mir Enkel schenken“ – Zur Persistenz der Biopolitik

Thomas Jonigks Stücke stehen von Beginn an im Zeichen der Farce, einer Gattung, die in den neunziger Jahren Konjunktur hatte und mit Günther Rühle als der „schmählische (...) Rest der Tragödie“ beschrieben werden kann.⁹ Die drei Dramen, die Jonigk 1994 veröffentlicht, *Von blutroten Sonnen*, *Du sollst mir Enkel schenken* und *Rottweiler*, seien, so der Theaterkritiker Franz Wille,

„drei gallengiftige Farcen, in denen deutscher Chauvinismus härtester Sorte regiert, ergänzt mit einer kräftigen Portion Blut und Boden. Die Väter der Schöpfung haben kaum etwas anderes im Kopf als Erektionen und Krieg beziehungsweise Geschlechtsverkehr und rohe Gewalt, und die Frauen terrorisieren mit schraubstockartiger Zuneigung ihre Familien, wenn sie nicht gerade Führers Geburtstag feiern. Seine gespenstischen Kleinkomödien steigerten die Reizthemen für sozialliberale Gewissen bis über jede Erträglichkeitsgrenze hinaus. Danach war das verschärfte Farcenkonzept ausgereizt, schon weil sich so niemand mehr provozieren lassen mochte.“¹⁰

Im Zentrum dieser Farcen steht die Familie, genauer: ihre Sexualpolitik.

„Sexualität bleibt für Jonigk das Epizentrum der Gesellschaft, eine archaische Konstante, die trotz aller aufklärerischen Durchdringung und gesellschaftlichen Bändigung die Mikrostrukturen jeder Gesellschaftsformation bestimmt und die Selbstwahrnehmung der einzelnen Menschen (...) steuert.“¹¹

Sexualität ist für Jonigk derjenige Ort, an dem sich familiäre Hierarchie etabliert und die normierenden Geschlechterordnungen sanktioniert werden, das heißt die Unterwerfung der Frau im Namen einer Phallusidolatrie sowie der Ausschluss von homosexuellem Begehren. Sexualität ist diejenige Strategie, die gesellschaftliche Hierarchien und Positionen als natürliche, biologisch produzierte Ordnungen behauptet und in die Körper einschreibt. Sexualität produziert und naturalisiert ‚Normalität‘; sie diszipliniert und organisiert die Körper nach biopolitischen Prinzipien und dazu gehört allen voran die Reproduktion. Diesen Biologismus führt Jonigk durch Übertreibungen – allerdings scheint die Hyperbolik lediglich Naturalismus zu sein –, kalauernde Entstellungen und die Überlagerung von diversen Sprachspielen als Norm vor. Der Plot in *Du sollst mir Enkel schenken* (1994 am Schauspiel Bonn uraufgeführt) wird in alliterierenden Sprachspielen, rhythmisch verdichtet und reimend, in heterogenen Diskursmontagen und Neologismen präsentiert, die die ökonomischen wie biologistischen Ideologeme des Familiendiskurses hervorkehren, also im Sinne einer dekonstruktiven Entschleierung fungieren. An Jelinek und Schwab gemahnend¹² – auch für Jonigk ist Sprachkritik das Fundament von Ideologiekritik – wird die Verdinglichung der Figuren ausgestellt, beispielsweise wenn konkretisierende Metaphern den Mutter- und Naturmythos ridikulisieren. Die Mutter antwortet ihrem widerspenstigen Sohn, der ihren Ehwunsch zunächst ablehnt:

„Das sagst du der Frau, die dich in den Innenräumen ihres Unterleibes geformt, aus ihrem Fruchtwasser entlassen und ordnungsliebend in den Obstplantagen der Schöpfung plazierte hat.“ (Du, 3)¹³

Dass der Mensch im Kontext dieser familiären Verpflichtung zur Regeneration vornehmlich verwertbares Material ist, verdeutlicht folgende Replik, die zugleich die Phantasie eines gesellschaftlichen Ganzen, dem der Einzelne zuarbeitet, demonstriert; die Mutter erklärt:

„Du mußt [heiraten]! Das Glück des großen Ganzen liegt in der Gebärfähigkeit des kleinen Mannes. Der Samen soll im Sinne der Familienbildung verwertet werden.“ (Du, 6)

Die Familie erscheint als Zuchtanstalt, als eine Art Menschenpark, um mit Sloterdijk zu sprechen.¹⁴ Geburt ist Fabrikation, ist eine Form von Produktion, die marktwirtschaftliche Bedeutung besitzt. Familienbildung ist ein Unternehmen im Sinne des bürgerlichen Leistungsethos, wie die Überlagerung von ökonomischem und familialem Diskurs deutlich macht. Die Mutter führt über ihren Mann aus:

„Für mich aber war dein Vater das Warenangebot der ganzen Welt (...). Und dann brachen zwei Buben aus meinem gekrönten Körper. Meine kleinen Männer: Mit deinem Bruder Klaus und dir hatte ich die Nachfrage meines Gemahls nach männlichen Nachkommen erfüllt: Nur mehr sollten es noch werden. Kurzum: Die Frau lag freimütig flach und schöpfte ihr Glück aus der Begattung des Geldgebers.“ (Du, 7)

– die Familie als „Schöpfungswirtschaft“ (Du, 9). Diese Metaphorisierungen – allerdings unterbrechen hin und wieder kurze Alltagsgespräche diese Art der Rede – demonstrieren in ihren Sprachdoubletten, dass Sex Krieg ist. Klaus, der Bruder dessen, der lediglich Sohn genannt wird, erklärt:

„Ich fange an, meinen Unterleib auszuziehen, öffne einen Aktenkoffer und hole meine Maschinenpistole heraus. Der Sicherungshebel entsichert sich wie von selbst, und zielsicher feuere ich eine saftige Salve in die trockenen Zweige ihres Feigenbaumes, bis die Frau in Flammen aufgeht.“ (Du, 14)

Delektiert sich Klaus während dieser Rede an seinem Bruder, so wird angedeutet, dass die Aggression des heterosexuellen Begehrens nicht zuletzt auf den Ausschluss eines homosexuellen Wunsches zurückzuführen ist.

Entsprechend führt die drastische Sprache Jonigks die Phallusidolatrie der heterosexuellen Ordnung – das Phantasma männlicher Potenz – vor, wobei auch hier die Farce lediglich Naturalismus zu sein scheint. Klaus erklärt überzeugt:

„Der Grad der Männlichkeit zeigt sich in der Größe des Geschlechts. Es ist der Mittelpunkt der männlichen Welt: Der bis zum Platzen angeschwollene Schwellkörper ist jederzeit bereit, ganze Fontänen von Fruchtbarkeit herauszuschleudern. Sie füllen ihr Sperma in spiralfreie Unterleiber. Hochleistung, Hochgenuß. Eine anhaltende Erektion ist die einzige Existenzberechtigung.“ (Du, 15)

Dass Reproduktion eng an das bürgerliche Leistungsethos gekoppelt ist und Potenz als sein Zentralphantasma fungiert, wird ebenso kenntlich wie die Tatsache, dass die Frau in dieser Ordnung lediglich als Mutter vorgesehen ist. Die Mutter selbst erklärt bei Jonigk ganz im Sinne Freuds: „Ein Mädchen wird durch das Mutterglück erst Mensch“ (Du, 27), doch auch dann nicht ganz. Der Sohn Klaus ergänzt: „Frauen sind von Haus aus halbwertig“ (Du, 41). Gleichwohl steht die Mutter-Sohn-Achse, die das Kind zum Selbst der Mutter werden lässt, im Zentrum der Familienkonstellation; der Inzest ist bei Jonigk zwangsläufige Folge dieser familialen Besitz-, Aneignungs- und Ausschlussstrukturen, ist Zentralmetapher dieser Gewaltverhältnisse. In *Du sollst mir Enkel schenken* wie auch in *Rottweiler* scheint der Inzest als strukturelle Konsequenz der Familienordnung wiederholt auf, bis er in *Täter* und *Jupiter* ganz in den Vordergrund tritt. Jonigk führt die Familie also als biopolitischen Ort der Geschlechternormierung und -disziplinierung vor.¹⁵ Ziel ist „Normalität!“, wie Norma (!), die frühere Geliebte des Vaters, ausruft (Du, 46)

– eine Normalität, die den Ausschluss von Homosexualität wie die Unterwerfung der Frau verlangt, die gleichwohl Kollaborateurin dieser Familienordnung ist.

In *Du sollst mir Enkel schenken* wird zudem, wie der Name des Vaters, Klaus Lager, nahe legt, ein unübersehbarer Zusammenhang zwischen nationalsozialistischer Rassenlehre, Eugenik und Familienordnung hergestellt, die auf die Reproduktion von Normalität angelegt ist und damit die Kontrolle über gesundes und krankes, normales und abnormes Leben übernimmt. Diese Verbindung von NS-Zeit und Gegenwart legt nahe,¹⁶ dass die Biopolitik in der Familie derjenigen einer totalitären Gesellschaft gleicht, deren Chiffre das Lager ist, wie Agamben in *Homo sacer* ausführt. Agamben erklärt, dass seit dem 18. Jahrhundert der Mensch zunehmend durch biopolitische Maßnahmen reglementiert werde, dass sein nacktes Leben in den Vordergrund rücke, nicht jedoch sein politisches Dasein, das den Menschen, bei Aristoteles beispielsweise, erst zum Menschen werden lässt. Agamben führt über diese „Entdeckung des Menschen“ im 18. Jahrhundert aus:

„Gleichzeitig mit der Ausbreitung der Möglichkeiten der Human- und Sozialwissenschaften entsteht nun auch die Möglichkeit, das Leben sowohl zu schützen wie auch seinen Holocaust zu autorisieren. Von dieser Seite her betrachtet wären insbesondere die Entwicklung und der Triumph des Kapitalismus ohne die disziplinarische Kontrolle nicht möglich gewesen, welche die neue Biomacht ausgeübt hat; mittels einer Reihe geeigneter Technologien schuf sie gewissermaßen die ‚gelehrigen Körper‘, derer sie bedurfte.“¹⁷

Die souveräne Macht kontrolliert zunehmend das biologische Leben, und dazu gehört ganz wesentlich die diskursive Regulierung von Sexualität, wie sie um 1900 nahezu explodiert – unter anderem durch den Wissenszuwachs in der Psychoanalyse, den Sexualwissenschaften und der Kriminalpsychologie. Für Agamben kulminiert diese souveräne Macht über den gelehrigen, sexualisierten Körper im Nationalsozialismus, in den Lagern, die den Ausnahmezustand perpetuieren und über das nackte Leben verfügen. Das nackte Leben bildet auch heute – so Agamben – das Zentrum medialer, medizinischer und alltagspraktischer Reglements. Er spitzt zu:

„Unsere Politik kennt heute keinen anderen Wert (und folglich keinen anderen Unwert) als das Leben, und solange die Widersprüche, die sich daraus ergeben, nicht gelöst sind, werden Nazismus und Faschismus, welche die Entscheidung über das nackte Leben zum höchsten politischen Kriterium erhoben haben, bedrohlich aktuell bleiben.“¹⁸

Und er hält fest: „Nur weil die Politik in unserer Zeit vollständig Biopolitik geworden ist, hat sie sich in bis dahin nicht gekanntem Maß als totalitäre Politik konstituieren können“.¹⁹ Jonigks Stücke führen diese totalitäre Politik im sexuellen Bereich vor, legen die Diskurse frei, die Sexualität im Sinne der heterosexuellen Ordnung, also der Reproduktion regeln, und schlagen einen Bogen zu nationalsozialistischen Praktiken, denen es ebenfalls um wertenes und unwertes Leben geht.

Stellt Jonigk einen unübersehbaren Zusammenhang zwischen nationalsozialistischer Biopolitik und der gegenwärtigen Reglementierung von Sexualität her, so ließe sich diese Kontinuität auch aus der Perspektive des juristischen Umgangs mit Homosexualität beschreiben. 1935 wird der § 175 des Strafgesetzbuches, der (männliche) Homosexualität kriminalisiert, drastisch verschärft.

„Von 1935 bis 1945 wurden im Namen des § 175 etwa 50 000 Männer verurteilt; schätzungsweise bis zu 15 000 fanden in Konzentrationslagern den Tod. Die deutsche Nachkriegsregierung unter Konrad Adenauer übernahm den von den Nazis verschärften Paragraphen unverändert ins Strafgesetzbuch; Männer, die vor 1945 verurteilt worden waren, galten weiterhin als vorbestraft. Erst 1969 (in der DDR ein Jahr früher) wurde das Gesetz entschärft.“²⁰

Jonigk betont in seinen Stücken diese Kontinuität einer biopolitischen Definition des Menschen, die Homosexualität in hohem Maße sanktioniert.

„Täter“ – Missbrauch als Normalität

Jonigks Stücke gehen nicht nur den Ausschlüssen des familialen Normalitätsdiskurses nach, sondern auch den strukturellen Deformationen, die dieser hervorbringt. Zu den Tragödien, die die heterosexuelle bürgerliche Ordnung nicht als Unfall, sondern als Konsequenz ihrer Beziehungsdynamik produziert, gehört der Missbrauch, den Jonigk vor allem in *Täter* wie in seinem Roman *Jupiter* behandelt. Das Stück *Täter* rückt den Inzest als konsequente Folge familialer Besitz- und Bemächtigungsverhältnisse ganz in den Vordergrund, indem es zugleich die Deckargumente vorführt, über die die Erwachsenenwelt verfügt. Jonigk versucht, indem er Klischees, Rechtfertigungsformeln und Erklärungsfloskeln anhäuft, „den real existierenden und unglaublichen Argumentationslinien des Sujets auf die Spur zu kommen“;²¹ die systematisch für Tatsachen blind werden lassen.

Entsprechend ist die Bühne in Vorder- und Hintergrund aufgeteilt; was sich vorne, fassadenhaft, abspielt, kann einem brutalen Geschehen im Hintergrund entgegengesetzt werden. Die Spaltung des (Täter-)Bewusstseins wird zur Topografie. Zu Beginn von *Täter* kommt es zu folgender Szene: Der Vater bemächtigt sich der widerstrebenden Tochter.

„Petra: (*in verbogener Pose zu Karin*) Mama, Papa macht wieder Sachen mit mir. Karin: (*sie nicht ansehend, putzend*) Das bildest du dir ein. (*Es klingelt.*) Karin: (*ins Publikum*) Ich bin eine Frau in den besten Jahren, Karin mit Namen. Meine Ehe dauert schon viele Jahre und ist mit einer Tochter gesegnet, die mein Mann Erwin und ich auf den Namen Petra getauft haben.“ (Tä, 58)²²

In der Inszenierung von Christina Paulhofer findet dieser Koitus von Vater und Tochter in einem Glashaus, in einem Treibhaus, statt, das die Mutter von außen reinigt. Sie lässt mithin ein Geschehen sichtbar werden, das sie selbst nicht sehen will. Potenziert wird diese Ignoranz dadurch, dass sich die Figuren mit wissenschaftlichen Ausführungen über Inzest beschäftigen, diese jedoch völlig von den Geschehnissen auf der Bühne ablösen. Bei Jonigk wird ausgerechnet der Wissende zum Täter; eine sich verwissenschaftlichende Gesellschaft, die jedes Phänomen zu rationalisieren und theoretisieren vermag, vollzieht ihre Verbrechen nichtsdestotrotz. In Jonigks *Täter* sind die Figuren mit einschlägiger Forschungsliteratur regelrecht vertraut. Magda erklärt beispielsweise: „Auch Seite 4. Betroffenen Kindern ist auf den ersten Blick nichts anzumerken. Sie stammen aus liebevollen und behüteten Elternhäusern“ (Tä, 59). Dass dieses Wissen scheinbar nichts mit den Machenschaften im eigenen Haus zu tun hat, wird auf groteske Weise anschaulich,²³ wenn Nachbarin, Vater und Mutter in einer Art katechetischem Gespräch übereinkommen, dass Sex mit dem eigenen Kind kein Missbrauch sei. Erwin erklärt: „Schädlich und unvorstellbar folgens schwer wird es erst für das Kind, wenn der Erwachsene nicht zwischen Zärtlichkeit und Leidenschaft zu unterscheiden weiß“ (Tä, 60).

Dieser Satz stammt im Wortlaut aus der Untersuchung von Karin Jäckel *Komm mein liebes Rotkäppchen... Kindesmißbrauch – Wer sind die Täter?*,²⁴ die Jonigk wiederholt heranzieht, um seine Diagnosen zu präzisieren. Jäckel interessiert sich in ihrer Studie, anders als das Gros der Forschung, vor allem für die Täter – ein ähnliches Interesse signalisiert Jonigks Titel – und insbesondere für weibliche. Man müsse sich eingestehen,

„daß auch Frauen zu Täterinnen werden. Genau wie Männer beuten sie kleine Mädchen und kleine Jungen bis ins Jugendalter hinein aus. Und dieser sexuelle Mißbrauch mag zwar zahlenmäßig geringer sein, in seinen Auswirkungen geringfügiger als der von Männern ausgeübte ist er nicht.“²⁵

Jedoch genießen Frauen, so Jäckel,

„im Vergleich zu der Verteufelung der männlichen Täter, ein (...) absurd erscheinendes Schutzverhalten der Öffentlichkeit. Als sei der sexuelle Mißbrauch eines Kindes allein darum weniger grauenhaft und verantwortungslos, weil er von einer Frau begangen wird, stößt man hier immer wieder auf den Versuch, die Tat zu verharmlosen und herunterzuspielen.“²⁶

Ganz in diesem Sinne führt die Frau Doktor in *Täter* aus – das medizinische Fachwissen kollaboriert hier ausdrücklich mit dem repressiven Familiendiskurs –:

„Es stimmt. Frauen sind weniger schlimm als Männer. Männer sind grausam. Frauen mißbrauchen viel menschlicher und zarter und gehen viel besser auf Kinder ein als Männer. Vor allem ist da ein ganz großer Unterschied, was Gewalt angeht und dergleichen Furchtbarkeiten. Männer erzwingen alles. Sie drohen auch und schlagen. Frauen tun das in der Regel nicht.“ (Tä, 60)

In der (wissenschaftlichen) Rede über den Missbrauch reproduziert sich die Typologie der Geschlechtscharaktere. Frauen rücken damit als Täterinnen des Missbrauchs aus dem Blickfeld. Die Unterlegenheit der Frau sowie die biologistische Geschlechterordnung,²⁷ die der Frau Passivität, dem Mann Aktivität als genuine Geschlechtscharaktere zuordnet, wird mithin zum Argument, um den Übergriff zu legitimieren, den Missbrauch von Frauen zu verdecken.²⁸ Jonigks Stück lässt jedoch in Anlehnung an Jäckels Studie deutlich werden, dass der Missbrauch von Müttern nicht weniger destruktiv ist, dass die Zuordnung von Weiblichkeit und Passivität absurd ist und die Täterinnen deckt.

„Jupiter“ – Missbrauch und Homosexualität

In seinem Debütroman *Jupiter* verknüpft Thomas Jonigk die beiden Aspekte, die in seinen Stücken als kritische Interventionen den Familiendiskurs unterminieren – die Homosexualität und den Missbrauch. Er erzählt die Geschichte eines missbrauchten jungen schwulen Mannes, und zwar als radikale Destruktions- wie Dissoziationsgeschichte, die jegliche Identitätskonstruktion im Zeichen der Fragmentierung unterläuft.²⁹ Der Roman eignet sich also in keiner Weise als Vorlage für die Konstruktion homosexueller Identität, entwirft keine geschlossene biografische Narration, sondern profiliert umgekehrt die Ich-Dissoziationen des Protagonisten. Was problematisch erscheinen könnte, ist die Tatsache, dass Homosexualität hier (scheinbar) in einen kausalen Zusammenhang mit einem Missbrauch (des Vaters am Sohn) gestellt wird und damit als defizienter, abgeleiteter Effekt eines Übergriffs gelesen werden kann. Allerdings stellt der Roman eine solche Kausalbeziehung nicht ausdrücklich her. Worauf es Jonigk vielmehr anzukommen scheint, ist eine Analyse der vernetzten Diskurse, die den Einzelnen und seine Sexualität in ein Geflecht aus Schuld, militärischen Männlichkeitsimages, Warenwelt und Rassismen einspannen und das Ich (auch das homosexuelle) zu einem Knotenpunkt konfligierender Subjektentwürfe werden lassen, die sich gegenseitig in Frage stellen; dazu gehören *race*- und *gender*-Zuschreibungen ebenso wie der Schuld- und Warendiskurs. Jonigk entwirft das Ich als komplexes Schnittfeld zwischen Sexualität, Schuld, Arbeit, Warenwelt und Ethnien, als ein Schnittfeld, das Identität nicht zulässt, weil es vornehmlich um wechselnde Positionierungen zwischen Macht und Ohnmacht geht.

Jonigk setzt diese Ich-Auflösungen von Beginn an, und zwar auch über eine topische, gewaltvoll aufgeladene Doppelgängermetaphorik, in Szene. So heißt es beispielsweise: „Ich stand im Mittelpunkt. Selbst mein Körper sah auf mich herab“ (J, 24) – auf welches Ich ohne Körper? Dieses Nicht-Ich ist Objekt eines schwulen Aktes, der in krassen Hierarchien organisiert ist und mit Einwilligung des Opfers stattfindet. Dieses Machtspiel orientiert sich brisanterweise an der heterosexuellen Ordnung, die nachdrücklich über die Metaphorisierungen aufgerufen wird. So wird das Blut des ‚Opfers‘ zu Menstruationsblut; der Unterworfenen – der, der befriedigt

und penetriert wird – wird zur Frau. Es heißt über den Malträtierten, der sich im Krankenhaus imaginiert, um dem konkreten Gewaltakt zu entgehen:

„Ich blickte vom Operationstisch hinab, hatte aber nicht die Kraft, ein blutstillendes Mittel zu verlangen. Vielleicht wäre das auch unnötig gewesen. Vielleicht war der Blutstrom, der sich aus meinem Darmausgang ergoß, nicht beängstigend. Er sah aber beängstigend aus. Ich fühlte wie eine Frau. Ich hoffte, daß mit dem Blut alles Schlechte aus mir hinausfließen würde.“ (J, 26f.)³⁰

Dem Verkehr zwischen zwei Türken und dem jungen Deutschen, der in komischer Manier zum Wettkampf und Krieg vergrößert wird – sie beide sahen aus „wie Olympiasieger“ (J, 26); ihre Penisse gleichen „vor meinen Augen wie zum militärischen Gruß ausgestreckte[n] Arme[n]“ (J, 11) –, ist in seiner Phallusidolatrie auf die heterosexuelle Ordnung bezogen. Die Subjekte und Aktiven sind die Machthaber, das Objekt das (weibliche) Opfer. Entsprechend wird ein misogynen Weiblichkeitsdiskurs aufgerufen, wenn es heißt: „Ich verstehe mich gut mit Frauen. Ich verstehe auch ihren Phallusneid. Ich wäre als Frau genauso“ (J, 13) – die alte Freudsche Formel. Hetero- und Homosexualität vermögen sich bei Jonigk also nicht voneinander abzukoppeln; auch in der homosexuellen Ordnung geht es vor allem um Macht und Ohnmacht. Macht ist bei Jonigk im Sinne Foucaults ubiquitär, durchzieht auch die Minoritätsdiskurse. Durch diese Überlagerung von Homo- und Heterosexualität löst sich allerdings die Geschlechtszugehörigkeit zugleich tendenziell auf und wird von der Anatomie abgetrennt. Insbesondere durch die Phantasien des Protagonisten werden die Grenzen zwischen den Geschlechtern wiederholt verschoben.

Vermag sich das homosexuelle Begehren nicht von der heterosexuellen Norm abzulösen, so ist es noch dazu auf die Familie bezogen; allerdings wird auch diese Ordnung durch die ‚Kontamination‘ der Bereiche unterlaufen. Es kommt zu folgenden Ausführungen über den Phallus:

„Ich finde: Das männliche Glied ist ein bemerkenswertes Körperteil. Die Hauptmasse dieses zylindrisch geformten Organs, um das ich meine Zunge virtuos und dennoch entspannt kreisen ließ, nehmen die langgestreckten Schwellkörper ein, die aus einem schwammartig gebauten Gewebe mit zahlreichen Blutkammern bestehen. Starke Auffüllung der Blutkammern führt zur Versteifung des Gliedes, welches bis zum Schaft in mich eingeschoben wurde und dort wie ein von Mutterhand geformter Hefeteig aufging.“ (J, 12)

– ein queerer Vergleich. Denn es werden nicht nur zwei Beschreibungsformen ineinander überführt, die wissenschaftliche Diktion und der epische Vorgang, sondern die Penetration wird durch den Vergleich zu einem Vorgang, den die Mutter vollzieht. Der Penis wird zum ‚mütterlichen Gebäck‘, an das sie Hand anlegt – sie wird zur phallischen Frau. In den mann-männlichen Akt wird mithin ein Mutter-Sohn-Verhältnis eingeschrieben, das im Zeichen des Missbrauchs steht. Deutlich wird auf diese Weise, dass sich auch sexuelle Praktiken, die vom Normalitätsdiskurs nicht vorgesehen sind, auf die familiäre Ordnung beziehen, die strukturell im

Zeichen des Missbrauchs steht. Allerdings wird dieser Normalitätsdiskurs (Familie) durch die Verschiebung der Geschlechtszugehörigkeiten (Mutter/Sohn wird zu Mann/Mann) unterlaufen, in einem oszillierenden Kosmos (der Gewalt und Geschlechterrollen) aufgelöst.

Irritierend ist an Jonigks Roman zudem, dass die Unterwerfung des Ich-Erzählers im vollsten Einverständnis des Opfers geschieht. Es stimmt seinem ‚Schicksal‘ zu, und zwar aufgrund eines Schuld diskurses, der das Ich in seinen Klauen hält. Damit lässt Jonigk ein weiteres Reglement sichtbar werden, das seit dem 18. Jahrhundert die „Entdeckung des Menschen“ begleitet und seine Sexualität organisiert. Es ist ein internalisierter Schuldbegriff, der den hetero- wie homosexuellen bürgerlichen Menschen lenkt und leitet, diszipliniert und kontrolliert. In Jonigks Roman lässt diese Schuld (und die Gier nach Anerkennung) das Ich zum servilen Untertanen werden. Gleich die ersten Worte des Romans lauten:

„Das Lokal hatte sich bereits vor meinem Eintreten bis auf vier Leute geleert. Ich konnte also nicht schuld daran gewesen sein, obwohl ich den Eindruck gewann, daß Pedro, der Wirt, mich mit einem Blick ansah, aus dem Anklage sprach.“ (J, 5)

Das Ich ist in jedem Moment, und das gilt auch für das heterosexuelle Ich, ein angeklagtes, ein schuldiges. Und es ist Schuld, die den Erzähler zum Objekt der Lust werden lässt:

„Mit gezielter Ausschaltung meiner Atmung und der anwendungsüblichen Sinne schaffe ich es, über meine Grenzen hinauszugehen und dem anderen den höchstmöglichen Grad an Befriedigung zu verschaffen. Ich bin immer nur dann zufrieden, wenn der andere befriedigt ist.“ (J, 12)

– die sexuell gewendete Variante einer mütterlichen Opferfreudigkeit („ich freue mich, wenn Ihr euch freut“). Was also Jonigks Roman sperrig werden lässt, ist die Tatsache, dass er das homosexuelle Ich als ein Subjekt behandelt, das in die disziplinatorischen biopolitischen Ordnungen der heterosexuellen Norm integriert ist.

Ein weiterer Diskurs, der die Machtkonstellation des schwulen Penetrationsaktes organisiert, ist der ethnische, über den ebenfalls vertikale Positionen hergestellt werden. Geschildert wird der Verkehr mit zwei „unserer ausländischen Mitbürger“, wie es floskelhaft heißt. Der Erzähler sinniert über diesen Tatbestand und verschiebt damit die Positionen der Macht gleich dreimal:

„Möglicherweise war Pedro auch einer der zahlreichen türkischen Mitbürger, die meiner Meinung nach nicht die deutsche Staatsbürgerschaft erhalten sollten. Ich hatte mir über Pedros Nationalität noch nie Gedanken gemacht, spürte nun aber instinktiv, daß dies eine mögliche Erklärung für meinen Zustand des Ausgestoßenseins darstellte. Gleich und gleich gesellt sich gern. Ich aber war offensichtlich anders. Warum war ich nicht gleich darauf gekommen. Entsetzlich. Für mich sehen Südländer alle gleich aus.“ (J, 10)

Auch die ethnische Identitätskonstruktion stiftet eine binäre Matrix (von Nord und Süd), produziert Andersheit und Ausgrenzung, die hier allerdings in wechselnden Perspektiven vorgeführt werden. In die homosexuelle Narration wird also ein ethnischer Aspekt eingelassen, der das Begehren ebenfalls hierarchisiert, (wechselnde) Differenzen zwischen den männlichen Sexualpartnern herstellt und das Ich zu einem konfligierenden Ort zwischen Macht und Ohnmacht werden lässt. Das erzählende Ich in *Jupiter* ist Opfer, erklärt sich zur Frau und partizipiert zugleich an einem nationalen Identitätsparadigma, das Andere diffamiert.

Zu diesen Ordnungen, die das schwule Begehren durchziehen, gehört darüber hinaus diejenige der Warenwelt. Dass der Körper ein Objekt ist, Teil der Waren- und Modewelt, führt Jonigk durch die Verklammerung von Waren und Körperteilen vor. Waren, Modedefetische und Nahrung werden mit der körperlichen Befindlichkeit verknüpft, so dass der Körper seinerseits als ein Stück Ware, als verwertbares Material erscheint. Sein Wert bemisst sich an den (konsumierten) Produkten. Es heißt zum Beispiel:

„Ich konnte nicht herausfinden, ob mein schlechtes Befinden mit den Fischkonserven im Wert von 3,28 DM in meinem Körper oder mit der Unerreichbarkeit von allem außerhalb meines Körpers zusammenhing.“ (J, 10)

Auch die Sexualorgane gleichen Waren, haben ihren Preis, wenn es heißt:

„Ich bezeugte meine Dankbarkeit, indem ich seine sich rasch straffenden Hodensäcke ergriff und die darin befindlichen Hoden von der Größe eines handelsüblichen Hühnerreis, dessen übertriebener Stückpreis 30 bis 35 Pfennig beträgt, fingerfertig massierte.“ (J, 13)

– eine der komischen Partien dieses Textes, die gleichwohl den Körper als Tauschobjekt eines Preis-Leistungs-Verhältnisses, als Ware sinnfällig werden lässt.

Auch der homosexuelle Körper bewegt sich in der ökonomischen Welt der Waren, ist Objekt von Mode- und Hygienestrategien, die Jonigk in sachlicher, nahezu naturwissenschaftlicher Diktion beschreibt und in sein sperriges Sprachhybrid integriert.³¹ Der Körper wird von Reinheits- und Hygienephantasien völlig erfasst, die ihrerseits die Warenproduktion in Gang halten. Diese Welt der Waren bedient sich ebenfalls der Grenzziehung zwischen wertvollem und unwertem Leben, wie die folgende Passage zeigt – der Protagonist arbeitet inzwischen in der Drogerie seines Freundes, eines (degoutanten) Abbilds des Vaters:

„Mundwässer versprechen frischen, lebensbejahenden Atem, sie sollen Entzündungen bekämpfen und Karies hemmen, bringen aber nicht selten wegen der ihnen beigemengten Polyethylenglykole oder deren Derivaten die Mundflora durcheinander. Ich hätte so ein Produkt keinem Kunden reinen Gewissens empfehlen können, verkaufte es aber selbstredend dennoch wortlos, da ich mich für das unwerte Leben der in den Laden tretenden Menschen nicht interessierte.“ (J, 44)

Die Arbeitskraft des Protagonisten wird ausgebeutet; er selbst ist verwertbares Material. Zugleich erscheinen ihm die anderen in lächerlicher, doch konsequenter Manier als unwertes Leben. Und der biopolitische Warendiskurs ist mit dem Schulddiskurs eng verklammert; nicht umsonst wird von einem „reinen Gewissen“ gesprochen. Der Mensch erscheint auch in *Jupiter* als organisierbares verwertbares Fleisch (J, 47), als nacktes Leben.³² Es heißt sentenzenhaft: „Der Mensch ist nur sinnvoll, wenn er verwertet werden kann“ (J, 64).

Die Narration der Homosexualität wird in Jonigks Roman also mit einigen weiteren Ordnungen verschaltet – mit dem ethnischen Diskurs, dem warenwirtschaftlichen, dem paternalen und dem Schulddiskurs. Homosexualität lässt sich nicht als isolierte Geschichte erzählen, lässt sich nicht als geschlossene Identität konstruieren; das homosexuelle Begehren ist mit anderen konfligierenden Praktiken vernetzt, die das Ich in Widersprüche verstricken. Homosexualität reproduziert die binären hierarchischen Strukturen der Heterosexualität, vermag sich aus dieser stagnativen Ordnung nicht zu befreien und ist fundamental auf die zentralen Normalitätsdiskurse bezogen, die Macht und Ohnmacht organisieren. Paradigmatisch für diese unhintergehbaren Machtverhältnisse ist der Missbrauch innerhalb der Familie. Jonigk macht die Unerträglichkeit dieser ubiquitären Verwertungszusammenhänge kenntlich, die die hetero- wie homosexuelle Geschlechterordnung durchziehen. Der Einzelne ist Quelle der Lust, ist Arbeitskraft, ist biopolitisch organisiertes Material, und dagegen kann sich auch der homosexuelle Diskurs nicht immunisieren.

Anmerkungen

- 1 Thomas Ostermeier: „Theater im Zeitalter seiner Beschleunigung“, in: *Theater der Zeit* 4, 1999, S. 10-15. Jonigk unterscheidet sich allerdings von den Autoren dieser Sozialdramatik durch seine Sprache; ihm geht es um die Dekonstruktion geläufiger Sprachfloskeln. Er arbeitet, ähnlich wie Werner Schwab und Elfriede Jelinek, an der Sprache, um Gewaltsysteme sichtbar werden zu lassen.
- 2 Vgl. dazu auch Franziska Schöblier: *Augen-Blicke. Erinnerung, Zeit und Geschichte in Dramen der neunziger Jahre*, Tübingen 2004, S. 252f.
- 3 Achim Geisenhanslüke: „Körper – Familie – Gewalt. Bemerkungen zum zeitgenössischen Theater am Beispiel von Dea Lohr und Marius von Mayenburg“, in: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes: Zeitgenössisches Theater und Unterricht* 48, 2001, Heft 3, S. 394-405.
- 4 Vgl. dazu insbesondere das Kapitel „Melancholisches Geschlecht / Verweigerte Identifizierung“, in: Judith Butler: *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*, Frankfurt/M. 2001, S. 125-141.
- 5 Ebd., S. 127.
- 6 Ebd., S. 132.
- 7 Ebd., S. 139f.
- 8 Giorgio Agamben: *Homo Sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*, aus dem Italienischen von Hubert Thüring, Frankfurt/M. 2002.
- 9 Zitiert nach Franz Wille: „Die Könige der Sandburgen. Der Fortschritt im deutschen Drama. Gegen Ende des Jahrtausends gewinnen alltägliche Verrichtungen an Bedeutung“, in: *Theater heute*, Sondernummer 1997, S. 62-75, S. 66.
- 10 Franz Wille: „Drüber, Drunter und Drauf. Jeff Koons von Rainald Goetz und Täter von Thomas Jonigk in Hamburg, Vera Kissels *Die Apokalypse der Marita Kolomak* in Düsseldorf“, in: *Theater heute*, Februar 2000, S. 47-52, S. 52. Zur Uraufführung von Christina Paulhofer im Malersaal des Hamburger Schauspielhauses vgl. ebd.
- 11 Anja Nioduschewski: „Das Unbehagen der Geschlechter. Thomas Jonigk“, in: Harald Müller/Christel Weiler (Hrsg.): *Neue deutschsprachige Dramatik. Stück-Werk 3. Arbeitsbuch*, Berlin 2001, S. 77-80, S. 79.
- 12 Gerda Poschmann: *Der nicht mehr dramatische Theaterext. Aktuelle Bühnenstücke und ihre dramaturgische Analyse*, Tübingen 1997, S. 182.
- 13 Thomas Jonigk: *Du sollst mir Enkel schenken* (Felix Bloch Erben. Verlag für Bühne, Film und Funk), Berlin 1994. Die Zitate aus diesem Drama sind im Folgenden mit (Du) markiert.
- 14 Peter Sloterdijk: *Regeln für den Menschenpark. Ein Antwortschreiben zu Heideggers Brief über den Humanismus*, Frankfurt/M. 1999.
- 15 Die Figuren reflektieren die Zusammenhänge, doch ohne Einfluss auf das Geschehen zu nehmen. Die Kandidatin wie der Sohn studieren Soziologie; Thema beider sind bezeichnenderweise Randgruppen. Die Kandidatin führt aus: Weiblichkeit „muß einfach kategoriale Dimension erhalten, z.B. als historische Perspektive. Der umgreifende Aspekt des Geschlechtes könnte dann als funda-

- mentale Bestimmungsgröße temporärer Prozesse fungieren“ (Du, 30).
- 16 Der Pfarrer möchte groteskerweise eine Vereinigung für NS-Täter gründen, die „Opfer der jüdischen Justiz“ wurden (Du, 11). „Das waren im Grunde alles, wie wir heute sagen würden, jugendliche Gewalttäter, auf die noch immer eine gottlose Gnadenlosigkeit abgefeuert wird. Vergangenheit! Ich sage: Man muß auch vergessen können! Gerade im fortgeschrittenen Alter brauchen diese Gestraften eine Fußbank des Vertrauens“ (Du, 11f.). Für konkretisierende Genitivmetaphern hat Jonigk eine Vorliebe, wie er überhaupt Abstraktion und Konkretion vielfach mit komischem Effekt zusammenführt.
- 17 Agamben: *Homo sacer*, S. 13.
- 18 Ebd., S. 20.
- 19 Ebd., S. 128.
- 20 Andreas Kraß: „Queer Studies – eine Einführung“, in: Ders. (Hrsg.): *Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer Studies)*, Frankfurt/M. 2003, S. 7-28, S. 13f. Vgl. zu Homosexualität im Nationalsozialismus auch Günter Grau (Hrsg.): *Homosexualität in der NS-Zeit. Dokumente einer Diskriminierung und Verfolgung*, mit einem Beitrag von Claudia Schoppmann, Frankfurt/M. 1993, u.a. S. 327f.
- 21 Anja Nioduschewski: „Das Unbehagen der Geschlechter. Thomas Jonigk“, in: Harald Müller/Christel Weiler (Hrsg.): *Neue deutschsprachige Dramatik. Stück-Werk 3*. Arbeitsbuch, Berlin 2001, S. 79.
- 22 Thomas Jonigk: „Täter“, in: *Theater heute*, Februar 2000, S. 58-68. Zitate aus diesem Drama sind im Folgenden mit (Tä) markiert.
- 23 Eine groteske Form von Blindheit herrscht auch dann, wenn sich der missbrauchte Sohn Paul während des Gesprächs zwischen den Müttern aufzuhängen versucht und diese dem Knaben behilflich sind. Diese artifizialisierende Drastik lässt Mitleid unmöglich werden, wie auch der Duktus der Bekenntnisse Mitleid vermeidet. Als Paul über seinen Missbrauch erzählt, heißt es im Nebentext:
„Seine Stimme klingt gleichmäßig; wirkliche Gefühle sind nur in einzelnen kurzen Momenten herauszuhören.“ (Tä, 61)
- 24 Karin Jäckel: *Komm, mein liebes Rotkäppchen... Kindesmißbrauch – Wer sind die Täter?*, Berlin 1994, S. 24.
- 25 Ebd., S. 45f.
- 26 Ebd., S. 54. Jonigk übernimmt auch die pädophile Praxis, die Jäckel beschreibt. Führt bei Jäckel ein Täter aus: „Fremde Kinder sind mir zu gefährlich. (...) Die eigenen, da kannst du intensiver und ungestörter genießen. Da guckt dir keiner auf die Finger“ (ebd., S. 93), so stellt Jonigk diese Situation nach; Karl erklärt: „Fremde Kinder sind mir zu gefährlich.“ (Tä, 62)
- 27 Er legt auch in seinem Inzestdrama Wert auf die *Gender*-Frage, wenn er die „Geschichte der Figuren [als] eine Geschichte ihrer sexuellen Sozialisation“ liest; Anja Nioduschewski: „Das Unbehagen der Geschlechter. Thomas Jonigk“, in: Harald Müller/Christel Weiler (Hrsg.): *Neue deutschsprachige Dramatik. Stück-Werk 3*. Arbeitsbuch, Berlin 2001, S. 78.
- 28 Dass die ‚große Kunst‘ diesen Opferdiskurs grundsätzlich festschreibt, wird in Jonigks Stück auch dann deutlich, wenn in Karins Rechtfertigungsmono-

log ein *Faust*-Zitat eingelassen ist. Sie spricht: „Wenn sie selbst mal erwachsen ist und Kinder hat und einen Mann, der sie braucht und liebt. Vielleicht begreift sie dann, daß eine Frau nicht anders kann. Was hilft euch Schönheit, junges Blut? Eine Frau kann für andere alles erreichen, aber für sich selbst nichts. Ach, wir Armen.“ (Tä, 65f.) Dieser Ausruf spielt auf den Monolog Gretchens an.

29 Das Verfahren der Fragmentierung wird in einem eindrücklichen Bild, das einer Ästhetik des Ekels folgt, zum Ausdruck gebracht. Während seiner Reinigungsaktion betrachtet der Erzähler das Erbrochene etwas genauer. Die Stücke „ließen sich ohne weiteres als wenig zerkaute Fischleiber, die mich insgesamt 3,28 DM gekostet hatten, identifizieren. Sie waren, wenn auch aufgrund des Kauprozesses in Segmente zerlegt, immer noch als ein zusammengehöriger Körper zu erkennen. Exakt so fühlte ich mich“ (J, 30). Thomas Jonigk: *Jupiter*. Roman, Salzburg, Wien 1999. Die Zitate aus diesem Roman werden im Folgenden mit J gekennzeichnet.

30 Von der Position der Homosexualität aus werden die Regeln der Normalität seziert. Es heißt beispielsweise: „Die Geschlechter bestehen aus verschiedenen Bestandteilen, und so ist es natürlich natürlich, daß Frauen aufnehmen, was Männer abgeben, damit ein möglichst

männliches Kinderleben preisgegeben werden kann, dessen kopfloser Aufwuchs nirgendwo anstößt“ (J, 53). Der Erzähler bedient affirmativ, doch übersteigernd die geläufige Geschlechtertypologie, die über die Freud'sche Formulierung von der Frau als Mangelwesen nicht hinausgekommen zu sein scheint: „Es ist eine natürliche Zwangsläufigkeit, daß ich Frauen auf der körperlichen Ebene ablehne, denn Frauen sind biologisch minderwertig und wenig attraktiv“ (J, 53). Das VII. Kapitel persifliert entsprechend den Familiendiskurs in nahezu Jelinek'scher Manier, indem die familiäre Normalität in hysterischer Übersteigerung und als Maskerade nachgestellt wird.

31 Es heißt beispielsweise: „Während ich zur milden Scheuermilch ohne Phosphate griff, deren Anteil an anionischen Tensiden unter fünf Prozent lag, hatte ich das Gefühl, daß nicht nur die sanitären Anlagen hygienisch rein werden würden“ (J, 32).

32 Zuneigung und Pflege scheinen sich in die Dinge geflüchtet zu haben; die menschlichen Verhältnisse werden umgekehrt in brutaler Weise verdinglicht. Der Protagonist verwandelt sich in eine „gewinnbringende Anlage“, als er dem neuen Freund seine Arbeitskraft zur Verfügung stellt (J, 41).

Literatur

- Agamben, Giorgio:** *Homo Sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*, aus dem Italienischen von Hubert Thüring, Frankfurt/M. 2002.
- Butler, Judith:** *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*, Frankfurt/M. 2001.
- Geisenhanslüke, Achim:** „Körper – Familie – Gewalt. Bemerkungen zum zeitgenössischen Theater am Beispiel von Dea Loher und Marius von Mayenburg“, in: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes: Zeitgenössisches Theater und Unterricht* 48, 2001, Heft 3, S. 394-405.
- Grau, Günter:** *Homosexualität in der NS-Zeit. Dokumente einer Diskriminierung und Verfolgung*, mit einem Beitrag von Claudia Schoppmann, Frankfurt/M. 1993.
- Jäckel, Karin:** *Komm, mein liebes Rotkäppchen... Kindesmißbrauch – Wer sind die Täter?*, Berlin 1994.
- Jonigk, Thomas:** *Du sollst mir Enkel schenken* (Felix Bloch Erben. Verlag für Bühne, Film und Funk), Berlin 1994.
- Jonigk, Thomas:** „Täter“, in: *Theater heute*, Februar 2000, S. 58-68.
- Jonigk, Thomas:** *Jupiter*, Roman, Salzburg, Wien 1999.
- Kraß, Andreas:** „Queer Studies – eine Einführung“, in: Ders. (Hrsg.): *Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer Studies)*, Frankfurt/M. 2003, S. 7-28.
- Nioduschewski, Anja:** „Das Unbehagen der Geschlechter. Thomas Jonigk“, in: Harald Müller, Christel Weiler (Hrsg.), *Neue deutschsprachige Dramatik. Stück-Werk 3. Arbeitsbuch*, Berlin 2001, S. 77-80.
- Ostermeier, Thomas:** „Theater im Zeitalter seiner Beschleunigung“, in: *Theater der Zeit* 4, 1999, S. 10-15.
- Poschmann, Gerda:** *Der nicht mehr dramatische Theatertext. Aktuelle Bühnenstücke und ihre dramaturgische Analyse*, Tübingen 1997.
- Schöblier, Franziska:** *Augen-Blicke. Erinnerung, Zeit und Geschichte in Dramen der neunziger Jahre*, Tübingen 2004.
- Sloterdijk, Peter:** *Regeln für den Menschenpark. Ein Antwortschreiben zu Heideggers Brief über den Humanismus*, Frankfurt/M. 1999.
- Wille, Franz:** „Die Könige der Sandburgen. Der Fortschritt im deutschen Drama. Gegen Ende des Jahrtausends gewinnen alltägliche Verrichtungen an Bedeutung“, in: *Theater heute*, Sondernummer 1997, S. 62-75.
- Wille, Franz:** „Drüber, Drunter und Drauf. Jeff Koons von Rainald Goetz und Täter von Thomas Jonigk in Hamburg, Vera Kissels *Die Apokalypse der Marija Kolomak* in Düsseldorf“, in: *Theater heute*, Februar 2000, S. 47-52.

Grenzüberschreitungen

Die Konstruktion der Geschlechter in Kleists *Penthesilea*

Im Dezember 1810 veröffentlicht Kleist in den *Berliner Abendblättern* einen Text, in dem er sich dezidiert von der klassischen Ästhetikkonzeption abgrenzt:

„Der Dichter hat mehr auszusprechen als das besondere uns in engen Schulen anempfundene Gute und Schöne. Alles Vortreffliche führt etwas Befremdendes mit sich (...).“ (II, 422f)

Geht man von diesem ästhetischen Paradigmenwechsel aus, dann gehört Kleists *Penthesilea* zu dem Vortrefflichsten, was er geschrieben hat. Bis heute wird sie als der befremdlichste seiner Texte angesehen. Die Zeitgenossen waren schockiert über die Zumutungen dieses Dramas. Die Empörung von Dora Stock steht für andere zeitgenössische Reaktionen: „Seine *Penthesilea* ist ein Ungeheuer, welches ich nicht ohne Schaudern habe anhören können.“² Goethe äußert sich irritiert nach der Lektüre:

„Beim Lesen seiner ‚*Penthesilea*‘ bin ich neulich gar zu übel weggekommen. Die Tragödie grenzt in einigen Stellen völlig an das Hochkomische, z.B. wo die Amazone mit einer Brust auf dem Theater erscheint und das Publikum versichert, daß alle ihre Gefühle sich in die zweite noch übrig gebliebene Hälfte geflüchtet hätten; ein Motiv, das auf einem neapolitanischen Volkstheater im Munde einer Colombine, einem ausgelassenen Polichinell gegenüber, keine üble Wirkung auf das Publikum hervorbringen mußte.“³

Goethe flüchtet sich hier auf einen Nebenschauplatz: den der Gattungstheorie. Die Grenzüberschreitung, die er in gattungstheoretischer Hinsicht feststellt (und die wohl ironisch gemeint ist), verdeckt die wichtigere Transgression, über die er sich ausschweigt: die der Geschlechter.

Amazonenmythos und Französische Revolution

Die Anstößigkeit dieser Grenzüberschreitung wird erst deutlich, wenn man den historischen Kontext des Amazonenmotivs berücksichtigt. Anstößig war die *Penthesilea* schon deswegen, weil sie jenen Mythos als Referenzpunkt nahm, der den Zeitgenossen in höchstem Maße verdächtig erschien: Der Amazonenmythos war in der Französischen Revolution zum neuen Symbol für die Freiheitsbewegung der Frauen geworden. Selbst in Gender-Theorien ist bisher wenig darauf hingewiesen worden, dass die Französische Revolution nicht nur ein Höhepunkt der bürgerlichen, sondern auch der weiblichen Emanzipationsbestrebungen war.⁴ Die revolutionären Frauen wurden, in Anlehnung an den antiken Mythos, als „Amazonen“ bezeichnet; es gab „Amazonenlegionen“ und einen „Club der revolutionären Republikanerinnen“, in dem nur Frauen als Mitglieder aufgenommen wurden. Eine Erklärung der Rechte der Bürgerinnen wurde von den Prostituierten vom Palais Royal verfasst, in der sie die Gleichstellung von Männern und Frauen forderten.⁵ Unzählige feministische Broschüren wurden geschrieben, und in den zahlreichen Festumzügen der Revolutionszeit bildete die Amazone oft den Mittelpunkt des Festgeschehens. In den Revolutionsfesten trat die Amazone als zentrale Gestalt neben die der Mutter und verkörperte revolutionäre Tugenden. 1791 verfasste Olympe de Gouges eine „Erklärung der Rechte der Frau“, die ein provozierendes Gegenstück zur „Erklärung der Menschenrechte“ darstellte. Darin heißt es: „Die Frau wird frei geboren und bleibt dem Manne ebenbürtig in allen Rechten.“⁶ Kein Wunder, dass Olympe de Gouges wenig später auf dem Schafott landete.

Mit dem Freiheitskampf der revolutionären Frauen formierte sich auch der Gegenkampf der Männer, die bemüht waren, das bedrohte patriarchalische System neu zu etablieren. In diesem Kontext ist die Bemühung zu verstehen, die Frau ganz ins Private abzudrängen und vom Erwerbsleben fern zu halten. Die Dichotomie der Geschlechter entsteht neu im 18. Jahrhundert; sie schreibt den Unterschied von Mann und Frau fest und löst das alte Eingeschlechtermodell ab. Kein geringerer als Schiller warnt vor den Gefahren der Frauen-Emanzipation im Gefolge der Französischen Revolution:

„Freiheit und Gleichheit! hört man schallen,
Der ruhige Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher,
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz,
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.“⁷

An wen anders als an Penthesilea muss man denken, wenn man diese Zeilen liest: an die Hyäne mit Pantherzähnen, die den geliebten Feind zerstückelt.

Wie sehr der Amazonasmythos im 18. Jahrhundert präsent war, zeigt ein Text von Johann Christoph Gottsched, den er in seiner Wochenzeitschrift für Frauen (Titel: *Vernünftige Tadelrinnen*) veröffentlichte. Darin lässt er die weibliche Ich-Erzählerin folgende Gedanken äußern:

„Ich habe ohngefähr etwas von den alten Amazonen gelesen. (...) Ich geriet dabei in eine recht angenehme Betrachtung. Meine Einbildungskraft stellte mir eine Republik vor, die etwa heute zu Tage aus lauter Frauenzimmern eingerichtet werden könnte. Ich verbannte in meinen Gedanken alle Mannspersonen aus meiner Vaterstadt. Ich besetzte alle Ämter und Bedienungen mit lauter Weibsbildern. Der Rat wurde nicht mehr aus den ansehnlichsten Bürgern, sondern aus den vernünftigsten Bürgerinnen erwählt. Sein Haupt war nicht der Bürgermeister, sondern eine Bürgermeisterin. (...) Ich sah ein Regiment Heldinnen mustern, die mit ihrem Gewehr wohl umzugehen wußten. (...) Am allerbesten gefiel mir die Betrachtung einer weiblichen hohen Schule. Denn meinem Bedünken nach waren alle Professorstellen mit Weibspersonen besetzt. Die Jungfern zogen haufenweise aus einer Stunde in die andere. (...) Man hielt öffentliche Unterredungen von gelehrten Materien, die in kleinen gedruckten Schriften vorher waren bekannt gemacht worden. Und mich dünkt, daß es weit lebhafter und eifriger, als jetzo bey den Männern zugieng. (...) Ja, es fand sich auch eine Spitzfündige, die, aus einer sonderbaren Begierde, neue Wahrheiten zu erfinden, die Frage aufwarf: Ob es denn eine so ganz ausgemachte Sache wäre, daß die Mannspersonen Menschen wären?“⁴⁸

Wie provozierend und visionär klingt dieses Gedankenexperiment! Aber in einem anschließenden Traum der Ich-Erzählerin wird alles wieder zurückgenommen. Insbesondere wird darin die Unweiblichkeit der Amazonen gegeißelt:

„Ich sah zwar allenthalben Frauenzimmer, aber ich konnte sie kaum mehr dafür halten (...). Das machte ihre Gestalt, ihr Putz und ihre Kleidung waren verändert. Man hielt unter ihnen nichts mehr auf die weiße Haut des Halses und der Brust, nichts auf die geschickte Stellung des Leibes. Artigkeit und Höflichkeit waren Wörter, die mit den dadurch bedeuteten Sachen ganz aus der Mode gekommen waren. (...) Zarte und schöne Hände, oder kleine geschickte Füße zu haben, war kein Ruhm mehr für das Frauenzimmer. (...) Der Zwang der steifen Schnürleiber war ganz verbannt: die Brust entblößte man nicht mehr, und die meisten Personen waren ziemlich stark von Leibe und fast allenthalben gleich dick. Ich konnte es mir fast nicht einbilden, daß diese unartigen Creaturen, die ich überall vor mir sah, Frauen seyn sollten.“

So weit kommt es also, wenn die Frauen sich emanzipieren: Dann sind sie keine Frauen mehr, sondern hässliche, dicke, unweibliche Kreaturen. Anders gesagt: Amazonen.

Die Staatsidee der Amazonen

Man muss sich die Amazonenfeindlichkeit um 1800 (in der Folge der Französischen Revolution) vorstellen, um sich die Anstößigkeit von Kleists Amazonendrama bewusst zu machen. In dem Augenblick, in dem die Dichotomisierung der Geschlechter und die Zurückdrängung der Frau ins Private einen gewissen Höhepunkt erreicht, schreibt Kleist, in Anspielung auf den Amazonendiskurs der Französischen Revolution, sein Amazonendrama. Wie die Französische Republik lässt er den Amazonenstaat durch einen revolutionären Akt der Selbstbefreiung entstehen: Die Frauen, von den Skythen geraubt, erdolchen ihre Peiniger im Ehebett. Was dann folgt, ist die Gründung eines Frauenstaates, der auf der Basis eines Contrat social nach demokratischen Prinzipien verwaltet wird. Das Volk ist der oberste Souverän dieses Staates:

„Ein Staat, ein mündiger, sei aufgestellt,
Ein Frauenstaat, den fürder keine andre
Herrschtüchtige Männerstimme mehr durchtrotzt,
Der das Gesetz sich würdig selber gebe,
Sich selbst gehorche, selber auch beschütze.“ (V. 1957 ff.)

So rational und vernünftig dies klingt, so steht am Anfang dieser Staatsgründung doch eine unvordenkliche Verwirrung der Geschlechter. Denn bereits im nächsten Vers heißt es: „Und Tanaïs sei seine Königin.“ Nach Hederichs mythologischem Lexikon – das ist die Primärquelle für Kleists mythologische Kenntnisse – war Tanaïs ein junger Mann, Sohn des Berossus und der Amazone Leucippe. „Er war ein Feind des weiblichen Geschlechts und verachtete das Heurathen. Venus aber machte ihn zur Strafe in seine eigene Mutter verliebt.“ Diese unmögliche Liebe trieb Tanaïs dazu, sich in den Fluss Amazonius zu stürzen, der danach in Tanaïs umbenannt wurde.⁹ Grenzüberschreitungen und Verwirrspiele finden hier in mehrfacher Hinsicht statt. Ausgerechnet die Gründerin des Amazonenstaates hat zur mythologischen Vorlage eine männliche Figur, die gegen das Inzestverbot verstößt.

Grenzüberschreitungen

Die Figur der Penthesilea selbst steht im Zeichen einer Grenzüberschreitung, einer aufgebrochenen Identität, die sich den Regeln des abendländischen Denkens widersetzt. Im Zusammenstoß mit der Welt der Griechen wird Penthesileas Andersheit deutlich, die den Vernünftigen als Wahnsinn erscheint:

„So viel ich weiß, gibt es in der Natur
Kraft bloß und ihren Widerstand, nichts Drittes.
Was Glut des Feuers löscht, löst Wasser siedend
Zu Dampf nicht auf und umgekehrt. Doch hier
Zeigt ein ergrimmtter Feind von beiden sich,
Bei dessen Eintritt nicht das Feuer weiß,
Obs mit dem Wasser rieseln soll, das Wasser,
Obs mit dem Feuer himmelan soll lecken.“ (V. 125 ff.)

Die Griechen folgen der zweiwertigen Logik, nach der es Wasser oder Feuer, Tag oder Nacht, Freund oder Feind gibt, nichts Drittes. Das „Dritte“ bewegt sich außerhalb jenes Denkwangs, den der Satz vom Widerspruch in der abendländischen Tradition bedeutet: dass etwas, insofern und unter der Rücksicht, dass es ist, nicht zugleich und unter der selben Rücksicht nicht sein kann. Dieser Satz ist das oberste Erkenntnisprinzip der abendländischen Philosophie seit Aristoteles.

Immer wieder kontrastiert der Dramentext die rationalitätsgeleitete Logik der Griechen mit der Unbegreiflichkeit Penthesileas. Die Griechen folgen der Strategie der Vernunft, und wenn die Vernunft versagt, bleibt nur noch die Strategie der Gewalt:

„Laßt uns vereint, ihr Könige, noch einmal
Vernunft keilförmig, mit Gelassenheit,
Auf seine rasende Entschließung setzen.
(...)
Weicht er dir nicht, wohlan, so will ich ihn
Mit zwei Ätoliern auf den Rücken nehmen,
Und einem Klotz gleich, weil der Sinn ihm fehlt,
In dem Argiverlager niederwerfen.“ (V. 229 ff.)

Der Bote, der von den Amazonen zurückkehrt, muss alles „Wort für Wort“ wiederholen, aber die Botschaft entzieht sich der griechischen Logik des Denkens:

„So, Wort für Wort, der Bote, den du sandtest;
Doch keiner in dem ganzen Griechenlager,
Der ihn begriff.“ (V. 103 ff.)

Penthesilea wird den Griechen immer wieder kontrastiert als die „Unbegreifliche“ (V. 1131); von Antiochus wird sie als „rätselhafte Sphinx“ bezeichnet (V. 207), und Achilles selbst fragt sie fassungslos: „Unbegreifliche, wer bist du?“ (V. 1811) Bezeichnend, dass selbst die Amazonen vor ihr kapitulieren. „Taub schien sie der Stimme der Vernunft“ (V. 1074), sagt eine Hauptmännin, und eine andere Amazone bezeichnet sie als „Sinnberaubte“ (V. 1100). Auffällig, dass Achilles von ihrer Unbegreiflichkeit im Verlauf des Dramas gleichsam kontaminiert wird; denn

immer mehr bezeichnen die Amazonen *ihn* als den „Unbegreiflichen“ (V. 1131), als „unbegriffnen Doloper“ (V. 1153) und als „Rasenden“ (V. 1163).

Es ist bekannt, dass Kleist in seinem Werk die Widersprüche liebt, und dass er sie nicht, wie die Romantiker, in Synthesen auflöst oder in einer vernünftigen Weltordnung. In der *Penthesilea* regiert das unauflösliche Zugleich von Liebe und Hass, Küssen und Bissen. In dem satirischen Text *Allerneuester Erziehungsplan* treibt Kleist sein Widerspruchsdenken auf die Spitze, indem er fordert, man müsse Schulen des Lasters errichten, um die Tugend zu lehren („eine gegensätzliche Schule, eine Schule der *Tugend durch Laster*“, II, 334).

Ein Beispiel der widersprüchlichen Figurencharakterisierung Penthesileas findet sich in dem bewegenden 23. Auftritt, in dem Meroe von der Greuelthat der Achilles-Zerstückelung berichtet. Sie beendet ihren Bericht mit den Worten:

„Sie schlägt, die Rüstung ihm vom Leibe reißend,
Den Zahn schlägt sie in seine weiße Brust,
Sie und die Hunde, die wetteifernden,
(...) als ich erschien,
Troff Blut von Mund und Händen ihr herab.“ (V. 2669 ff.)

Unmittelbar darauf folgt die Rede einer Priesterin, die in völligem Gegensatz zu dem soeben Gehörten steht:

„Sie war wie von der Nachtigall geboren,
Die um den Tempel der Diana wohnt.
Gewiegt im Eichenwipfel saß sie da,
Und flötete, und schmetterte, und flötete,
Die stille Nacht durch, daß der Wanderer horchte,
Und fern die Brust ihm von Gefühlen schwoll.“ (V. 2683 ff.)

Soeben noch hat Penthesilea die männliche Brutalität Achills übertroffen, der Hektor mit durchkeiltem Fuß „häuptlings um die Vaterstadt geschleift“ hatte (1797 f.). Noch trieft ihr das Blut von Mund und Händen herab, da wird sie schon als die lockende Nachtigall im Eichenwipfel beschrieben (wobei es im Übrigen die männliche Nachtigall ist, die den Lockruf ausstößt; auch hier spielt Kleist also wieder mit der Vertauschung von Geschlechterrollen). Das unentwirrbare Ineinander von Brutalität und Sanftmut, von Liebe und Hass verwirrt den Zuschauer. Der Zeitgenosse Kleists sollte sich bewusst werden, dass das anthropologische Konstrukt der Klassik nur *eine* Seite des Menschen darstellte: die edle Einfalt und die stille Größe. Kleist ergänzt die einseitige Rezeption der Klassik um das dionysische Menschenbild der Antike: um die rauschhafte Überschreitung der Grenzen im Bacchanal, um die Raserei, die Grausamkeit, das Exzessive als Counterpart zum Maß und zur Schönheit.

Kleist Abkehr von der Aufklärung

Bereits 1801, also etwa 5 Jahre vor der Abfassung der *Penthesilea*, nimmt Kleist in einem Brief auf die Uneindeutigkeit der Welt Bezug und verabschiedet die Tugendlehre der Aufklärung und Klassik mit ironischen Worten:

„Man sage nicht, daß eine Stimme im Innern uns heimlich und deutlich anvertraue, was recht sei. Dieselbe Stimme, die dem Christen zuruft, seinem Feinde zu vergeben, ruft dem Seeländer zu, ihn zu braten, und mit Andacht ißt er ihn auf.“ (II, 683)

Es ist vielleicht kein Zufall, dass Kleist hier auf den Kannibalismus anspielt, der in der *Penthesilea* auf andere Weise wiederkehren wird. Die kulturelle Ordnung mit ihren Bedeutungszuschreibungen bleibt vieldeutig, und sie wird von den Wunschströmen unterlaufen, die sich nicht bändigen lassen. Kleists Abkehr von der Aufklärung stellt die logozentrische Vernünftigkeit der Welt in Frage und ebenso den prinzipiellen Zusammenfall von Tugend und Glück, den Kant in seiner *Kritik der praktischen Vernunft* postuliert hatte. Kleist geht in obigem Brief so weit, eine metaphysisch begründete Sittenlehre durch einen Perspektivismus zu ersetzen, wie ihn später Friedrich Nietzsche in moralischer und erkenntnistheoretischer Hinsicht vertreten wird. In dem Brief heißt es weiter:

„Was heißt das auch, etwas Böses tun, der Wirkung nach? Was ist böse? Absolut böse? Tausendfältig verknüpft und verschlungen sind die Dinge der Welt, jede Handlung ist die Mutter von Millionen andern, und oft die schlechteste erzeugt die besten – Sage mir, wer auf dieser Erde hat schon etwas Böses getan? Etwas, das böse wäre in alle Ewigkeit fort – ?“ (II, 683)

Der ‚unzeitgemäße‘ Vorgriff auf Nietzsches Modernität findet sich bei Kleist nicht nur im Hinblick auf die Umwertung und Perspektivierung der Werte, sondern, wie gesagt, auch im Blick auf die Antikerezeption der Klassik. Man kann die *Penthesilea* als den Versuch verstehen, die klassische Verklärung der Antike zu zerstören und hinter der Idealität und den festen Normen den triebhaft-dionysischen Urgrund des Lebens wieder sichtbar zu machen.¹⁰ Insofern ist *Penthesilea* zu Recht als Gegenfigur zu Goethes Iphigenie, dem Bild edler Einfalt und stiller Größe, verstanden worden. Lange vor Nietzsche kritisiert Kleist das einseitige Antikebild der Klassik und kramt für sein Drama so unbequeme Texte wie die *Bakchen* des Euripides hervor. Die Zerstückelung des Pentheus ist, wie wir heute wissen, bis in Details zur Vorlage der Achilles-Tötung geworden.¹¹

Die von Kleist konstatierte Mehrdeutigkeit der Welt bezieht sich nicht nur auf den moralischen und erkenntnistheoretischen Bereich, sondern auch auf den der Geschlechtsidentität. Die binäre Konstruktion der Welt wird in Kleists Texten

immer wieder aufgelöst – ‚dekonstruiert‘. Wenn die differentielle Bestimmung der Geschlechter, die sich für Freud an der Schnittstelle des Ödipus-Komplexes ereignet,¹² das Zentrum unserer abendländischen Kultur ausmacht,¹³ dann stellt Kleist dieses Zentrum in seinen literarischen Texten grundlegend in Frage.

Denaturalisierung fester Identitätskonzepte

Im Blick der Griechen ist Penthesilea eine ‚Kentaurin‘, ein Mischwesen aus Mensch und Tier, Ausdruck der Nicht-Ganzheit, der Nicht-Geschlossenheit eines monströsen Körpers. Kleist treibt ein Verwirrspiel mit den Identitätskonzepten, die auf Seiten der Griechen einer dichotomen Logik folgen: Sie kennen nur Mann oder Frau, Tier oder Mensch. Kleist legt die Figurencharakterisierung so widersprüchlich an, dass die Zuschreibungen und Performanzen immer wieder wechseln: Dies zeigt sich z. B. auf der Ebene der Metaphern, die in ständigem Fluktuieren begriffen sind. Im 1. Auftritt wird Penthesilea mit einem Hirsch und Achill mit einer jagen-den Dogge verglichen; im 23. Auftritt bezeichnet Penthesilea den Achill als Hirsch, während sie sich mit einem Rudel von Doggen auf ihn stürzt.

Man könnte sagen: Kleist gestaltet hier literarisch, was die *Queer Studies* theoretisch-konzeptionell formulieren: die Infragestellung und Denaturalisierung fester Identitätskonzepte, die Subversion gesellschaftlicher Symbolisierungspraktiken und geschlechtlicher Zuschreibungen (die mit der Zwangsheterosexualität aufgerichtet werden): Achill durchläuft im Verlauf des Dramas erstaunliche Metamorphosen. Zunächst ist er der brutale Hektortöter, wie die Tradition ihn kennt. Penthesilea stellt ihm die Frage:

„Sprich, wer den Größesten der Priamiden
Vor Trojas Mauern fällte, warst das du?
Hast du ihm, wirklich, du, mit diesen Händen
Den flüchtigen Fuß durchkeilt, an deiner Achse
Ihn häuptlings um die Vaterstadt geschleift?“ (V. 1794 ff.)

Diese männliche Heldenrolle wird konterkariert, wenn er im Stück gleich *drei-mal* seine Waffen niederlegt und sich schwach und entblößt Penthesilea nähert. Zunächst im 8. Auftritt:

„Und wirft das Schwert hinweg, das Schild hinweg,
Die Rüstung reißt er von der Brust sich nieder,
Und folgt – mit Keulen könnte man, mit Händen ihn,
Wenn man ihn treffen dürfte, niederreißen –
Der Kön'gin unerschrocknen Schrittes nach.“ (V. 1158 ff.)

Im 11. Auftritt kommt es fast zu einem Striptease, wenn Achill „ohne Helm, Rüstung und Waffen“, „mit unbeschütztem Busen“ sagt: „Soll ich den seidnen Latz noch niederreißen (...)?“ (V. 1408), worauf eine Amazone antwortet: „Es brauchts nicht!“ (V. 1410)

Die dritte Entblößung findet im 23. Auftritt statt. Achill hat begriffen, dass der Kampf der Geschlechter eine Inszenierung ist, bei der es immer Sieger und Besiegte geben muss. Wenn Liebe nur unter der Bedingung möglich ist, dass man den anderen vorher besiegt – ihn zum Objekt macht –, dann will Achill auf diese Bedingung eingehen, aber eben nur als Spiel, als durchschaubare Inszenierung. Penthesilea missversteht das Spiel, sie versteht die Performanz als Ernst, sie begreift nicht, dass Achill sich in einem gespielten Zweikampf zu ihren Füßen niederwerfen und ihr dann nach Themiscyra folgen will. Als Penthesilea ihn angreift, wehrt sich Achill nicht. Im Gegenteil: Er beantwortet ihre Aggression mit Zärtlichkeit:

„Er, in dem Purpur seines Bluts sich wälzend,
Rührt ihre sanfte Wange an und ruft:
Penthesilea! meine Braut! was tust du?
Ist dies das Rosenfest, das du versprachst!“ (V. 2662 ff.)

Das Missverständnis Penthesileas besteht gerade darin, dass sie Achill nicht zutraut, aus seiner gesellschaftlich festgeschriebenen Rolle auszurechnen, seine Identität inszenatorisch zu verändern. Sie schreibt das Amazonengesetz fest, aus dessen Geschichte gerade hervorgeht, dass sich Geschlechterrollen verändern lassen, dass man die Festschreibung der Geschlechtskategorien unterlaufen kann.

Dieses Unterlaufen betreibt Kleist immer wieder in seinem Drama. Die Form der Subjektivität, die in seinen Texten Gestalt gewinnt, entspricht nicht dem Status einer gesellschaftlich-bürgerlichen Identität, sie folgt nicht den Regeln bürgerlicher Subjektbegründung. Das literarische Subjekt in Kleists Texten setzt sich selbst aufs Spiel, es ist bereit, seine Identität zu verlieren, indem es sie in kühnen Entwürfen auflöst und neu erfindet. Kleist folgt hier einer Schreibweise, die sich vom klassischen Bildungsideal grundlegend unterscheidet. Eine solche Schreibweise trifft man besonders bei Autorinnen und Autoren, die in den Repräsentationssystemen der westlichen Kultur keinen Platz gefunden haben. Dies gilt für Frauen, aber auch für viele männliche Künstler, die am Rand der symbolischen Ordnung oder außerhalb von ihr angesiedelt sind. Das Schreiben nimmt bei solchen Autor/innen kontraphobische und anarchische Formen an. Gerade das Ausgegrenzte: Also das verbotene Gefühl, das ausgegrenzte Geschlecht, die verbotene Sexualität, die anstößige Phantasie werden exzessiv in Szene gesetzt. Das Ausgeschlossenensein aus der symbolischen Ordnung mündet nicht in den Versuch literarischer Emanzipation, sondern in die blasphemische Überbietung und Zerstörung der Realität. Durch die ästhetische Subversion des Realen eröffnet sich dem Schreibenden eine neue Freiheit: Durch Rituale der Zerstörung entmächtigt er (oder sie) jene Realität, aus

der er ausgeschlossen ist. Das Subjekt rettet sich nicht durch Integration, sondern zelebriert literarisch die Obdachlosigkeit, zu der es verdammt wurde.

Die Literatur, die aus solchen Erfahrungen entsteht, ist nicht emanzipatorisch, sondern exzessiv, anarchisch, blasphemisch. Die heimatlosen Affekte investieren ihre Energie in emotional aufgeheizte Metaphern, in metaphorische Gewalt, in Exzesse des Imaginären – der ‚ästhetische Modus‘ schafft eine Radikalisierung, die in mimetisch-naturalistischer Literatur nicht möglich wäre. Es entsteht eine literarische Welt, die die symbolische Ordnung unterläuft und die Utopie einer Rückkehr zu präverbaler Kommunikation ermöglicht.

Kleist realisiert literarisch die Rückkehr in einen anarchischen, vorsprachlichen Bereich durch die Metaphorik des Fließens, Strömens und Überschwemmtwerdens. Solche Metaphern verwendet er bis zum Exzess: Penthesilea stürzt „mit eines Waldstroms wütendem Erguß“ auf die Männerheere nieder (V. 120 f.), sie weht „wie Sturmwind“ die Trojaner vor sich her (V. 34 f.), die Amazonen strömen „wie Wassersturz“ auf die Griechen ein (V. 249 ff.), Penthesilea will am Ende in einen „Strom der Lust“ untertauchen (V. 1675); „in wilder Überschwemmung/Reißts uns vom Kampfplatz strudelnd mit sich fort“ (V. 253). Für die Griechen löst sich mit Penthesilea und ihren Amazonen die Welt im unstrukturierten Chaos auf:

„(...) das Chaos war,
Das erst’, aus dem die Welt sprang, deutlicher.“ (V. 437f.)

Ausschließungssysteme

Autorinnen wie Cixous und Irigaray haben darauf hingewiesen, dass vor allem die aus der symbolischen Ordnung Ausgeschlossenen in den vorsprachlichen Bereich der Entdifferenzierung, der Anarchie und des Chaos hinabtauchen können, weil sie weniger in der symbolischen Ordnung der Sprache gefangen sind. Luce Irigaray betont, dass „Frauen in den herkömmlichen Repräsentationssystemen der westlichen Kultur niemals nach dem Modell eines ‚Subjekts‘ begriffen werden können“, weil sie das Ausgeschlossene sind, das jenseits der Grenze der männlichen Geschlechterkonstruktion angesiedelt ist und das zugleich diese Grenze markiert.¹⁴ Es ist klar, dass diese Grenze nicht vom biologischen Geschlecht abhängig ist. Viele männliche Schriftsteller schreiben vom Rand der Gesellschaft her, weil sie nicht den Identitätsvorstellungen dieser Ordnung entsprechen. Das gilt besonders für Kleist, für den alle Sozialisationsmodelle, alle Modelle gesellschaftlicher Subjektbegründung problematisch geworden sind: Offizier, Wissenschaftler, Zivilbeamter, Ehemann, Vater ... Trotz der militärischen Familientradition verlässt er die Armee, versucht sich in der Wissenschaft, flieht in einen zivilen Beruf, will den Tod in der Schlacht sterben, dann Bauer in der Schweiz werden, kehrt dann wieder nach Deutschland zurück, wo er Herausgeber einer Abendzeitung wird, die

wegen preußischer Zensurmaßnahmen scheitert. Das einzige, was ihm blieb, war die Literatur, die ihm eine imaginäre Verflüssigung solcher Identitäten, auch der geschlechtlichen, erlaubte.

Schon früh schreibt Kleist in einem Brief an seine Halbschwester Ulrike über sein Gefühl, keinen Platz in der Gesellschaft zu haben – es ist die Erfahrung einer tiefgreifenden Fremdheit und Heimatlosigkeit:

„Tausend Bande knüpfen die Menschen aneinander, gleiche Meinungen, gleiches Interesse, gleiche Wünsche, Hoffnungen und Aussichten; – alle diese Bande knüpfen mich nicht an sie, und dieses mag ein Hauptgrund sein, warum wir uns nicht verstehen. Mein Interesse besonders ist dem ihrigen so fremd, und ungleichartig, daß sie – gleichsam wie aus allen Wolken fallen, wenn sie etwas davon ahnden. Auch haben mich einige mißlungene Versuche, es ihnen näher vor die Augen, näher ans Herz zu rücken, für immer davon zurückgeschreckt; und ich werde mich dazu bequemen müssen, es immer tief in das Innerste meines Herzens zu verschließen.“ (II, 496)

Die Reaktion auf solche Erfahrungen des Ausgeschlossenseins schlägt sich im *Penthesilea*-Drama literarisch in Kulturvernichtungsphantasien größten Ausmaßes nieder. Nicht nur bei *Penthesilea*, sondern, entgegen der Überlieferung, auch bei dem prototypischen griechischen Helden Achill. *Penthesilea* entwickelt eine Vernichtungsphantasie von geradezu kosmischen Ausmaßen:

„Daß der Stern, auf dem wir atmen,
Geknickt, gleich dieser Rosen einer, läge!
Daß ich den ganzen Kranz der Welten so,
Wie dies Geflecht der Blumen, lösen könnte!“ (V. 1226 ff.)

Bei Achill findet sich eine mit Komik untermischte Variante dieser Vernichtungsphantasie:

„Wenn die Dardanerburg, Laertiade,
Versänke, du verstehst, so daß ein See,
Ein bläulicher, an ihre Stelle träte;
(...)
Wenn im Palast des Priamus ein Hecht
Regiert', ein Ottern- oder Ratzenpaar
Im Bette sich der Helena umarmten:
So wärs für mich gerade so viel, als jetzt.“ (V. 2518 ff.)

Achilles gibt also den ganzen zehnjährigen Helenenstreit, den Kampf um Troja, der Vernichtung preis. Am Ende folgt *Penthesileas* tragische Absage an den Amazonenstaat: „Der Tanaïs Asche, streut sie in die Luft.“ (V. 3009) Und dann: „Ich sage vom Gesetz der Frau mich los.“ (V. 3012)

Es sind die Ausschließungssysteme der Kultur, die in der *Penthesilea* eine Liebeserfüllung unmöglich machen. Man kann die eben zitierten Stellen als fundamentale Kulturkritik lesen – als Kritik an der Tatsache, dass Liebe in solchen Systemen nur als unvordenklicher Kampf der Geschlechter vorstellbar ist.

Die Ausschließung des Weiblichen aus den symbolischen Repräsentationssystemen der Kultur führte feministische Autorinnen wie Monique Wittig dazu, die prinzipielle Zerstörung der Kategorie ‚Geschlecht‘ zu fordern, und zwar nicht nur im Sinn der Geschlechtsidentität, sondern auch als biologische Attribution; diese habe nämlich rhetorisch die Stelle der Person überhaupt eingenommen: „Die Herkunft individueller Subjekte erfordert, daß zuvor die Kategorie des Geschlechts zerstört worden ist.“¹⁵ Man muss diese radikale Forderung nicht teilen, obwohl sie einiges an Plausibilität enthält. Es mag genügen, wenn man die Kategorie ‚Geschlecht‘ nicht mehr als biologisches Faktum, sondern als kulturelle Zuschreibung versteht.

Aber noch einmal zurück zu Achill und Penthesilea. Die Unmöglichkeit ihrer Liebesbeziehung ist, wenn man so will, der festgezurrten Konstruktion von Geschlecht in ihren beiden Kulturen geschuldet. Auch die emanzipatorische, aufgeklärte, republikanische Gesellschaft der Amazonen lässt nur sexuelle Beziehungen auf Zeit zu, in denen jede Leidenschaft ausgeschlossen ist. Die Männer müssen zunächst unterworfen werden; nach der Geburt der Kinder werden die Männer, die ihrer Zeugungspflicht nachgekommen sind, wieder in ihre Heimat entlassen. Individuelle Liebe hat nicht stattzufinden. Die männlichen Nachkommen werden getötet. In den Fortpflanzungsriten der Amazonen vermischen sich auf verhängnisvolle Weise Eros und Gewalt, Sexualität und Tod. Deshalb findet die Liebesbegegnung Achills und Penthesileas in einer Art kulturellem Niemandsland statt: außerhalb der kulturellen Ordnungen. Nur im Heraustreten aus den kulturellen Einschreibungen und den verfestigten Geschlechterrollen ist eine gewaltlose Begegnung für kurze Zeit möglich. Hoffnung besteht nur, wenn man sich von den Zwangssystemen der Konventionen, von den mythischen Ursprüngen mit ihren Wiederholungszwängen, von den starren Ordnungen geschlechtlicher Identität befreien kann. *Queering Gender* gab es zu Kleists Zeiten noch nicht. Was Kleist aber besaß, war eine erstaunlich subversive Kraft und eine innere Freiheit, die seine gesellschaftliche Ortlosigkeit schließlich in einen jubelnden Freitod verwandelte. *Queering Gender* könnte, zweihundert Jahre später, ein Programm sein, das solche gewaltsamen Lösungen überflüssig macht.

Anmerkungen

- 1 Kleists Werke werden nach folgender Ausgabe zitiert: Helmut Sembdner (Hrsg.): *Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke und Briefe*, 2 Bde, München 1983.
- 2 Helmut Sembdner (Hrsg.): *Heinrich von Kleists Lebensspuren. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen*, Frankfurt/M. 1984, S. 216.
- 3 Ebd. S. 233.
- 4 Wichtige Informationen hierzu finden sich bei Inge Stephan: „Da werden Weiber zu Hyänen ...“. Amazonen und Amazonenmythen bei Schiller und Kleist“, in: Inge Stephan/Sigrid Weigel (Hrsg.): *Feministische Literaturwissenschaft*, Berlin 1984, S. 23-42 und Susanne Petersen: *Marktweiber und Amazonen. Frauen in der Französischen Revolution. Dokumente, Kommentare, Bilder*, Köln 1987.
- 5 Hierzu Näheres bei Inge Stephan: „Da werden Weiber zu Hyänen ...“. Amazonen und Amazonenmythen bei Schiller und Kleist“, in: Inge Stephan/Sigrid Weigel (Hrsg.): *Feministische Literaturwissenschaft*, Berlin 1984, S. 27.
- 6 Ebd.
- 7 Das Lied von der Glocke, in: Friedrich Schiller: *Sämtliche Werke Bd. 1*, herausgegeben von Gerhard Fricke/Herbert G. Göpfert, München 1984, S. 440.
- 8 Zit. nach Inge Stephan: „Da werden Weiber zu Hyänen ...“. Amazonen und Amazonenmythen bei Schiller und Kleist“, in: Inge Stephan/Sigrid Weigel (Hrsg.): *Feministische Literaturwissenschaft*, Berlin 1984, S. 24.
- 9 Benjamin Hederich: *Gründliches mythologisches Lexikon*, Reprograf, Darmstadt 1967, Sp. 2281 (Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1770).
- 10 Kleists Auseinandersetzung mit der Antike und mit der Antikerezeption der Klassik ist schon verschiedentlich untersucht worden, z.B.: Wolfgang Schadewaldt: „Der ‚Zerbrochene Krug‘ [sic] von Heinrich von Kleist und Sophokles’ ‚König Ödipus‘ (1957/58)“, in: Walter Müller-Seidel (Hrsg.): *Heinrich von Kleist. Aufsätze und Essays*, Darmstadt 1967 (= Wege der Forschung 147), S. 317-325; Siegfried Streller: „Antikes und Modernes. Zu Goethes Kritik an Heinrich von Kleist“, in: Helmut Brandt/Manfred Beyer (Hrsg.): *Ansichten der deutschen Klassik*, Berlin/Weimar 1981, S. 348-364 und S. 443-446; Ders.: „Heinrich von Kleist und die Antike“, in: *Beiträge zur Kleist-Forschung* 1983, S. 9-15; Rudolf Loch: „Der ganze Mensch. Zu Kleists Antikenverhältnis“, in: *Beiträge zur Kleist-Forschung* 1983, S. 16-18; Werner Frick: „Ein echter Vorfechter für die Nachwelt. Kleists agonale Modernität – im Spiegel der Antike“, in: *Kleist-Jahrbuch* 1995, S. 44-96.
- 11 Dies hat Niejahr schon im Jahr 1893 nachgewiesen. Johannes Niejahr: „Heinrich von Kleists *Penthesilea*“, in: *Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte* 6 (1893), S. 506 ff. Dazu auch Bernhard Böschstein: „Die ‚Bakchen‘ des Euripides in der Umgestaltung Hölderlins und Kleists“, in: Stanley A. Corngold/Michael Curschmann/Theodore J. Ziolkowski (Hrsg.): *Aspekte der Goethezeit*, Göttingen 1977, S. 240-254.
- 12 Es gibt nur wenige Stellen, an denen Freud seine Theorie des Ödipuskomple-

- xes systematisch darstellt; dazu gehört die 21. Vorlesung der *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, Studienausgabe Bd. 1, Frankfurt/M. 1982, S. 325 ff.
- 13 Freud hat seine Theorie des Ödipuskomplexes retrospektiv auf die Menschheitsentwicklung projiziert und zu einer Theorie über die Entstehung der Kultur erweitert. Wie die individuelle Sozialisation beginnt auch die menschliche Kultur mit einer Triebversagung: Die Menschheitsgeschichte beginnt nach Freuds fiktiver Konstruktion mit einer Urhorde (bzw. Brüderhorde), die mit dem Vater rivalisiert und diesen schließlich erschlägt. Dass die von Freud behauptete Universalität des Ödipuskomplexes nicht haltbar ist, dass dieser vielmehr einer bestimmten Phase bürgerlicher Sozialisation entspricht, ist verschiedentlich aufgezeigt worden, z.B. bei Reimut Reiche: „Ist der Ödipuskomplex universell?“, in: *Kursbuch* 29, 1972, S. 159-176.
- 14 Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991, S. 40. Die These von der Unrepräsentierbarkeit der Frauen im logozentrischen Diskurs findet sich bei Luce Irigaray: *Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts*, Frankfurt/M. 1980.
- 15 Monique Wittig: „One is not Born a Woman“, in: *Feminist Issues* 1, Nr. 2, 1981, S. 553. Zit. nach Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991, S. 41.

Literatur

- Angress, Ruth:** „Kleist's Nation of Amazons“, in: Susan L. Cocalis/Kay Goodman (Hrsg.): *Beyond the Eternal Feminine. Critical Essays on Women and German Literature*, Stuttgart 1982, S. 99-134.
- Appelt, Hedwig/Nutz, Maximilian:** *Heinrich von Kleist ‚Penthesilea‘. Erläuterungen und Dokumente*, Stuttgart 1992.
- Bronfen, Elisabeth:** „Liebeszerstückelung: ‚Penthesilea‘ mit Shakespeare gelesen“, in: *Kleist-Jahrbuch* 1999, S. 174-193.
- Butler, Judith:** *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991.
- Hansen, Birgit:** „Gewaltige Performanz. Tödliche Sprechakte in Kleists *Penthesilea*“, in: *Kleist-Jahrbuch* 1998, S. 109-126.
- Hermann, Josef:** „Kleists *Penthesilea* im Kreuzfeuer geschlechtsspezifischer Diskurse“, in: *Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur* 87, H. 1, 1995, S. 34-47.
- Hilmes, Carola:** „„Wer bist du, wunderbares Weib?“ Kleists *Penthesilea*“, in: Jürgen Blänsdorf (Hrsg.): *Die „femme fatale“ im Drama. Heroinnen – Verföhrerinnen – Todesengel*, Tübingen 1999, S. 59-79.
- Irigaray, Luce:** *Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts*, Frankfurt/M. 1980.
- Kleist, Heinrich von:** Helmut Sembdner (Hrsg.): *Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke und Briefe*, 2 Bde, München 1983.
- Klüger, Ruth:** „Die Hündin im Frauenstaat: Kleists *Penthesilea*“, in: Dies.: *Frauen lesen anders*, München 1996, S. 129-155.
- Köhler, Carola:** „Aktive *Penthesilea* – passiver Achill. Das Aufbrechen traditioneller Geschlechterrollen in Heinrich von Kleists *Penthesilea*“, in: *Beiträge zur Kleist-Forschung* 11, 1997, Frankfurt/O., S. 60-74.
- Lange, Sigrid:** „Kleists *Penthesilea*“, in: *Weimarer Beiträge* 37, 1991, S. 705-722.
- Nutz, Maximilian:** „„Erschrecken Sie nicht, es läßt sich lesen.“ Verstörung und Faszination in Diskurskontexten – zur Rezeptionsgeschichte von Kleists *Penthesilea*“, in: Christine Lubkoll/Günter Oesterl (Hrsg.): *Gewagte Experimente und kühne Konstellationen. Kleists Werk zwischen Klassizismus und Romantik*, Würzburg 2001, S. 199-223.
- Petersen, Susanne:** *Marktweiber und Amazonen. Frauen in der Französischen Revolution. Dokumente, Kommentare, Bilder*, Köln 1987.
- Pfeiffer, Joachim:** „Friendship and Gender. The Aesthetic Construction of Subjectivity in Kleist“, in: Alice Kuzniar (Hrsg.): *Outing Goethe and His Age*, Stanford/CA 1996, S. 215-227.
- Scheifele, Sigrid:** *Projektionen des Weiblichen. Lebensentwürfe in Kleists ‚Penthesilea‘*, Würzburg 1992.
- Stephan, Inge:** „„Da werden Weiber zu Hyänen ...“ Amazonen und Amazonenmythos bei Schiller und Kleist“, in: Inge Stephan/Sigrid Weigel (Hrsg.): *Feministische Literaturwissenschaft*, Berlin 1984, S. 23-42.

Neue Geschlechterkonstruktionen und (queere) subkulturelle Strömungen in der Weimarer Republik

Überlegungen zur Kategorie ‚queer‘ als Vorwort

Wenn im Folgenden die Weimarer Republik insbesondere auch unter queerer Perspektive genauer beleuchtet wird, so stellt sich zunächst generell die Frage, inwiefern unsere moderne Kategorie ‚queer‘ dazu herangezogen werden kann, soziale Phänomene dieser historischen Epoche angemessen zu beschreiben. Versteht man unter *queer* vor allem Diskussionen wissenschaftlicher Konzepte, mit denen die Binarität der Geschlechterordnung entsebstverständlicht wird, so lässt sich die Frage ganz schnell verneinen; denn die zur damaligen Zeit im deutschsprachigen Raum vorherrschende Sexualtheorie (Hirschfelds ‚Zwischenstufenmodell‘) bewegte sich noch ganz im dichotomen kategorialen Bezugsrahmen der Zweigeschlechtlichkeit. Das heißt, die Theoriebildung der Weimarer Republik ist mit unserem Konzept des ‚queering‘ nicht zu vergleichen. Ganz anders lautet freilich die Antwort, wenn spezifische subkulturelle Lebenspraxen und -stile der Weimarer Republik ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt werden, die sich in den Metropolen herausgebildet und ihr Eigenleben in Form medialer Produkte und kultureller Ereignisse (mit internationaler Ausstrahlungskraft) hervorgebracht haben. Werden also unter der Kategorie *queer* insbesondere solche alltagsweltlichen und politisch-strategischen Handlungspraxen verstanden, die implizit oder explizit die Funktion hatten, etablierte heteronormative Denk- und Handlungsmuster in Frage zu stellen, wie dies im Umfeld der Homosexuellenbewegung geschah, so kann m.E. problemlos von ‚queeren subkulturellen Strömungen der Weimarer Republik‘ gesprochen werden. Denn die Beurteilung historischer Phänomene aus heutiger Sicht setzt voraus, die subkulturellen soziosexuellen Phänomene der Weimarer Republik in ihrer spezifischen Eingebundenheit in die Geschichte, d.h. in Relation zur vorangegangenen Epoche zu verstehen. Demzufolge lautet meine These, der im Folgenden genauer nachgegangen werden soll:

Subkulturelle Strömungen, die in der Weimarer Republik im Umfeld der Homosexuellenbewegung ihre (internationale) Ausstrahlungskraft entfaltet haben,

trugen nachhaltig zur Entselbstverständlichung heteronormativer Leitbilder wilhelminischer Prägung bei und können deshalb als *queer* bezeichnet werden.

Allerdings muss gleich einschränkend angemerkt werden, dass die Schwulenzbewegung bereits im Kaiserreich begann, auch wenn es unseren modernen Begriff ‚schwul‘ zu dieser Zeit noch nicht gab, und mit Blick auf die Weimarer Republik keinesfalls von einer einheitlichen schwul-lesbischen Subkultur gesprochen werden kann. Damit rückt die Vielfalt dieser Epoche in den Blick, die zunächst durch einen kurzen historischen Überblick systematisiert werden soll.¹

1. Die Weimarer Republik – ein historischer Überblick

Um die gesellschaftliche, politische und kulturelle Vielfalt der Weimarer Republik zu verstehen, genügt es nicht, das erste deutsche Demokratieexperiment (1919-1933) isoliert zu betrachten. Nur wenn die Weimarer Republik unter der Perspektive von Kontinuität und Diskontinuität beleuchtet wird, kann deutlich werden, wie sich Modernisierungsprozesse bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert angebahnt haben, wie diese in der Weimarer Republik zum Tragen kamen, und welch jähes Ende diese durch das NS-Regime erfuhren. Aus heutiger Sicht wird zu Recht die Ambivalenz und Widersprüchlichkeit dieser Epoche in den Vordergrund gerückt, die Kolb auf den Begriff gebracht hat, wenn er von „Wille zur Modernität und Angst vor Modernität“² spricht.

1.1. Der Beginn der ‚Klassischen Moderne‘ in der Wilhelminischen Gesellschaft

Die Wilhelminische Gesellschaft war zweifellos ein Untertanenstaat, der durch eine obrigkeitsstaatlich-bürokratische Gesellschaftsstruktur gekennzeichnet war. Sie war jedoch auch eine segmentierte und pluralistische Gesellschaft,³ die u.a. in Reformbewegungen (Frauen-, Jugend-, Schul-, Schwulenzbewegung) oder in Veränderungen der Lebensstile im Bereich der Körperkultur und Sexualität einen sichtbaren Ausdruck fand. Zu Recht kennzeichnet der Historiker Peukert die 90er Jahre und die Zeit um die Jahrhundertwende als „Schwellenzeit“⁴ der gesellschaftlichen Modernisierung: Die industrielle und urbane Gesellschaft entfaltete sich, und damit entstanden neue gesellschaftliche Probleme, die unsere moderne Lebensweise bis heute entscheidend prägen. So war die Jahrhundertwende durch eine sich rasant entwickelnde Technik gekennzeichnet, an die in den alten Kulturstaaten Europas eine euphorische Aufbruchstimmung in ein Jahrhundert des Fortschritts geknüpft war. Auch im Kaiserreich verbreitete ein relativ kontinuierlicher, jahrzehntelanger wirtschaftlicher Aufschwung Optimismus und große Hoffnungen darauf, dass soziale Neuerungen machbar seien. Gleichzeitig mischte sich in diese Zukunftsgläubigkeit die so genannte *Fin-de-siècle*-Stimmung, die den Untergang des Abendlandes

prognostizierte (Oswald Spengler). Nicht nur die Jahre vor 1900 bis zum Ausbruch des ersten Weltkriegs, sondern insbesondere auch die Anfänge der Weimarer Republik sind durch die Ambivalenz zwischen Fortschrittsgläubigkeit und Kulturpessimismus gekennzeichnet.

Das Resultat von Technikgläubigkeit auf der Grundlage von Wachstum und Produktivität der Wirtschaft, eine rapide ansteigende Geburtenzahl, gepaart mit deutschnationaler Gesinnung und Hurra-Patriotismus, ist bekannt: Deutschland begann den 1. Weltkrieg im Sommer 1914, geleitet von der Vorstellung, dass ein schneller Angriffskrieg in kurzer Zeit zum Sieg führe. Es wurde daraus ein vier Jahre andauernder Stellungskrieg mit riesigen Materialschlachten, den Deutschland verlor. Im Vertrag von Versailles wurde Deutschland die alleinige Kriegsschuld zugesprochen und zu riesigen Reparationszahlungen gezwungen. Mit dieser Hypothek begann die Weimarer Republik.

1.2. Die Weimarer Republik als Spannungsfeld erster Ordnung

Die Weimarer Republik wird in der Regel als Spannungsfeld erster Ordnung⁵ gekennzeichnet, weil sich die verschiedensten Strömungen und Parteien gegenüberstanden. Im sozioökonomischen, politischen und kulturellen Bereich wird zwischen drei Phasen unterschieden: Die **erste Phase** (1919-23) der Weimarer Republik war durch permanente Angriffe auf die junge Demokratie von links wie von rechts gekennzeichnet, d.h. die noch instabile junge Demokratie war immer wieder bedrohlichen Zerreißproben ausgesetzt. Zugleich kam mit der Weimarer Republik die Chance, vieles, was schon zuvor erdacht worden war, zu praktizieren und das, was schon erprobt worden war, nun auf breiter Front einzuführen.⁶ Allen Schwierigkeiten zum Trotz setzte sich, insbesondere in den urbanen Zentren, eine Aufbruchstimmung durch, welche die **zweite Phase** (1923-1929) der Weimarer Republik bestimmte. Diese so genannten ‚Goldenen Zwanziger Jahre‘ waren durch eine relative gesellschaftspolitische Stabilisierung gekennzeichnet, die das Lebensgefühl der Menschen veränderte. Neuerungen innerhalb der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, die nicht zuletzt durch technische und industrielle Modernisierungsschübe herbeigeführt wurden, bewirkten einen Wandel tradierter Geschlechterkonstruktionen, Beziehungsmuster, des Lebensstils. Hinzu kam die ‚Verknüpfung der Räume‘ durch die Motorisierung, die eine bis dahin nicht gekannte Mobilität ermöglichte. Hervorhebenswert ist auch die systematische Elektrifizierung, die mit elektrischer Beleuchtung und dem ‚Lichtzauber‘ der Reklame sowie Vernetzungseffekten (Zeitung, Telegraph, Telefon, Radio) Metropolen zu Orten eines neuen, hedonistischen Lebensstils werden ließ.⁷ Ein ganz neuer Industriezweig entstand: **die Unterhaltungsindustrie**. Sie ging mit einer Kommerzialisierung der Freizeitgestaltung und Massenkultur einher. Es entstanden Kino-, Tanz- und Sportpaläste und eine Flut von Zeitschriften und Illustrierten nahm Einfluss auf Moden und

Konsumverhalten. Den Menschen taten sich „in geradezu atemberaubender Weise ganz neue Erfahrungswelten“ auf, so der Historiker Alter: „(...) mehr Freizeit, neue Unterhaltungsformen, neue Medien, neue Wohnkonzepte, grandiose Warenhäuser, Sport als Faszinosum und Massenerlebnis“.⁸

Die USA als mächtigster Industriestaat der Welt wurden zum Leitbild technischer Vernunft und Vorbild wirtschaftlichen Erfolgs. Avantgardisten bekannten sich offen zum *American Way of Life*, d.h. zu amerikanischen Zivilisationsphänomenen wie Technik, Sport, Städteplanungen (Wolkenkratzer), amerikanischen Tänzen (Charleston, Shimmy) und Jazz, die zu Symbolen einer demokratischen und freien Welt wurden. Tatsächlich erreichte Deutschland 1928 hinsichtlich des Bruttosozialprodukts wieder den Vorkriegsstand und rangierte damit auf dem zweiten Platz aller Industrienationen. Hieraus lässt sich auch die enorme Aufbruchstimmung erklären, die sich im Lebensgefühl und der Zukunftsorientierung eines großen Teils der Bevölkerung ausbreitete. Zeitgleich fand eine kulturkritische bzw. kulturpessimistische Auseinandersetzung bis hin zu einer Ablehnung dieser Modernität als „zersetzend“ und „undeutsch“ in der Öffentlichkeit statt. Die größte Gefahr, die sich gegen den Staat richtete, ging hierbei von deutschnationaler und nationalsozialistischer Ideologie aus. „Der Urbanität als Lebensstil und neuem ästhetischem Leitbild“, so der Historiker Mai, „standen die sozialen Verwerfungen und Konflikte sowie die Erfahrung von Entwurzelung und Entfremdung gegenüber“.⁹ Die **dritte Phase** (1929-1933) der Weimarer Republik ließ den Zukunftsentwurf Deutschland als große Wirtschaftsdemokratie aufgrund der Weltwirtschaftskrise (Arbeitslosigkeit, Kurzarbeit, Verelendung breiter Bevölkerungsschichten, Inflation) brüchig werden.¹⁰ Die extreme Aufbruchstimmung löste Ängste aus, die einmal mehr zum Festhalten an tradierten Werten führten und eben jene Konflikte virulent werden ließ, die die Weimarer Republik von Anfang an begleiteten. Mit der Machtübernahme Hitlers im Jahr 1933 wurde weitgehend allen Erneuerungsprozessen ein jähes Ende gesetzt. Doch kehren wir zur Phase der Aufbruchstimmung zurück, um den Wandel der Geschlechterkonstruktionen¹¹ genauer zu beleuchten.

2. Neue Geschlechterkonstruktionen in der Weimarer Republik

Die *Golden Twenties* waren gekennzeichnet durch einen Vergnügungshunger, der die Vergnügungsindustrie enorm anschwellen ließ. Bestand vor 1923 noch eine unüberbrückbare Kluft zwischen der kulturellen Unterhaltung der High Society und der ‚derben Volksbelustigung‘, entwickelte sich nun in den Städten eine massenhafte Hinwendung zu Unterhaltungsgenres wie Jazzmusik, Schlagern, Film, Revue, Boulevard-Komödien, die „vom Bankdirektor bis zum Handlungsgehilfen, von der Diva bis zur Stenotypistin“,¹² gleichermaßen begeistert konsumiert wurden. Ebenso wurde der Sportenthusiasmus (Wandern, Fahrradfahren, Tanzen, Turnen), auch als zuschauerorientiertes Großereignis (Fußballspiele, Boxkämpfe, Sechs-Tage-Rennen u.a.) zum Massenphänomen. Mit dem Achtstundentag, dem Tarifrecht und der

sozialpolitischen Gesetzgebung bildeten sich erstmals neue Muster von Freizeitverhalten heraus, allerdings galt dies für das städtisch industrielle und gewerbliche Erwerbsleben, kaum jedoch für die Landbevölkerung. Ebenso setzten niedrige Löhne oder Arbeitslosigkeit dem Freizeitkonsum in Arbeiter- und Angestelltenhaushalten, insbesondere in Krisenzeiten, enge Grenzen.¹³

In den Großstädten wurden neue Geschlechterbilder konstruiert, die sich insbesondere an anglo-amerikanischen Vorbildern orientierten. In Sportlichkeit und im *fair play* wurde eine leibseelische Synthese gesehen, bei der die individuelle Leistung – unabhängig von Stand und Titel – in den Vordergrund gerückt wurde und die sich deutlich vom Leitbild des zackig ‚autoritätsstrammen Deutschen‘ der Wilhelminischen Ära unterschied. So wurde für den modernen Großstadtman[n] der mobile, innovative ‚Mann mit Tempo‘, der ‚Chauffeur-Typ‘, der technikbegeisterte ‚Lindbergh-Typ‘ zum Leitbild erhoben. Für die moderne Frau fungierte ‚die berufstätige Frau mit Pflöckchen‘, die ‚kess[e] Berliner[in]‘ mit Bubikopf oder die Tennisspieler[in] als Leitbild. Zentral für die neuen Geschlechterkonstruktionen war eine veränderte Haltung gegenüber Liebe und Sexualität. In Abgrenzung zum bürgerlichen ‚Spießkerl‘ wilhelminischer Provenienz mit seiner sentimental[en] Doppelmoral wurde für eine neue Sachlichkeit und Nüchternheit gegenüber Sexualität plädiert. Sexuelles Vergnügen, sexuelle Abwechslung, Genuss oder der sportliche Flirt wurden dem Schwur ewiger Treue entgegengesetzt. Hervorstechendes Merkmal des Wandels der Geschlechterkonstruktionen im bürgerlich-liberalen Großstadtmilieu war das Spiel mit den tradierten Geschlechterrollen bis hin zu einem offenen Bekenntnis zur eigenen Homosexualität. So wurde der gut gekleidete, gesellige, ungebundene Dandy-Typ zum Leitbild für den modernen Großstadtman[n]. Demgegenüber fungierte der *garconne*-Typ als Leitbild für die berufstätige emanzipierte Frau: Sie war schlank und sportlich, trug untaillierte Kleider, kniefreie Röcke oder männlich wirkende Kostüme. Häufig betonten ein Herrenanzug und Schlips sowie der Bubikopf das Geschlechter-Spiel. Prominentes Beispiel dafür, wie sehr sich auch die Filmindustrie bei der Typisierung des Weiblichen als *vamp* Formen des *gender swapping* bediente, ist Marlene Dietrich. Generell ist zu sagen, dass in den *Golden Twenties* nicht nur gesellschaftliche Normen, sondern auch künstlerische Tabus fielen. Das Tuntige, Schwule, Bisexuelle hatte avantgardistische Qualität. Bisexualität und das Kokettieren mit schwulen und lesbischen Vorlieben wurde zum Ideal erhoben. Bekannte Schauspieler (Wilhelm Bendow, Adolf Wohlbrück, Hubert v. Meyerinck u.a.) machten kein Hehl aus ihrer Homosexualität. Die queere Welt wurde auch von der heterosexuellen Gesellschaft mit Interesse zur Kenntnis genommen. In Berlin entstanden Zentren schwul-lesbischen Nachtlebens, die zu Anziehungspunkten für männliche und weibliche Künstler, Schriftsteller, Filmschauspieler und die Schickeria wurden. Berlins Ruf als homosexuelle Metropole ging um die Welt. Nicht nur die Tuntenbälle in Paris wurden an denen Berlins gemessen, auch die Bälle in New York versuchten dem Berliner Vorbild nachzueifern. Das alte Image des preußischen Militarismus verblasste und in Berlin, aber auch in anderen Groß-

städten, entstand ein brodelndes Zentrum der Moderne, das neue Lebensformen, intellektuellen Austausch und neue Kunstströmungen forcierte und Menschen aus ganz Europa anzog. Überall in Deutschland, so Andreas Sternweiler, hatte in den zwanziger Jahren eine mehr oder weniger tolerierte und umfangreiche schwule Subkultur entstehen können, die auch für Heterosexuelle höchst attraktiv war.¹⁴

Für unsere Fragestellung interessant an den Ausführungen Sternweilers zur queeren Subkultur in den Metropolen ist ihre erstaunliche Breitenwirkung, die ein Licht darauf wirft, wie befreiend die Auflösung der verordneten Heteronormativität wilhelminischer Prägung auf Menschen unterschiedlichster Schichten wirkte.

2.1. Zum sozialen Wandel der Frauen in der Weimarer Republik

Den sozialen Wandel der Frauen in der Weimarer Republik bewirkte v.a. die Konzentration der Erwerbsarbeit von Frauen auf die modernen Sektoren der Industrie, des Handels, des öffentlichen Dienstes und der privaten Dienstleistungen. Hieraus resultierte die Herausbildung neuer ‚typischer‘ Frauenberufe, die entweder vorher nicht existiert hatten oder zunehmend von den Männern geräumt wurden. Dazu zählen die Stenotypistin, die Fließbandarbeiterin, die Verkäuferin, die Grundschullehrerin oder auch die Sozialarbeiterin. Die weibliche Erwerbstätigkeit stieg von 1907 bis 1925 von 31,2% auf 35,6%. Der Anteil der in Familienarbeit eingebundenen Frauen blieb mit 36% stabil. Interessant sind jedoch die Umschichtungen innerhalb der Gruppe weiblicher Erwerbstätiger: So sank der Anteil der Dienstmädchen, Hausangestellten und landwirtschaftlichen Arbeiterinnen, wohingegen der Anteil der industriellen Arbeiterinnen, Angestellten und Beamtinnen stieg.¹⁵

In das Erwerbsleben integriert war insbesondere der Typus der jungen, noch ledigen Frau sowie der Typus der älteren, alleinstehenden Frau. Demgegenüber konnte sich die erwerbstätige verheiratete Frau sicher sein, als ‚Doppelverdienerin‘ harter Kritik ausgesetzt zu sein.

Es ist festzustellen, dass das Leitbild der nicht berufstätigen Hausfrau und Mutter weiterhin dominant blieb, wenngleich sich weibliche Erwerbsarbeit stark erweiterte. Wurden Frauen während der ganzen Weimarer Republik zwar schlechter bezahlt und blieben in subalternen Positionen als ihre männlichen Kollegen, führte dieser Sachverhalt jedoch während der Zeit der unternehmerischen Rationalisierungsoffensive (1924-1929) und der Weltwirtschaftskrise (1929-1933) dazu, dass die billigeren weiblichen Arbeitskräfte seltener entlassen wurden als ihre männlichen Kollegen. Solche gesellschaftlichen Widerspruchsfiguren bewirkten in der Öffentlichkeit heftige und kontrovers geführte Diskussionen, die sich auf die gesellschaftliche Stellung der Frau – und die damit verbundenen – Weiblichkeitskonstruktionen bezogen, zumal Frauen auch während des Krieges ‚männertypische‘ Berufe (z.B. im Verkehrswesen und in der Schwerindustrie) übernommen hatten, was sich nach dem Krieg jedoch schnell wieder veränderte.

Konstanter blieb demgegenüber das öffentliche Engagement der Frauen in Verwaltung, Wohlfahrts-, Bildungs- und Sozialeinrichtungen. Hierbei konnten sich die berufstätigen Frauen auf das gesellschaftlich akzeptierte Konstrukt der „sozialen“ oder „geistigen Mütterlichkeit“ stützen, das vom konservativen Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung (Helene Lange, Gertrud Bäumer u.a.) bereits im Kaiserreich ins Feld geführt wurde, um „frauenspezifische“ Qualifikationen und Tätigkeiten durchzusetzen.¹⁶

Dieses ‚Mütterlichkeitskonstrukt‘ kollidierte allerdings mit den Orientierungsmustern moderner junger Frauen, die am engsten mit anglo-amerikanischen Leitbildern identifiziert waren. Dies waren nicht nur Akademikerinnen, Künstlerinnen und Frauen aus bürgerlich-liberalen Herkunftsfamilien, sondern insbesondere auch junge Frauen aus dem Angestelltenbereich (‚Tippfräulein‘, Verkäuferinnen, Telefonistinnen etc.). Dank der Medienwelten orientierten sie sich am Typus der modebewussten, selbständigen, Zigarette rauchenden Frau mit Bubikopf, die sich im Charleston-Schritt auf dem Tanzparkett bewegt oder mit dem Besuch von UFA- und Hollywood-Filmen vergnügt. So entfaltete der Mythos der ‚neuen Frau‘ vor allem auch im Angestelltenbereich ein Eigenleben. Nur blieb das Einkommen dieser Frauengruppe so beschränkt, dass allenfalls ein gelegentlich und mühsam zusammengesparter Ausflug in diese ‚neue Welt‘ am Feierabend oder am Wochenende möglich war.

Es ist festzustellen, dass die Bedeutung der organisierten Frauenbewegung in der Weimarer Republik deutlich sank: Frauen erhielten das aktive und passive Wahlrecht, sie erhielten neue Aufgaben in der Politik wie in der modernen Erwerbsarbeit und es fand eine Enttabuisierung der Sexualität statt, allerdings vor dem Hintergrund einer noch weit verbreiteten viktorianischen Prüderie. Diese Errungenschaften suggerierten, dass Forderungen der Frauenbewegung im politischen Bereich erfüllt oder auf dem Wege der Realisierung seien. Darüber hinaus standen innerhalb der Frauenbewegung unterschiedliche Geschlechterkonstruktionen, beispielsweise auch mit Blick auf die unterschiedliche Bewertung männlicher und weiblicher Homosexualität, einem einheitlichen Vorgehen im Wege. So blieb auch trotz der Modernisierungsschübe, die beiden Geschlechtern ganz neue Lebensformen eröffneten, der § 218 während der ganzen Weimarer Republik bestehen. Letztlich standen Ansätzen zur (sexuellen) Emanzipation starke traditionalistische Vorbehalte entgegen. Trotz neuer Weiblichkeitskonstruktionen (der *garçonne*-Typ, der Vamp, die Kameradin) blieb doch das Leitbild der Frau als Ehefrau und Mutter dominant. Die Abwehrhaltungen gegenüber neuen Herausforderungen der Moderne waren vielfältig: Sie reichten vom Versuch, das tradierte Familienideal wieder zu beleben, über kulturpessimistische Warnungen, die den Verfall von Familie/Sitten und die zersetzende Gewalt des Asphaltschungels beschworen, bis hin zu Versuchen staatlicher Instanzen, durch Gesetze massive Ängste und Verunsicherungen unter Kontrolle zu bringen (Jugendschutz, Gesetz zur Bekämpfung von Schund-

und Schmutzschriften etc.).¹⁷ Im Folgenden sollen Geschlechterkonstruktionen der bürgerlichen Jugendbewegung mit Blick auf die Wandervogelbewegung kurz beleuchtet werden, eben weil sich diese als zivilisationskritische Bewegung bis hin zum ‚Bollwerk gegen die Moderne‘ verstand.

3. Geschlechterkonstruktionen der bürgerlichen Jugendbewegung

In der Gesellschaftsgeschichte tauchte Ende des 19. Jahrhunderts erstmalig das Thema ‚Jugend‘ als politisch-soziales auf und gewann seit der Weimarer Zeit – bis heute – an Bedeutung. Im ausgehenden 19. Jahrhundert stiegen die Geburtenzahlen rapide an, demzufolge traten junge Menschen immer stärker im Alltag in Erscheinung. Es entstand ein harter Konkurrenzkampf zwischen den Generationen, der auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen zu Generationskonflikten führte. Peukert spricht in diesem Zusammenhang von einer „überflüssigen Jugendgeneration“.¹⁸ Erst seit 1910 sank die Geburtenrate, eine Entwicklung, die sich bis heute fortsetzt. Der Geburtenrückgang und ein – damit einhergehendes – Kleinfamilienideal sowie die steigende Lebenserwartung markierten einen ganz neuen Zustand: Die Bevölkerung wurde deutlicher nach Generation und Geschlecht segmentiert; denn auch die Frauen traten, wie oben ausgeführt, zunehmend auf dem Arbeitsmarkt als Konkurrentinnen in Erscheinung. Die Mentalitätsgeschichte der Weimarer Republik ist daher durch neue Konflikte gekennzeichnet: So flammte auch die Auseinandersetzung um die gesellschaftliche Stellung der jungen Generation ganz neu auf.¹⁹

Die Jugend begann sich in Jugendverbänden zu organisieren: So waren 1926 von den insgesamt über 9 Millionen Jugendlichen 4,3 Millionen als Mitglieder in Jugendverbänden registriert. Jeder zweite junge Mann und etwas weniger als jede zweite junge Frau gehörten Sportvereinen (1,6 Millionen), kirchlichen Jugendverbänden (1,2 Millionen), der Arbeiterjugendbewegung (368 000 Mitglieder, wozu noch einige Tausend Jungkommunisten hinzuzurechnen sind) und der bündischen Jugendbewegung an. Obwohl die bündische Jugendbewegung, deren Traditionslinien wie die der Arbeiterbewegung auf die Vorkriegszeit zurückreichen, nur 51 000 Mitglieder zählte,²⁰ ist sie für unser Thema aus folgendem Grund besonders interessant: Einerseits manifestiert sich in dieser jugendkulturellen Bewegung ebenfalls die Suche nach einem neuen Lebensstil. Andererseits verstand sich die bündische Jugendbewegung, die aus der Wandervogelbewegung hervorging, bei ihrer Hinwendung zu gemeinschaftlichem Naturerlebnis, Kameradschaft, Natürlichkeit im Sinne asexueller Körperkultur, als Kontrapunkt gegen die Moderne.

3.1. Die Wandervogelbewegung

Generell ist zu sagen, dass sich die Wandervogelbewegung im Kaiserreich gebildet hat und von Steglitzer Gymnasiasten ausging. Es kann also zunächst von einer ideengeschichtlichen Wechselwirkung gymnasialer Schulreform und Jugendbewegung ausgegangen werden. Bereits in der wilhelminischen Ära hatten sich alternative Lebenskonzepte als Antwort auf festgefahrene Werte und Konventionen herausgebildet: Abstinenz- und Vegetarier-Gruppen, AnhängerInnen von Freikörperkultur oder alternative künstlerische und spiritistische Gruppierungen bildeten Siedlungen.

Um die Jahrhundertwende schlossen sich nun bürgerlich-subkulturelle Jugendgruppierungen zusammen, um gemeinsames kameradschaftliches Naturerleben jenseits konfessioneller oder politischer Bindung zu praktizieren. Gemeinsames Wandern hatte die Funktion, sich selbstbestimmte Räume zu erobern. Allerdings herrschte im Wandervogel von Anfang an das männliche Führerprinzip vor. Bereits vor dem Krieg hatten sich innerhalb der Bewegung unterschiedliche Richtungen herauskristallisiert, die grob als liberal-reformorientiert, völkisch und sozialistisch charakterisiert werden können. Nach 1921 gab es keinen einflussreichen linken Flügel mehr. Bei der Herausbildung bündischer Formen ab 1923 war die Pfadfinderbewegung dominant, die sich mit Teilen des Wandervogels zusammenschloss und autoritäre Strukturen wieder belebte.

„Mit der wachsenden wirtschaftlichen Misere“, so Sabine Andresen, breiteten sich unter der *Bündischen Jugend* zunehmend antiliberalen, kleinbürgerliche, anti-kapitalistische und antiamerikanische Tendenzen aus.²¹ Obwohl der Wandervogel ursprünglich als Wegbereiter auch des Mädchenwanderns und der gemischten Gruppen in die Geschichte einging, wurden die Mädchen seit 1920 – trotz heftiger Proteste seitens Teilen des männlichen und weiblichen Wandervogels – zunehmend aus dem Alt-Wandervogel ausgegrenzt. In dem unter Ernst Buske 1924 gegründeten Bund *Alt-Wandervogel Deutsche Jungenschaft* waren Mädchen zwar offiziell geduldet, passten jedoch kaum mehr in das paramilitärische, antifeministische Bild. So gründeten sie den *Wandervogel Mädchenbund*.²² 1933 löste sich die *Bündische Jugend* weitgehend in der Hitlerjugend auf.

Auffällig ist, dass die Wandervogelbewegung von Anfang an von einem öffentlichen Diskurs zum Thema Homosexualität und Homoerotik in einer Jungenfreundschaft begleitet wurde. Dies ist zweifelsfrei zum einen darauf zurückzuführen, dass mit der Jugendbewegung der Diskurs um das Thema Sexualität, so auch Homosexualität, virulent wurde. So wurde in der Psychoanalyse von Freud erstmals der Blick auf kindliche und jugendliche Sexualität gerichtet. Vor allem aber fanden im Umfeld des Sexualwissenschaftlers Hirschfeld intensive Diskussionen zum Thema Homosexualität statt. Zum anderen erschütterte eine ganze Serie von Skandalprozessen (1907-1909) das Kaiserreich, in denen es um den

Vorwurf der Homosexualität ging. So musste der Kaiser 1907 die Generale Moltke, Lynar und Hohenau sowie seinen Intimus, den Diplomaten Eulenburg, wegen Homosexualitätsverdachts entlassen.²³ Interessant in diesem Zusammenhang ist die Feststellung Sombarts, der darauf verweist, dass nirgendwo sonst im Europa der Jahrhundertwende mit der Kriminalisierung der Homosexualität gleichzeitig eine so starke Affinität zu homoerotischen Beziehungsmustern einhergegangen sei, was sich v.a. in männerbündischen Organisationsstrukturen des Militärs, aber auch des Wandervogels zeige.²⁴

3.2. Mädchenjugend in der Wandervogelbewegung

Erstmalig traten Mädchen 1905 im „Bund der Wanderschwestern“, den die Dichterin Marie Luise Becker gegründet hatte, als Bewegung öffentlich in Erscheinung. Ab 1910 wurden Mädchen in der Statistik des Wandervogels offiziell registriert (8500 männliche, 500 weibliche Mitglieder).²⁵ Damit wurde ein historisch neues Phänomen geschaffen: Die Eingebundenheit der Mädchen zwischen Elternhaus, Töchterheim und Hausfrauendasein wilhelminischer Tradition wurde gesprengt, indem auch die weibliche Jugend mehr Freiraum, Wanderschaft und Naturerleben für sich in Anspruch nahm. Geistige Befreiung sollte sich in physischer Befreiung manifestieren. Das Durchschnittsalter der Mädchen lag bei 14-16 Jahren, selbst die Führerinnen waren meist nur wenig älter als ihre Gruppenmitglieder. Ähnlich wie die soziale Herkunft der Jungen waren auch die Mädchen mittelständisch geprägt, wobei der obere Mittelstand und das Bildungsbürgertum dominierten. Nach 1920 nahm der Anteil an Büro- und kaufmännischen Angestellten erheblich zu. Neben dem Elternhaus wurden die Mädchen durch junge Lehrerinnen zum Wandern motiviert, die der Jugendbewegung nahestanden. Vorherrschend waren ein essentialistisch geprägter Lebensstil und Zukunftsentwurf.²⁶ Wandern sollte – wie bei den Jungen – ein neues Verhältnis zur Natur und zum Körper schaffen. Im Verhältnis zum anderen Geschlecht stand die Kameradschaft im Vordergrund. Wichtig war den Mädchen nicht die Frauenfrage, geschweige denn politische Forderungen der Frauenbewegung, sondern vielmehr das Erleben der Befreiung aus einer Tradition, die obsolet geworden war. Die anfängliche Faszination des Körpererlebens (Tanz, Rhythmik und Gymnastik als Ausdruck von physischer und psychischer Ganzheit) mündete in Inszenierungen entsexualisierter Körper- und Nacktkultur, in der sich eine antiintellektuelle Haltung manifestierte. Hinzu kam eine Negation der Moderne, insbesondere Berlin galt als Metropole der Dekadenz, des Sittenzerfalls und der Perversion. Deshalb trat der Wandervogel wie keine andere Jugendbewegung für Sittenreinheit und asexuelle Kameradschaft ein. Grundprinzip der Lebensauffassung waren Naturverbundenheit und Vaterlandsliebe.

Der Kampf der Mädchen um Partizipation an freieren Lebensstilen ist nicht als Mädchenjugendbewegung, sondern als Mädchenfrage in die Geschichte eingegan-

gen. So wurden in der Öffentlichkeit, insbesondere von männlichen Wortführern, die Wanderfähigkeit von Mädchen, das Gemischt- oder Getrenntwandern unter männlicher Führung etc. erörtert. Trotz komplizierter Ausgangsposition wurde der Mädchenwandervogel jedoch eine soziale Tatsache. Seit Ausbruch des Ersten Weltkrieges ging die Leitung vieler Kreise und Gauen in die Hände älterer Führerinnen über. Außerdem bestimmten die Mädchen zunehmend den öffentlichen Diskurs in Zeitschriften und Gaublättern, was vielen Jungen ein Dorn im Auge war und schon vor der Weimarer Republik die Forderung der Trennung von den Mädchen hervorrief. Erstmals initiierte ihrerseits die freideutsch orientierte Marie Buchhold im Jung-Wandervogel das Thema Frauensiedlung. Da dieser Vorschlag auf massiven Protest stieß, traten 1920 diejenigen Mädchen, die sich für eine geschlechtshomogene Lebensgemeinschaft begeistern konnten, aus dem Bund aus. Daraufhin gründete Buchhold zusammen mit ihrer Freundin die Frauensiedlung „Schwarzerden“. Wie die anthroposophisch ausgerichtete Tanz- und Bewegungsschule „Loheland“, die auf die Verknüpfung von Bildung, Kultur und Gymnastik zielte, war auch „Schwarzerden“ nur für Mädchen und Frauen konzipiert.²⁷ Die Frage, inwieweit hierbei auch lesbische Tendenzen im Spiel waren, kann als Forschungsdesiderat bezeichnet werden.

Dem Siedlungsgedanken konträr gegenüberstehend, entwickelte sich nach dem Krieg der Begriff des ‚Bündischen‘ im Sinne einer Straffung jugendbewegter Tradition. So sah Buske, der den *Alt-Wandervogel Deutsche Jungenschaft* (1924) gründete, in den Mädchen eine Gefahr für die ‚männliche‘ Idee des Wandervogels und eine Aufweichung des ‚Kameradschaftsverhältnisses‘ zugunsten sexueller Beziehungen. Obwohl Mädchen in dieser phallogozentrischen Organisation, nicht zuletzt aus Angst vor Homosexualitätsverdacht, zwar offiziell geduldet waren, war die *Bündische Jugend* jedoch weitgehend geschlechtshomogen organisiert.²⁸ Demzufolge kann von vielfältigen homosexuellen bzw. -erotischen Beziehungsformen bei beiden Geschlechtern ausgegangen werden. Offiziell galt Homosexualität allerdings als perverses Großstadtphänomen, das v.a. männliche Homosexualität betraf. Mädchenfreundschaften wurden nur selten in diesem Begriffsrahmen untergebracht. Die Körperinszenierungen der Mädchen zielten auf Gesundheit und eine ‚ganzheitliche‘ Vorbereitung auf die Mutterschaft. Gab es unter jugendbewegten Mädchen vereinzelt auch den Typus des „verbengelten Bubikopfs“, setzte sich jedoch in der *Bündischen Jugend* das Leitbild des deutschen „Gretchenzopfs“ durch.²⁹

4. Die Schwulen- und Lesbenbewegung in der Weimarer Republik

Der Beginn einer Schwulenbewegung im Sinne einer sozialen Bewegung, die für die rechtliche und moralische Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Liebe eintrat, ist auf das 19. Jahrhundert zurückzuführen. Als wichtiger Vordenker der modernen Schwulenbewegung gilt Karl Heinrich Ulrichs (1825-1895), der in seiner Theorie davon ausging, dass in jedem Individuum im Keim ein geschlechtlicher Dualismus angelegt sei. Demzufolge habe die Natur zahlreichen Menschen neben männlichem bzw. weiblichem Körperbau die Geschlechtsliebe zum eigenen Geschlecht gegeben. Als einer der maßgeblichen Begründer der modernen Schwulenbewegung gilt der schwule jüdische Arzt **Magnus Hirschfeld** (1868-1935), der an den Erkenntnissen von Ulrichs anknüpfte. Hirschfeld ging von so genannten ‚Zwischenstufen‘ aus, d.h. er nahm an, dass sich Frauen und Männer in allen geistigen und körperlichen Punkten nur graduell und quantitativ unterscheiden: Vom ‚Vollmann‘ bzw. der ‚Vollfrau‘ führe eine Kette von „Abstufungen und Mischungen der andersgeschlechtlichen Merkmale“ hin zu Hermaphroditen und Homosexuellen. „Der homosexuelle Mann und die homosexuelle Frau stehen“ nach Hirschfeld „in naturgemäßer Verwandtschaft zu einander und gehören tatsächlich zu einem III. Geschlecht“.³⁰ Hirschfeld wirkte maßgeblich bei der Gründung des *Wissenschaftlich-humanitären Komitees* (1897-1933) mit, dem er dreißig Jahre vorstand. Im Zentrum der Aktivitäten stand zunächst der Kampf gegen den § 175. Anlass der Gründung des *Wissenschaftlich-humanitären Komitees* (*WhK*) war eine Petition, unter die respektable Persönlichkeiten der damaligen Zeit ihre Unterschrift setzten (u.a. August Bebel, Vorsitzender der SPD; Richard Freiherr von Krafft-Ebbing, der berühmte Autor der *Psychopathia sexualis*; Ernst von Wildenbruch, konservativer Hofdichter und Freund des Kaisers), die zunächst hunderte und bald schon tausende veranlassten, die Forderungen nach Straffreiheit für schwulen Sex zu unterstützen. Erst als 1919 das Frauenstimmrecht eingeführt wurde, bemühte sich das *WhK* auch um die Unterschriften prominenter Frauen. In den folgenden Jahren (bis 1907) stieg die Anzahl der zahlenden Mitglieder für den „Fonds zur Befreiung der Homosexuellen“ kontinuierlich (ca. 500). Im Rahmen des *WhK* bildete sich eine Art Vereinsleben heraus. Neben Konferenzen fanden regelmäßige Monatsversammlungen statt, die wissenschaftlichen Fragen, künstlerischen Darbietungen sowie geselligem Meinungsaustausch gewidmet waren: Berlin blieb Zentrale, es wurden jedoch „Subkomitees“ in Hamburg, Hannover und in Südwestdeutschland gebildet.³¹

Die schwerste Krise seit Gründung des *WhK* kam 1907 und erzeugte einen Stimmungsumschwung in der öffentlichen Meinung infolge zweier spektakulärer Gerichtsprozesse, die als „Eulenburg-Affäre“ bezeichnet wurden. Hirschfeld trat in den Prozessen als Sachverständiger auf. Worum ging es? Mit wachsender Schwulenbewegung wurde das Thema Homosexualität zunehmend in der Öffentlichkeit

diskutiert, so u.a. in der erfolgreichsten Wochenschrift der Kaiserzeit, der *Zukunft*. Es ging um Homosexualitätsverdächtigungen prominenter Männer im Umfeld des Kaisers, die wiederum Beleidigungsklagen der Betroffenen nach sich zogen. Dem Diplomaten und Intimus des Kaisers, Eulenburg, konnten letztlich aufgrund von Zeugenaussagen homosexuelle Aktivitäten nachgewiesen werden. Nach Hirschfeld habe die „Eulenburg-Affäre“ in den Jahren 1907-09 eine ganze Serie von Skandalprozessen zur Folge gehabt, die die Schwulenbewegung in „die schwerste Krisis“ gestürzt haben.³² Die Prozesswelle um Homosexualitätsverdächtigungen im Kaiserreich war allerdings auch Ausdruck unterschiedlicher politisch-strategischer Positionen innerhalb der Schwulenbewegung selbst. Dies betraf den Umgang mit dem Wissen oder vermeintlichen Wissen über die Homosexualität prominenter Männer. Während das *WhK* das Mittel der Selbstdenunziation als emanzipatorische Waffe verworfen hatte, hielt sich Adolf Brand, ein Schriftsteller, der sich schon Anfang des Jahrhunderts öffentlich zur gleichgeschlechtlichen Liebe bekannte, nicht daran, und bezeichnete (oder: bezichtigte des Schwulseins) den Reichskanzler Bülow u.a. auf einem Flugblatt als schwul. Im Prozess *Bülow gegen Brand* wurde Brand verurteilt.³³

In der Kriegszeit (1914-18) erwog das *WhK* seine Arbeit einzustellen, denn die Schwulen waren ebenso wie die Mehrheit der Männer bereit, „für das Vaterland“ und „Deutschlands Ehre“³⁴ ins Feld zu ziehen. Die Arbeit wurde jedoch auf niedrigerem personellen Niveau fortgesetzt.

Die Beendigung des Ersten Weltkriegs erzeugte auch im *WhK* eine enorme Aufbruchstimmung: Hirschfeld eröffnete sein *Institut für Sexualwissenschaft* (1919) und das *WhK* wurde ins Vereinsregister eingetragen. In Kooperation mit dem *WhK* entstand der erste homosexuelle Aufklärungsfilm *Anders als die Andern* (Oswald-Film-Gesellschaft), der jedoch kurz nach der Aufführung wieder verboten wurde und nur Ärzten und wissenschaftlichen Instituten vorgeführt werden durfte. Bei Aufführungen des Films kam es in Hamburg, München und Wien zu Gewalttätigkeiten und Störungen durch „junge Hakenkreuzler“, 1920 wurde Hirschfeld in München nach einer Film- und Vortragsveranstaltung zusammengeschlagen.³⁵

Mit der Gründung zahlloser Freundschaftsbünde überall im Deutschen Reich erreichte die Schwulenbewegung eine neue Qualität als Massenbewegung. In größeren und kleineren Städten bildeten sich Vereinigungen und Clubs nach Berliner Vorbild. Man orientierte sich an Freundschaftszirkeln, die sich schon 1914 im Kaiserreich gegründet hatten. Dazu zählten der ‚Verein der Musik- und Kunstfreunde‘ von 1912 oder der ‚Märkische Wanderklub‘ von 1917, die bis weit in die zwanziger Jahre aktiv blieben. Die neuen Gruppenbildungen unter dem Namen ‚Club der Freunde und Freundinnen‘, ‚Freundschaftsbund‘ oder ‚Club der Freunde‘ gingen mit der Gründung der schwulen Wochenzeitschrift *Die Freundschaft* (Karl Schultz Verlagsgesellschaft; 1919) einher. In ihr wurden erstmals einem breiten schwulen Publikum unterschiedliche Probleme, Ansichten und Forderungen nahegebracht.

Friedrich Radszuweit (1876-1932) gehörte zu den zentralen Figuren der Schwulenbewegung der Weimarer Republik. Er baute den 1920 gegründeten *Deutschen Freundschaftsverband (DFV)*, der sich in Hamburg, Frankfurt und Stuttgart gebildet hatte, unter dem Namen *Bund für Menschenrecht (BfM)* 1927 zu einer Massenorganisation aus, dessen Vorsitzender er wurde. Nach Angaben Radszuweits, der auch wichtigster Verleger von Homosexuellen-Zeitschriften wurde, hatte der *BfM* zeitweilig 48.000 Mitglieder. In den Anfängen fand eine enge Kooperation zwischen dem *WhK* und dem Bund statt, die sich in den folgenden Jahren jedoch aufgrund unterschiedlicher politischer und schwulenstrategischer Positionen verschlechterte. Radszuweit baute ein Verlagsunternehmen auf, das Zeitschriften und Bücher für unterschiedliche InteressentInnen druckte: *Die Freundin* (ab Nov. 1924) für Lesben und interessierte Frauen an der Bewegung; *Die Insel* mit eher literarischem Anstrich; *Das Freundschaftsblatt* als aktuelle schwule Wochenschrift und *Das 3. Geschlecht*, das sich an Transvestiten wandte. Ein wichtiges Standbein neben der politischen Arbeit war die Geselligkeit. Die großen schwulen Bälle erreichten im Verlauf der Weimarer Republik ein bis dahin nicht gekanntes Ausmaß, weil nicht nur Berliner, sondern Gäste aus ganz Deutschland und dem Ausland daran teilnahmen. Allerdings, und das ist wichtig zu betonen, blieb der §175 während der gesamten Weimarer Republik erhalten.

In den 1920er Jahren gab es in der Reichshauptstadt ca. 90 bis 100 homosexuelle Lokale. In billigen Kaschemmen in Arbeitervierteln boten arbeitslose Jugendliche für geringe Entlohnung Sex an. Im ‚feinen Westen‘ entstanden Bars, Café- und Vergnügungshäuser, Kleinkunsth Bühnen und Tanzpaläste. In der Martin-Luther-Straße eröffnete 1927 das „Eldorado“, das mit seinen Transvestiten, Schwulen und Lesben zum wichtigen Bestandteil des Nachtlebens für die Künstler, Literaten und Vertreter der Industrie wurde.³⁶

Im Zusammenhang mit der Frauenbewegung traten lesbische Frauen erstmals in den 1920er Jahren an die Öffentlichkeit. Als Publikationsorgane lesbischer Frauen erschien die Zeitschrift *Die Freundin* (1924) und später die *Garconne* (1930). 1931 erregte Christa Winsloes Film *Mädchen in Uniform*, der die leidenschaftliche Liebe einer Schülerin zu einer Lehrerin in einem Potsdamer Internat behandelt, internationales Aufsehen.

Die erste deutsche Frauenbewegung, die Mitte des 19. Jahrhunderts begann, bot selbstverständlich auch lesbischen Frauen ein weites Betätigungsfeld. Für das Thema ‚Frauenbewegung und weibliche Homosexualität‘ gibt es jedoch nur spärliche Zeugnisse. Hierfür bildet die Rede von Anna Rüling („Welches Interesse hat die Frauenbewegung an der Lösung des homosexuellen Problems?“) auf der Jahresversammlung des *WhK* 1904 eine rühmliche Ausnahme: Sie bezeichnete sich selbst öffentlich als Lesbierin, bekannte jedoch, keine Namen homosexueller Frauen nennen zu wollen, da sich „die Damen beleidigt fühlen“³⁷ könnten. Gründe für die allgemeine Zurückhaltung der Frauenrechtlerinnen zum Thema weibliche

Homosexualität sind zweifelsfrei vielschichtig: Zum einen stand der Kampf um gleiche Rechte und verbesserte Lebens- und Arbeitsbedingungen für alle Frauen erst in den Anfängen. So hatte sich die erste Welle der Frauenbewegung gegen eine Flut antifeministischer Anfeindungen zu wehren und befürchtete, dem Vorurteil ‚krankhaften Mannweibtums‘ Vorschub zu leisten. Zum anderen gab es zu dieser Thematik innerhalb der unterschiedlichen Strömungen der Frauenbewegung extrem unterschiedliche Positionen. Möglicherweise war auch für Lesbierinnen innerhalb der Frauenbewegung das Thema deshalb nicht so brennend, weil die Reichsgesetzgebung seit 1871 Freiheitsstrafen nur noch für männliche Homosexualität vorsah (bis 1747 stand auch für weibliche Homosexualität die Todesstrafe) und es lesbischen Frauen möglich war, in Lebensgemeinschaften zusammenleben zu können, ohne das Gesetz fürchten zu müssen. Es ist zwar von zahlreichen Aktivistinnen und Frauenrechtlerinnen überliefert, dass sie in langjährigen Lebens- und Arbeitsgemeinschaften miteinander lebten, inwieweit diese Beziehungen als lesbisch bezeichnet werden können, muss freilich mit einem Fragezeichen versehen werden. So lebte z.B. Elsbeth Krukenberg (Mitglied des *Bundes deutscher Frauenvereine*; gemäßigter Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung) 42 Jahre mit der Lehrerin und Lyzeumsdirektorin Lina Hilger zusammen. In ähnlicher Lebens- und Arbeitsgemeinschaft lebten 40 Jahre Lida Gustava Heymann und Anita Augspurg (radikaler Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung) zusammen. Helene Lange und die 25 Jahre jüngere Gertrud Bäumer (gemäßigter Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung) lebten 34 Jahre zusammen, ebenso die beiden ersten Berliner Ärztinnen Dr. med. Franziska Tiburtius und Emilie Lehmus. Als einziges bekanntes Lesbenpaar der ersten deutschen Frauenbewegung gelten Käthe Schirmacher, (Gründerin des *Bundes fortschrittlicher Frauen*, radikaler Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung) und ihre Sinnesgenossin und Freundin Klara Schleker, weil ein Schriftwechsel überliefert ist, aus dem heftige Zuneigung hervorgeht.³⁸ Innerhalb der Frauenbewegung waren die Meinungsunterschiede über das Thema Homosexualität allerdings unüberbrückbar: Sie reichten von einer moralischen Verurteilung weiblicher Homosexualität, über die Betonung der Andersartigkeit homosexueller Beziehungen zwischen Frauen und Männern, bis hin zur Kooperation mit dem *WhK* (v.a. radikaler Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung).

Das Selbstkonzept lesbischer Frauen in der Weimarer Republik orientierte sich am Ideal der (finanziell) unabhängigen, berufstätigen Frau. Als theoretischer Bezugsrahmen fungierten die Überlegungen Hirschfelds zum „Dritten Geschlecht“. Darüber hinaus orientierten sich Lesbierinnen am *garconne*-Typ, wie er in dem erfolgreichen französischen Roman *La Garconne* von Victor Marguerite (1924 ins Deutsche übersetzt) künstlerisch zur Darstellung gebracht wurde: An der sachlich-nüchternen emanzipierten Frau, die Männern durch ihre Androgynität als Sexualobjekt verlustig geht. Die *Garconne* (1928) wurde zur Zeitschrift für lesbische Frauen, 1931 eröffnete Susi Wannowsky in Berlin das Lokal „Garconne“. Während sich lesbische Frauen der Mittel- und Oberschicht eher am *garconne*-Typ orientier-

ten, fand in der Unterschicht durch Habitus und Rollenteilung eher eine Anlehnung an heterosexuelle Paarbeziehungen statt (die feminine und die virile Frau bildeten ein Paar). Im Berlin der 20er Jahren gab es etwa 50 Bars und Clubs, in denen lesbisches Leben stattfand. Die einzelnen Lokale sprachen jeweils unterschiedliche Frauen an: So waren u.a. im „Café Domino“ eher schicke Frauen als Stammgäste anzutreffen, wohingegen sich in der „Taverne“ eher Frauen trafen, die über wenig Geld verfügten. Es gab Vereinslokale (Sparvereine, Lotterieclubs, Skatclubs), die nur lesbische Frauen als Mitglieder aufnahmen. Zunehmend wurden die Bars und Clubs, in denen lesbische Künstlerinnen auftraten, wie die Kabarettistin Claire Waldorff oder die Tänzerin Anita Berber, auch von einem hetero- und bisexuellen Publikum besucht. Zu ihrem Umfeld gehörten Künstlerinnen wie Käthe Kollwitz, die bekannte, dass „Bisexualität für künstlerisches Tun fast notwendige Grundlage ist“³⁹ oder die lesbische Psychoanalytikerin Charlotte Wolff, die u.a. eine Abhandlung zur Bisexualität schrieb.

Die Freundin war die populärste und meist verbreitete Lesbenzeitschrift der Weimarer Republik. Sie beinhaltete lesbische Kurzgeschichten und Gedichte, Veranstaltungshinweise, Kleinanzeigen und theoretische Stellungnahmen. *Die Freundin* wurde auch in der Schweiz und in Österreich gelesen. Heftige Diskussionen wurden in der *Freundin* um bisexuelle Frauen geführt, die zum Teil sicherlich aufgrund leidvoller konkreter Erfahrungen lesbischer Frauen heftig abgelehnt wurden. Obwohl in der *Freundin* auch Auseinandersetzungen mit politischen Parteien und deren Haltung zur Homosexualität stattfanden, plädierte Radszuweit in einem Leitartikel (1930) prinzipiell für die Notwendigkeit der Parteineutralität des *BfM*,⁴⁰ d.h. er grenzte sich auch nicht gegen schwule NSDAP-Mitglieder (z.B. Röhm) und deren Antisemitismus ab, den Hirschfeld zunehmend zu spüren bekam.

Die *Garconne* (1930-32) richtete sich an die alleinstehende Frau („Junggesellin“), beanspruchte eine aufklärende und unterhaltende Frauenzeitschrift zu sein, die sich als „Mittler für Homo- und Heterogen“⁴¹ verstand. Die *Garconne* war zugleich das Organ des Damenklubs *Monbijou*, der das Vereinslokal des Freundchaftsverbandes war. Hier fanden – wie in den zahlreichen anderen Berliner Damenvereinigungen – Unterhaltungsabende statt (Feste, Bälle, Lesungen), zu denen Männer keinen Zutritt hatten. Eine zentrale Bedeutung kam den Kontaktanzeigen zu: Frauen suchten Freundinnen, Briefkontakte, Homosexuelle suchten Gleichgesinnte für „Kamaradschaftsehen“.⁴² Generell ist zu sagen, dass in der Zeitschrift keinerlei Auseinandersetzung mit der gesellschaftspolitischen Situation der Republik stattfand. Besonders erstaunt die Abstinenz der Zeitschrift gegenüber der Homosexuellenbewegung und ihrem Kampf gegen den §175, zumal die *Garconne* einem männerdominierten Homosexuellenbund angeschlossen war.⁴³ Dass mit der Machtergreifung der Nazis alle homosexuellen Organisationen, uneingedenk ihrer politischen Neutralität, zerschlagen wurden, bedarf kaum der besonderen Erwähnung.

Resümee

Abschließend kann festgestellt werden, dass die queeren subkulturellen Strömungen der Weimarer Republik nachhaltig zur Entselbstverständlichung soziokultureller und -sexueller Phänomene wilhelminischer Prägung beitrugen. Mag sich im Zusammenhang lesbischer (oder auch schwuler) Beziehungen, die sich noch stark an heterosexuelle Vorbilder anlehnten, die Frage aufdrängen, inwiefern sie unter den Begriff *queer* subsumiert werden können, so lässt sich hierzu generell anmerken: Es reicht nicht aus, die Sexualtheorie Hirschfelds als Diskursrahmen und Bezugspunkt schwul-lesbischer Bewegungen, noch die Geschlechterkonstruktionen zu betrachten, um die historische Bedeutung dieser subkulturellen Bewegung hinreichend zu erfassen. Eine zentrale Errungenschaft der Homosexuellenbewegung in der Weimarer Republik bestand darin, verdeckt gehaltenen separaten Kulturen, wie sie im Kaiserreich bestanden, Öffentlichkeit zu verschaffen und diese damit ein Stück weit zu veralltäglichen. In der Weimarer Republik war es gelungen – trotz viktorianischer Prüderie, die nach wie vor vorherrschte – öffentliche Räume, die potentiell allen Bevölkerungsschichten zugänglich waren, für Beratung, Begegnung, Vergnügen jenseits tradierter heterosexueller Normen zu schaffen und mit Leben zu erfüllen. Diese Enttabuisierung kann m.E. als ‚*queering*‘ bezeichnet werden. Wie nachhaltig dieser Tabubbruch ZeitgenossInnen irritierte, lehrt die Geschichte: Mit der Machtergreifung der Nazis wurde die gesamte Bewegung zerschlagen.

Anmerkungen

- 1 An dieser Stelle möchte ich meiner Freundin, der Psychoanalytikerin Dr. Ursula Baumgardt, ganz besonders dafür danken, dass sie mich an ihrem Interesse an der Weimarer Republik intensiv teilhaben ließ.
- 2 Eberhard Kolb: *Die Weimarer Republik*, München 1988, S.106.
- 3 Thomas Nipperdey: „War die Wilhelminische Gesellschaft eine Untertangesellschaft?“, in: Ders.: *Nachdenken über die deutsche Geschichte. Essays*, München 1986, S. 173 ff.
- 4 Detlev Peukert: *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne*, Frankfurt/M. 1978, S. 90.
- 5 Vgl. Jost Hermand/Frank Trommler: *Die Kultur der Weimarer Republik*, München 1978, S. 10.
- 6 Vgl. Detlev Peukert: *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne*, Frankfurt/M. 1978, S. 91.
- 7 Vgl. Gunther Mai: *Europa 1918-1939. Mentalitäten, Lebensweisheiten, Politik zwischen den Weltkriegen*, Stuttgart 2001, S. 116 ff.
- 8 Peter Alter: „Einleitung“, in: Peter Alter (Hrsg.): *Im Banne der Metropolen. Berlin und London in den zwanziger Jahren*, Göttingen 1993, S. 8.
- 9 Gunther Mai: *Europa 1918-1939. Mentalitäten, Lebensweisheiten, Politik zwischen den Weltkriegen*, Stuttgart 2001, S. 116.
- 10 Vgl. Jost Hermand/Frank Trommler, *Die Kultur der Weimarer Republik*, München 1978, S. 40-45.
- 11 Ich ziehe den diffusen deutschen Begriff Geschlechterkonstruktionen dem englischen Begriff Genderkonstruktionen vor, um in Anlehnung an Butler (1991: S. 24) semantisch die Dichotomie zwischen biologischem Geschlecht (Sex) und sozialem Geschlecht (Gender) nicht fortzuschreiben (vgl. Sylvia Buchen/Cornelia Helfferich/Maja S. Maier: *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen*, Wiesbaden 2004, S. 13).
- 12 Jost Hermand/Frank Trommler, *Die Kultur der Weimarer Republik*, München 1978, S. 70.
- 13 Vgl. Gunther Mai: *Europa 1918-1939. Mentalitäten, Lebensweisheiten, Politik zwischen den Weltkriegen*, Stuttgart 2001, S. 133.
- 14 Vgl. Andreas Sternweiler: „Schwules Selbstbewusstsein“, in: Schwules Museum und Akademie der Künste, Berlin (Hrsg.): *Goodbye to Berlin? 100 Jahre Schwulenbewegung. Eine Ausstellung des Schwulen Museums und der Akademie der Künste*. 17. Mai bis 17. August 1997, Berlin 1997, S. 123-128.
- 15 Vgl. Detlev Peukert: *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne*, Frankfurt/M. 1978, S. 101.
- 16 Vgl. ebd., S. 102 f.
- 17 Vgl. ebd. S. 110.
- 18 Ebd., S. 94.
- 19 Vgl. ebd.
- 20 Vgl. ebd., S. 96.
- 21 Vgl. Sabine Andresen: *Mädchen und Frauen in der bürgerlichen Jugendbewegung. Soziale Konstruktion von Mädchenjugend*, Neuwied 1997, S. 96.
- 22 Ebd., S. 130.
- 23 Vgl. Manfred Herzer: „Die Schwulenbewegung im Kaiserreich: Adolf Brand und Der Eigene“, in: Schwules Museum und Akademie der Künste, Berlin

- (Hrsg.): *Goodbye to Berlin? 100 Jahre Schwulenbewegung. Eine Ausstellung des Schwulen Museums und der Akademie der Künste*. 17. Mai bis 17. August 1997, Berlin 1997, S. 52.
- 24 Nicolaus Sombart: *Die deutschen Männer und ihre Feinde*, München 1991, S. 31ff., zit. n. Sabine Andresen: *Mädchen und Frauen in der bürgerlichen Jugendbewegung. Soziale Konstruktion von Mädchenjugend*, Neuwied 1997, S. 99.
- 25 Vgl. ebd., S. 126.
- 26 Vgl. ebd., S. 118 f.
- 27 Vgl. ebd., S. 126 f.
- 28 Vgl. ebd., S. 127 f.
- 29 Vgl. ebd., S. 260.
- 30 Manfred Herzer: „Die Schwulenbewegung im Kaiserreich: Das wissenschaftlich-humanitäre Komitee“, in: Schwules Museum und Akademie der Künste, Berlin (Hrsg.): *Goodbye to Berlin? 100 Jahre Schwulenbewegung. Eine Ausstellung des Schwulen Museums und der Akademie der Künste*. 17. Mai bis 17. August 1997, Berlin 1997, S. 47, zitiert nach: Magnus Hirschfeld: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, Leipzig 1902, S. 975.
- 31 Ebd. S. 48 f.
- 32 Manfred Herzer: „Die Schwulenbewegung im Kaiserreich: Das wissenschaftlich-humanitäre Komitee“, in: Schwules Museum und Akademie der Künste, Berlin (Hrsg.): *Goodbye to Berlin? 100 Jahre Schwulenbewegung. Eine Ausstellung des Schwulen Museums und der Akademie der Künste*. 17. Mai bis 17. August 1997, Berlin 1997, S. 45.
- 33 Vgl. Manfred Herzer: „Die Schwulenbewegung im Kaiserreich: Adolf Brand und der Eigene“, in: Schwules Museum und Akademie der Künste, Berlin (Hrsg.): *Goodbye to Berlin? 100 Jahre Schwulenbewegung. Eine Ausstellung des Schwulen Museums und der Akademie der Künste*. 17. Mai bis 17. August 1997, Berlin 1997, S. 52.
- 34 Manfred Herzer: „Die Schwulenbewegung im Kaiserreich: Das wissenschaftlich-humanitäre Komitee: Vom Institut für Sexualwissenschaften bis zur Selbstauflösung“, in: Schwules Museum und Akademie der Künste, Berlin (Hrsg.): *Goodbye to Berlin? 100 Jahre Schwulenbewegung. Eine Ausstellung des Schwulen Museums und der Akademie der Künste*. 17. Mai bis 17. August 1997, Berlin 1997, S. 47.
- 35 Ebd., Berlin 1997, S. 83.
- 36 Wolfgang Theis/Andreas Sternweiler: „Subkultur in der Weimarer Republik“, in: Berlin Museum (Hrsg.): *Eldorado. Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1850-1950. Geschichte, Alltag und Kultur*, Berlin 1984, S. 71.
- 37 Mecki Pieper: „Die Frauenbewegung und ihre Bedeutung für lesbische Frauen (1850-1920)“, in: Berlin Museum (Hrsg.): *Eldorado. Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1850-1950. Geschichte, Alltag und Kultur*. Berlin 1984, S. 143.
- 38 Vgl. ebd., S. 117.
- 39 Vgl. Ilse Kokula: „Lesbisch leben von Weimar bis zur Nachkriegszeit“, in: Berlin Museum (Hrsg.): *Eldorado. Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1850-1950. Geschichte, Alltag und Kultur*, Berlin 1984, S. 151.
- 40 Katharina Vogel: „Zum Selbstverständnis lesbischer Frauen in der WR. Eine Analyse der Zeitschrift „Die Freundin“ 1924-1933“, in: Berlin Museum (Hrsg.): *Eldorado. Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1850-1950. Ge-*

schichte, Alltag und Kultur; Berlin 1984, S. 167 ff..

- 41 Petra Schlierkamp: „Die Garconne“, in: Berlin Museum (Hrsg.): *ElDorado. Homosexuelle Frauen und Männer*

in Berlin 1850-1950. Geschichte, Alltag und Kultur; Berlin 1984, S. 169 (Garconne 1/1930, S. 2).

- 42 Vgl. ebd., S. 171.

- 43 Vgl. ebd., S. 179.

Literatur

- Alter, Peter:** „Einleitung“, in: Peter Alter (Hrsg.): *Im Banne der Metropolen. Berlin und London in den zwanziger Jahren*, Göttingen 1993, S. 7-20.
- Andresen, Sabine:** *Mädchen und Frauen in der bürgerlichen Jugendbewegung. Soziale Konstruktion von Mädchenjugend*, Neuwied 1997.
- Bourdieu, Pierre:** *La domination masculine. Actes de la recherche en sciences sociales* 84, S. 2-31 (deutsch in: Irene Dölling/Beate Kraus (Hrsg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Frankfurt/M. 1997, S. 218-230).
- Buchen, Sylvia/Helfferich, Cornelia/Maier, Maja S.:** *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen*, Wiesbaden 2004.
- Butler, Judith:** *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991.
- Hermant, Jost/Trommler, Frank:** *Die Kultur der Weimarer Republik*, München 1978.
- Herzer, Manfred:** „Die Schwulenbewegung im Kaiserreich – Adolf Brand und der Eigene“, in: Schwules Museum und Akademie der Künste, Berlin (Hrsg.): *Goodbye to Berlin? 100 Jahre Schwulenbewegung. Eine Ausstellung des Schwulen Museums und der Akademie der Künste*. 17. Mai bis 17. August 1997, Berlin 1997, S. 49-53.
- Herzer, Manfred:** „Die Schwulenbewegung im Kaiserreich: Das wissenschaftlich-humanitäre Komitee“, in: Schwules Museum und Akademie der Künste, Berlin (Hrsg.): *Goodbye to Berlin? 100 Jahre Schwulenbewegung. Eine Ausstellung des Schwulen Museums und der Akademie der Künste*. 17. Mai bis 17. August 1997, Berlin 1997, S. 37-48.
- Herzer, Manfred:** „Die Schwulenbewegung im der Weimarer Republik: Das wissenschaftlich-humanitäre Komitee: Vom Institut für Sexualwissenschaften bis zur Selbstauflösung“, in: Schwules Museum und Akademie der Künste, Berlin (Hrsg.): *Goodbye to Berlin? 100 Jahre Schwulenbewegung. Eine Ausstellung des Schwulen Museums und der Akademie der Künste*. 17. Mai bis 17. August 1997, Berlin 1997, S. 83-88.
- Kokula, Ilse:** „Lesbisch leben von Weimar bis zur Nachkriegszeit“, in: Berlin Museum (Hrsg.): *Eldorado. Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1850-1950. Geschichte, Alltag und Kultur*, Berlin 1984, S. 149-161.
- Kolb, Eberhard:** *Die Weimarer Republik*, München 1988.
- Mai, Gunther:** *Europa 1918-1939. Mentalitäten, Lebensweisheiten, Politik zwischen den Weltkriegen*, Stuttgart 2001.
- Nipperdey, Thomas:** *Nachdenken über die deutsche Geschichte. Essays*, München 1986.
- Peukert, Detlev:** *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne*, Frankfurt/M. 1978.
- Pieper, Mecki:** „Die Frauenbewegung und ihre Bedeutung für lesbische Frauen (1850-1920)“, in: Berlin Museum (Hrsg.): *Eldorado. Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1850-1950. Geschichte, Alltag und Kultur*, Berlin 1984, S. 116-124.

Schlierkamp, Petra: „Die Garconne“, in: Berlin Museum (Hrsg.): *Eldorado. Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1850-1950. Geschichte, Alltag und Kultur*, Berlin 1984, S. 169-179.

Sombart, Nicolaus: „Die deutschen Männer und ihre Feinde“, in: Thomas Kornbichler/Wolfgang Maaz (Hrsg.): *Variationen der Liebe. Historische*

Psychologie der Geschlechterbeziehung, Tübingen 1995.

Sternweiler, Andreas: „Schwules Selbstbewusstsein“, in: Schwules Museum und Akademie der Künste, Berlin (Hrsg.): *Goodbye to Berlin? 100 Jahre Schwulenbewegung. Eine Ausstellung des Schwulen Museums und der Akademie der Künste*. 17. Mai bis 17. August 1997, Berlin 1997. S. 123-128.

„Queerness is beautiful“

Suniti Namjoshis feministische Fabelwelt

Wie können die Fabeln einer indischen, in der englischen Diaspora lebenden Lesbe und Feministin einen Beitrag zur aktuellen ‚*queer*‘ Forschung liefern? Welche Rolle spielt die ethnische, soziale und geschlechtliche Herkunft für eine Identifizierung mit und/oder Abgrenzung von vorherrschenden Diskursen von/über Homosexualität? Welche Möglichkeiten des transkulturellen Dialogs eröffnet eine postkoloniale Perspektive? Diesen Fragen geht der vorliegende Aufsatz anhand einer Analyse der Fabeln von Suniti Namjoshi nach. Ausgehend von einer konkreten Fabel folgt eine kurze Einführung in das Feld der *queer* Theorie. Das Konzept von ‚*queerness*‘ wird hiernach durch die postkoloniale Perspektive, d.h. der indischen und indisch-diasporischen Dimension erweitert, um abschließend in die Diskussion der Fabeln Namjoshis zu münden.

Happy Ending

„Very shortly after the end of one of Andersen’s tales a dispute arose, and a delegation of drakes was sent to the author. ‘Look here’, they said, ‘as our best scholars have it, the point about the Ugly duckling was not that he wasn’t ugly – he was ugly, as drakes go, he was very ugly indeed – but that he was a swan. However, now we’ve got a problem with his younger brother, who looks like a duckling, feeds like a duckling, bleeds like a duckling, but shows a preference for his own gender. So how does this end? It’s a difficult situation and we seek a solution.’ ‘It’s really quite easy,’ said Andersen, ‘The point about this fellow is that he isn’t ugly, but he is a drake, and he isn’t a swan.’ ‘Oh, said the drakes, ‘Well then, we’ll proceed to live happily ever after.’ And they did. As for the ducks, they also sent a delegation, and from then on they were permitted to like one another.“ (FF, 12-13)¹

Dieses Beispiel aus der Sammlung *Feminist Fables* von Suniti Namjoshi illustriert, wie durch einen unkonventionellen Blick auf eine traditionelle Fabel des Märchenerzählers Hans Christian Andersen Vertrautes entfremdet und damit für andere Lesarten geöffnet wird. Die Geschichte vom hässlichen Entlein, die ja ursprünglich eine bloße Verwechslung darstellt, da sich im Nachhinein das Entlein als Schwan entpuppt, wird hier um die sexuelle Dimension erweitert. Aufgrund der anderen sexuellen Neigung des Entleins werden seine Artgenossen mit einem Identitätsdilemma konfrontiert. Da das Entlein aufgrund seiner gleichgeschlechtlichen Neigung ‚anders‘ ist, zweifelt die Delegation der Enteriche ‚drakes‘ an der Echtheit seiner Identität. Die Lösung der Fabel ist eine einfache und es kommt zu einem glücklichen Ausgang für alle Beteiligten; ein Enterich ist ein Enterich, eine Ente ist eine Ente, ganz gleich wie ihre sexuellen Vorlieben aussehen. Die Fabel wirbt für eine Toleranz, die den Tieren innerhalb ihrer Spezies ein großes Kontinuum unterschiedlicher Neigungen und Praktiken zugesteht, ohne dass sich damit die Entscheidung eines ‚entweder oder‘ verbindet.

Von ‚gay and lesbian studies‘ zur ‚queer theory‘²

Die zentrale Aussage der Fabel leitet über zur aktuellen Debatte, die in der heutigen Schwulen-, Lesben- und *queer*-Forschung geführt wird. Eine Folge des Kampfes um Anerkennung schwuler und lesbischer Lebensformen ist die Konzeptionalisierung von Homosexualität als ethnische Minderheit, die sich gegen die Mehrheit einer heterosexuellen Normen- und Wertegemeinschaft behaupten kann.³ Diese Vorstellung einer rein ethnisch oder sozial begründeten Homosexualität wurde aber bereits von den feministischen Bewegungen der 70er Jahre in Frage gestellt, die argumentierten, dass im Unterschied zu schwulen Männern die primäre Identifikationskategorie bei Frauen nicht ihre Sexualität sondern ihr Geschlecht sei. Der Forschungsansatz, welcher soziale – also auch biologische – Geschlechterunterscheidungen als imaginäre Kategorien beschreibt, wird in der ‚*queer theory*‘ dargelegt, als deren Hauptbegründerinnen Theresa de Lauretis und Judith Butler gelten.⁴ *Queer* bezeichnet in Abgrenzung zu den ‚gay and lesbian studies‘ eine neue Tendenz in der Theorieentwicklung, in der sämtliche Binaritäten und Dichotomien radikal in Frage gestellt und die Grenzen zwischen Geschlechtern und sexuellen Praktiken aufgelöst werden.⁵ Das poststrukturalistische Konzept von *queerness* stellt dabei gleichzeitig eine Kontinuität und einen Bruch mit den vorherigen Modellen der schwulen Befreiungsbewegung und den lesbisch-feministischen Modellen dar. Die Theorie der *queerness* versucht somit die Falle der Modelle zu vermeiden, die durch die Annahme einer kausalen Beziehung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht und sexuellem Begehren Homosexualität als Gegenteil konzipieren. Die Folge einer solchen Annahme ist eine Stabilisierung von Heteronormativität, d.h. eine Gesellschaft stützt sich auf Werte, die Heterosexualität als dominierende Norm zu Grunde legt. Homosexualität wäre somit kein autonomes Konstrukt, sondern

lediglich ein ‚supplement‘ und ließe keinen Raum für andere, diesem binären Schema nicht zuzuordnende Praktiken und Identitäten.⁶ *Queerness* dagegen beschreibt dynamische, kulturelle Konstrukte und diskursive Praktiken, deren Ausformungen in jeweiliger Abhängigkeit von sozialen Institutionen, Normen und historischen Besonderheiten stehen. Theresa de Lauretis argumentiert diesbezüglich, dass es nicht länger darum gehe, lesbische und schwule Sexualität als bloße Abweichung von einer natürlichen Sexualität oder als bloßen anderen Lebensstil zu repräsentieren. Sie plädiert vielmehr, so wie es die eingangs zitierte Fabel tut, für eine Rekonzepionalisierung von schwulen und lesbischen Sexualitäten als eigenständige soziale und kulturelle Formen. Hierdurch wird es möglich, auch andere Gruppen, z.B. Transsexuelle, Transvestiten, Bisexuelle bzw. solche Minderheiten mit einzu beziehen, die aufgrund ihrer Hautfarbe oder Ethnizität durch die westlichen, d.h. weiß-euro-amerikanischen und monolithisch-exklusiven Kategorien schwuler und lesbischer Identität bis dato exkludiert worden waren.⁷

Postkoloniales ‚Queering‘

Das Konzept der *queerness* wurde in den letzten Jahren durch die postkoloniale Perspektive, d.h. vor allem durch die Literatur-, Kunst- und Filmszene von Autoren und Autorinnen aus den ehemaligen englischen Kolonien erweitert und ausdifferenziert, weil diese sich nicht adäquat innerhalb der westlichen Theorien der Schwulen- und Lesbenbewegung repräsentiert finden. Seitens einiger Kritiker wird die eurozentristische Sicht der Diskussion von und über *lesbian and gay studies* angeprangert,⁸ die von westlich-kapitalistischen sowie stark weiß-männlich geprägten Diskursmodellen dominiert werde. So warnt Michael Warner in seiner Einleitung zu *Fear of A Queer Planet*, dass angesichts der Tatsache, dass die internationale Diskussion über Sexualität sich auf immer mehr kulturelle Kontexte ausbreite, „Anglo-American queer theorists will have to be more alert to the globalizing – and localizing – tendencies of our theoretical languages.“⁹ Auch Altmann unterstreicht, dass es in der künftigen *queer theory* vor allem darum gehen müsse zu beobachten, in welcher Weise neue *gay*-Bewegungen aus Asien, Südamerika und Afrika die Ideen eines universellen Diskurses und westlicher Identitätspolitik adaptieren, um hieraus etwas Neues, Unvorhersehbares zu schaffen – die Voraussetzung, um wirklich von einem „queer planet“ sprechen zu können.¹⁰

Eine besondere Beachtung haben vor dem Hintergrund meiner Ausführungen zu Suniti Namjoshi die in der britischen, kanadischen und amerikanischen Diaspora lebenden schwulen und lesbischen ‚*South Asians*‘ erfahren. Indem sie die westlichen Vorstellungen einer universellen schwulen und lesbischen Identität aufnehmen, um sie auf der Grundlage der Erfahrung ihrer Ethnizität und historisch-kulturellen Eigenheiten im Exil zu adaptieren, sind neue Facetten lesbischen und schwulen Bewusstseins entwickelt worden. Gleichwohl sind diese Entwicklungen

nicht auf die indisch-englische Literatur beschränkt wie neuere Publikationen zeigen, in denen Diskursen zu/über ‚same-sex love‘ oftmals als Teil religiöser Traditionen innerhalb der „South Asian“-Literaturforschung nachgegangen wird.¹¹ Der Begriff der ‚queerness‘ kommt diesen Gruppen besonders entgegen, da er anders als die Begriffe *gay* und *lesbian* weniger hegemonisch, d.h. weniger beladen ist mit dem kolonialen Erbe.¹²

Entgegen dem offiziellen hindu-nationalen Diskurs, welcher die Existenz von Homosexualität als unvereinbar mit ‚Indianness‘ deklariert¹³, haben neuere Forschungsarbeiten gezeigt, dass es gerade in Indien eine lange Tradition gleichgeschlechtlicher Sexualität gibt, die sich – entgegen der westlichen Theorie – nicht durch eine Gegenüberstellung von Homosexualität und Heterosexualität auszeichnet.

Das *Kama Sutra* z.B. geht von einem Kontinuum verschiedener sexueller Praktiken, also nicht Identitäten, aus, so dass das Geschlecht der sexuellen Partner zunächst keine Rolle zu spielen scheint. Im Vordergrund steht die ‚objektive‘ Darstellung und Beschreibung der sexuellen Praktik, insbesondere die des Oralverkehrs. Hierdurch werden die Grenzen zwischen den Geschlechtern durchlässiger und die Vorstellung eines dritten Geschlechts, welches männliche und weibliche körperliche Merkmale in sich vereint, möglich. Die Darstellung des Gottes Shiva weist z.B. zumeist männliche und weibliche Geschlechtsteile auf. Diese Aufhebung einer dualen Geschlechterteilung nimmt damit in gewisser Weise die Forderung Judith Butlers nach einer Entnaturalisierung der Geschlechterdiskurse vorweg. Butler stellt nicht nur die Geschlechterrollendichotomie in Frage, sondern greift auch die Kategorie des biologischen Geschlechts an. Da es demzufolge keine natürlichen Körper außerhalb kultureller Zuschreibungen geben könne, sei auch die Zweigeschlechtlichkeit eine kulturelle Sichtweise, Männlichkeit und Weiblichkeit „Effekte von Inszenierung und Performanz“. Die Geschlechtergrenzen würden demnach von ‚cross-dressern‘, z.B. Transvestiten überschritten, indem sie ‚Weiblichkeit und Männlichkeit‘ als theatrales Bühnenspiel kenntlich machen.¹⁴

In der indischen Kultur ist diese starre Binartität von vornherein nicht angelegt, die Übergänge vom Männlichen zum Weiblichen sind fließend. Diese Undefiniertheit des Geschlechts spiegelt sich in der Personengruppe der *hijras*,¹⁵ die subversiv durch ihr ‚cross-dressing‘ und ‚cross-gender‘ kontinuierlich die Geschlechtergrenzen unterlaufen. Die Epen des *Mahabharata* und des *Ramayana* erzählen von Kindergeburten gleichgeschlechtlicher Paare, da die Religionen Hinduismus, Jainismus und Buddhismus davon ausgehen, dass das Geschlecht bei der Reinkarnation erhalten bleibt. Da so eine weibliche oder männliche Seele in einem andersgeschlechtlichen Körper wiedergeboren werden kann, ist die Voraussetzung für die Überschreitung von Geschlechtergrenzen gegeben. Weiter wird in der indisch-lesbischen Forschung mit der Entwicklung und Konstruktion eines eigenen Gründungsmythos die Existenz einer dualistischen Sexualität wie z.B. der Androgynie hervorgehoben. Hierzu wird die Bedeutung der ‚yoni‘ (weiblicher Leib, unendliche Quelle) des männlich-

weiblichen Paares in der vorpatriarchalischen Gesellschaft betont. Entgegen dem offiziellen indisch-nationalen Diskurs, der die Lesbe als negative Alterität konstituiert, gründet sich das indische positive Selbstbild vom Lesbentum auf einer feministischen Lesart des *Rigveda*¹⁶, in der verschütteten und verwischten Spuren einer frühen Anschauung der ‚dualen Feminität‘ nachgegangen wird. Demzufolge hätte sich zwischen den Jahren 4300 und 2800 v. Chr. der Wandel von einer gynäfokalen zu der patriarchalischen Periode vollzogen. Eine Wiederaufdeckung dieser eigenständigen feministischen Tradition einer weiblichen, von Göttinnen beherrschten Kosmologie und Weltvorstellung hat zum Ziel, die Rolle der indischen Frau neu zu bewerten.¹⁷

Die moderne indische Lesbenforschung bzw. *queer*-Theorie beabsichtigt damit, eine eigene Genealogie der Weiblichkeit zu schreiben, die sich von orientalistischen und neo-orientalistischen Geschlechts- und Sexualitätsstereotypen emanzipiert. Dieses bedeutet eine Loslösung von den kolonialen Diskursen, die einerseits die Frau in den Termini eines westlichen Orientalismus als exotische, fremde erotische Schönheit bzw. als unschuldiges, passives Opfer sehen; oder sie andererseits mittels der neo-orientalistischen Konzepte¹⁸ des heutigen postkolonialen hindu-nationalen Diskurses auf die Rolle der asexuellen Göttin und Mutter festschreibt.¹⁹

Suniti Namjoshi greift solche lesbischen Weltenstehungs-Mythen in Fabeln wie (z.B.) „Exegesis“ (FF, S. 57) oder „The Saurain Chronicles“ (FF, S. 112) auf, die sich jedoch von den historisch-religiösen Gründungsmythen insofern unterscheiden, da Suniti Namjoshi, durch ihre Diaspora-Situation einerseits und die Verwendung der Gattung der Fabel andererseits, variable und wandelbare Identifikationsmodelle schafft. Damit etabliert sich Suniti Namjoshi als Schriftstellerin im Kreis indisch-englischer Autoren und Autorinnen, die ihre vielfältigen Einflüsse nutzt, um ihre Identität als indische Feministin und Lesbe kreativ zu verarbeiten. Der rote Faden, der sich durch ihre Fabeln zieht, konkretisiert sich im folgenden ‚Manifest‘:

„As a creature, a lesbian creature, how do I deal with all the other creatures who have their own identities, or perhaps I mean their own identifications? It's apparent that the components of the core identity change from place to place and period to period. Today the main components seem to be based on gender, skin, colour, and sexual choice, as well as other factors such as nationality and religion, which are more or less important in different places. Any threat to the sense of self causes a violent reaction. But then how are we all to live?“ (BOI, 84)²⁰

Als ‚South Asian‘ in der Diaspora verfügt Namjoshi über eine besonders privilegierte Sichtweise. Das Erleben einer dreifachen Marginalisierung, so Namjoshi, habe ihr eine „Asian perspective“, eine „alien perspective“, und später eine „lesbian perspective“ verliehen. Auch Salman Rushdie argumentiert, dass NamJoshis Situation des ‚expatriate writers‘ bewirke, dass sie zur gleichen Zeit ‚insider‘ und ‚outsider‘ in einer Gesellschaft sei, in der sie lebt. Der Schriftstellerin und Intellektuellen werde dadurch die Fähigkeit verliehen, aus einer doppelten Perspektive,

einer „stereoskopischen Sicht“ zu schreiben, die an die Stelle des gesamten Blicks rückt.²¹ Solch eine Sicht führt zu Prozessen der Hybridisierung, in der die jeweiligen unterschiedlichen kulturellen, sozialen und historisch bedingten Diskurse über Geschlechter unter neuem Blickwinkel beurteilt werden.

Die postkoloniale Perspektive – und an dieser Stelle beispielhaft hervorgehoben Suniti Namjoshi – könnte daher entscheidend dazu beitragen, die „postgay world“²² in ihrem Anspruch auf Allgemeingültigkeit in Frage zu stellen. Die Vorstellung einer universellen schwulen oder lesbischen Identität übersieht allzu oft, dass sich sexuelle Praktiken jeweils aus verschiedenen spezifisch sozio-historischen Kontexten heraus entwickelt haben, bzw. sich darin behaupten müssen. Dieses illustrieren eindrucksvoll Anthologien wie z.B. *A Lotus of Another Color: An Unfolding of the South Asian Gay and Lesbian Experience*.²³ Das postkoloniale ‚queering‘ von *queer theory* schafft die Möglichkeit für Identifikationen, die zu ‚cross-race-class-gender-sexuality‘ Koalitionen führen können, ohne dabei kulturelle Differenzen zu negieren oder aufzulösen.²⁴

„Queering India and the West“: Suniti Namjoshis feministische Fabelwelt

Suniti Namjoshi gehört zur unmittelbaren indischen ‚post‘-Unabhängigkeitsgeneration. Als Mitglied einer einflussreichen Brahmanenfamilie im Pune der 40er Jahre geboren, qualifizierte sie sich bereits mit 23 Jahren für eine Beamtenposition im *Indian Administration Service*, bis heute die anerkannteste im Regierungsdienst. Nach einem Masterstudium des Öffentlichen Verwaltungsrechts an der Universität von Missouri, Columbia, trat sie 1969 von ihrem Beamtenstatus zurück, um in Montreal ihre Dissertation über Ezra Pound zu schreiben. 15 Jahre lang unterrichtete Namjoshi in der Folge Literatur am Scarborough College der Toronto Universität. Ein einschneidender Wendepunkt in ihrer Karriere stellte ihr Aufenthalt 1978/79 in London und Cambridge im Rahmen eines Sabbatjahres dar, in dem Namjoshi unter den Einfluss der dortigen feministischen und schwulen Befreiungsbewegungen geriet. Diese Auseinandersetzung mit westlicher Theorie wie auch ihre Beziehung zur Dichterin Gillian Hanscombe setzte einen Prozess intensiver Introspektion in Gang, der zu ihrem Rückzug aus dem Hochschuldienst im Jahre 1988 führte. Seit diesem Zeitpunkt lebt und arbeitet Namjoshi in Devon, England. Trotz oder gerade wegen ihres freiwilligen Exils betont Namjoshi immer wieder ihre indischen Wurzeln, die sie durch ihre lange Zeit im Ausland nicht verloren habe, sondern als kreatives Moment benötige. Ihre Arbeit speist sich aus ihrem Bewusstsein als Lesbe und Feministin, das sich dabei in einen tief verankerten indisch-kulturellen Rahmen einschreibt. Dieses mag bei der Lektüre der eingangs zitierten Fabel verwundern, die keine unmittelbaren ‚indischen‘ Merkmale aufweist und dazu geführt hat, dass die indische und westliche Leserschaft zeitweise zögert, Namjoshis Arbeit als ‚authentically Indian‘²⁵ anzuerkennen.²⁶ Namjoshis Erfahrungen mit Rassismus

zu Beginn ihres Aufenthaltes in Kanada und den USA und ihre Politisierung durch amerikanische und englische Feministinnen in den 70er Jahren ließen ihr die Bedeutung ihrer indischen Wurzeln jedoch umso bewusster werden, da die ‚gender‘ Diskurse weder ihrer lesbischen Sexualität noch gar ihrer anderen Hautfarbe gerecht wurden, die zu ihrer Identifikation als „Indian lesbian in an alien culture“, „racial other“ und „beast“ geführt hatten.²⁷

Aus dieser Zwitterposition heraus wählt Suniti Namjoshi die Fabel als bevorzugtes literarisches Medium, die als *The Blue Donkey Fables* (1988)²⁸ und *Feminist Fables* (1981) erschienen sind. Hierbei knüpft Namjoshi sowohl an europäische Fabeltraditionen (*Aesop*, Jean de la Fontaine) als auch an orientalische Fabelsammlungen (*Panchatantra*) an, indem sie Fabelmuster und -motive aufnimmt, um sie um- oder neu zu schreiben. Als tradierte Gattung verwendet die Fabel a-mimetische Vertextungsprinzipien (d.h. sie enthält wenig individualisierende und situierende Merkmale), die sie zu einer transparenten und gleichzeitig mehrdeutigen Allegorie machen. Durch eine interpretative Zuordnung dieser allegorisch-mehrdeutigen Erzählung zu einem weltanschaulichen Wertesystem veranschaulicht die Fabel eine oder mehrere als ‚universell‘ anzusehende Einsichten oder Ansichten.²⁹ Mit dieser Tradition brechend nutzt Suniti Namjoshi die Fabel als Kommunikationsform, die statt einer verallgemeinernden Moral vielfältigen Idiosynkrasien zum Ausdruck verhilft. Die Wahrheiten ihrer Fabeln sind vorläufig, variabel, offen für zahlreiche Interpretationen³⁰ und schaffen damit Raum für Utopien und Dystopien. Tiermetaphern regen dabei Namjoshis Phantasie mehr an, da sie durch ihren Gebrauch Systeme, die in sich intakt und kohärent sind, einander gegenüberstellen kann, die durch ihre Konfrontation ihre jeweilige Absurdität bzw. Temporalität preisgeben.

Die „Moral Tale“, eine Nacherzählung von „Die Schöne und das Biest“, enthält einen metanarrativen und metabiografischen Kommentar, in der die Autorin ihre Wandlung zum „beast“ fiktional verarbeitet.

„The Beast wasn't a nobleman. The Beast was a woman. That's why its love for Beauty was so monstrous. As a child the Beast had had parents who were both kindly and liberal. 'It's not that we disapprove of homosexuals as such, but people disapprove and that's why it grieves us when you think you are one. We want you to be happy, and homosexuals are not happy, and that is the truth.' 'Why are they unhappy?' 'Because people disapprove...' The Beast considered these arguments circular, but she discovered also that she was unhappy. Boys didn't interest her. She fell in love with a girl. The girl disapproved, and she found that she was now the object of ridicule. She became more and more solitary and turned to books. But the books made it clear that men loved woman, and women loved men, and men rod off and had all sorts of adventures and women stayed at home. 'I know what it is,' she said one day, 'I know what's wrong: I am not human. The only story that fits me at all is the one about the Beast. But the Beast doesn't change from a Beast to a human because of its love. It's just the reverse. And the Beast isn't fierce. It's extremely gentle. It loves Beauty, but it lives alone and dies alone.' And

that's what she did. Her parents mourned her, and the neighbours were sorry, particularly for her parents, but no one was at fault: she had been warned and she hadn't listened.“ (FF, 21)

Sämtliche Fabeln in den beiden Sammlungen der *Feminist Fables* und der *Blue Donkey Fables* stellen ein ‚Umschreiben‘ traditioneller Fabelsammlungen dar. Es sind immer die gleichen Tiere, also die „Blue Donkey“, die „One-Eyed Monkey“ oder die Hexe, die als Alter Ego der Dichterin die Funktion der Lehrerin und Meisterin übernehmen. Sie lösen damit die in den Fabeln des *Panchatantra* traditionell männlich besetzten Protagonisten in ihrer Rolle der Weisen ab. Diese hatten die Aufgabe, den Prinzen und Königen zum Zwecke des Unterrichtens Gleichnisse und Parabeln zu erzählen. Die Belehrungsabsicht sowie die Herstellung einer Kommunikations- und Argumentationsform, die der indischen Erzähltradition innewohnt, impliziert das Schaffen einer eigenständigen indisch-lesbisch-feministischen Identität durch das Schreiben neuer Fabeln. In den *Feminist Fables* taucht der Märchenerzähler Andersen, der bereits in der eingangs zitierten Fabel eine wichtige Rolle spielt, erneut in „The female Swan“ auf. Hierin gibt er die Tradition des Fabelschreibens an die Enten, ‚ducks‘, weiter. Als es nämlich einer Ente gelingt, in den Kreis der Schwäne als Ehrenschan aufgenommen zu werden, wird die bisherige Zweiteilung der Teichbewohner durchbrochen. Durch die Annäherung an die Schwäne entfremdet sich die Ente von ihren Artgenossen. Jene fassen ihre Andersheit als Verrat auf und sprechen ihr ihre Identität als Ente ab. Andersen, an den sich die Enten als weisen Ratgeber wenden, belehrt sie wie folgt: „[Y]ou are beginning to question the nature of ducks and the values of swans ... you're learning to fashion your own fables“ (FF, 18). Dieses Motiv der Rekreation eigener Mythen und Geschichten wird ebenfalls in der „Tale of Triumph“ aufgegriffen. Hierin erzählt die „Blue Donkey“ Suniti ihren Traum über die Begegnung mit einem Kritiker, den sie mit ihren kreativen Fähigkeiten zur Selbsterschaffung besiegt:

„He gave me a lecture on literary form, He got quite excited. ‘The fact of your blueness is an incontrovertible nature of your being.’ I didn’t understand what he was saying. Suddenly he became very patient. ‘Don’t you see? You are a product of the imagination. You are a fabulous beast.’ ‘Did you imagine me?’ I asked him politely. ‘Certainly not!’ He sounded so indignant that I backed away a step or two; but I wanted to understand so I asked him again. ‘Well, who imagined me?’ He looked up and down. ‘I expect you did,’ he said abruptly. Then he vanished.“ (BDF, 41)

Die Absicht, eine feministisch-lesbische Fabelmythologie als Alternativgenealogie zur patriarchalisch und heterosexuell dominierten Fabelwelt zu schaffen, wird u.a. durch die beiden Fabeln „Giantess“ und „Local Hero“ unterstrichen. In diesen wird explizit auf die Existenz eines weiblichen Kosmos verwiesen, der jedoch in Vergessenheit geraten sei:

„thousands of years ago in far away India, which is so far away that anything is possible, before the advent of the inevitable Aryans, a giantess was in charge of a little kingdom.“ (FF, 29).

Das Heraufbeschwören von Legenden eines vorzeitlichen Matriarchats dient als Beleg für eine eigene authentische Fabeltradition, die Gründe für die Ablösung eines solchen Matriarchats durch das Patriarchat liefern, „were it no for the fact that the giantess grew tired“ (FF, 29), die die männliche Herrschaft nicht länger als Gebot der natürlichen Ordnung aufrechterhalten lassen.

Übertragen auf die menschliche Gesellschaft lassen sich Namjoshis Fabeln als Kritik der Frauen am Status quo lesen. Durch das Gewährwerden der eigenen Heterogenität ihres Geschlechts sowie der Infragestellung der Überlegenheit und Einzigartigkeit der Männer – immerhin gelingt es einer von ihnen, in diesen angeblich so illustren Kreis aufgenommen zu werden – werden die alten Rollenmuster aufgebrochen. Die Grenzen zwischen den Geschlechtern und ihren Rollen werden durchlässig, so dass Frauen ihre unterdrückte Rolle der „ugly ducks“ abzulegen beginnen. Diese neue Konstellation erfordert aber auch neue Fabeln, wie uns die Fabel „Happy Ending“ gezeigt hat. Obwohl der Bruder des Entleins wie ein ‚duckling‘ aussieht und sich auch in allen Belangen wie einer verhält, sich aber nur für sein eigenes Geschlecht interessiert, ruft er bei den Enten Verwirrung hervor. Anderen erläutert darauf hin, dass es sich weder um einen Schwan noch um eine Ente, sondern um einen Entersch handelt. Nachdem er in der Gemeinschaft der ‚drakes‘ als einer der ihren aufgenommen wird, ist auch den ‚ducks‘ Gleiches erlaubt, „and from now on they were permitted to like one another“ (FF, 18). Dieses friedvolle Zusammenleben auf dem Teich bildet jedoch eine Ausnahme.

In Namjoshis anderen Fabeln wird das lesbische Tier oft ausgegrenzt, verstoßen und verstümmelt. So verliert die Äffin, nachdem sie sich in die Welt hinaus traut, einen Teil ihres Gebisses, den Schwanz und ein Auge und taucht fortan als „One-Eyed Monkey“ auf (eine Allegorie für Namjoshis Identifikation als „lesbian in an alien world“). Der Zaunkönig in „The Example“ (FF, 52) wird als Lehrerin der Spatzenfamilie verjagt, da sie als Lesbe und Feministin nicht dem stereotypen Bild einer „dreadful and horrible person“ entspricht und damit ein positives Beispiel sein könnte, welches der Gesellschaft den Spiegel ihrer Doppelmoral vorhält. Weitere Fabeln, wie z.B. „The Princess“ (FF, 5), „The little Prince“ (FF, 15) oder „Rescued“ (FF, 87), erzählen bekannte europäische Märchen wie „Die Prinzessin auf der Erbse“ oder „Rapunzel“ aus einer feministisch-lesbischen Perspektive. So werden die männlichen Helden durch weibliche Protagonistinnen ersetzt, die gegen ihre typisch-weiblichen Attribute und Rollenmuster verstoßen. Beeindruckend ist die Verfremdung der Gattung der Romanze in der Umgestaltung der Opferrollen von Prinzessin und Drache in der Fabel „Perseus and Andromeda“ (FF, 47). Üblicherweise wird die Prinzessin, das potentielle Opfer, vom Prinzen durch seinen Sieg über den Drachen gerettet. In der vorliegenden Fabel aber verliert der Prinz und fällt damit aus seiner Heldenrolle. Auch die Prinzessin verhält sich nicht rollenkonform.

Sie sträubt sich gegen die Opferrolle und dreht den Machtspieß um, indem sie dem Drachen eine andere Spielvariante vorschlägt. Nach einem Kleidertausch lässt sich der Prinz anstelle der Prinzessin am Pfahl anbinden, der Drache wird zum Prinzen, und beide, Drache alias Prinz und Prinzessin gehen fort.

Lesbentum und Feminismus konstituieren sich in Namjoshis Fabeln nicht in der Form eines politischen Aktivismus, welcher in der Unterdrückung anderer Spezies ausarten kann, wie es die Fabel „Thunder and Lightening“ (BDF, 102) suggeriert, in der die Bedeutung von Heldentum hinterfragt wird. Vielmehr zeichnet sich für die Protagonistin Suniti lesbisches Engagement durch die Vertretung eines klaren, moralischen Standpunktes aus, den sie mittels ihrer Alter Ego, der „Blue Donkey“ und der „One-Eyed Monkey“ in Form von philosophisch-didaktischen Dialogen und Lehrgeschichten vermittelt. Hierbei werden bestehende Gesellschaftssysteme, die sich nicht nur durch ihre heterosexuellen patriarchalischen Strukturen auszeichnen, sondern auch zu Zwietracht und Uneinigkeit unter den Frauen führen, auf die Ebene von Fabelsystemen transferiert. In der Fabel „Gracious Living“ (BDF, 72-73) wird die „One-Eyed-Monkey“ (Lesbe) in den Stall der „rabbits“ (Feministinnen) eingeladen. Aus Angst verstecken diese die „One-Eyed Monkey“ beim Anblick des Farmers sofort, um nicht Gefahr zu laufen, aufgrund ihres Umgangs mit ihr vom Hof vertrieben zu werden. Draußen dagegen lauern bereits die „hens“ (Frauen), die nur darauf warten, sich zu ihnen in den Stall zu drängen. Durch den Transfer menschlicher Verhaltensweisen in die Fabelwelt und der Verwendung variabler Alter Ego, schafft Namjoshi dank ihrer doppelten Perspektive eine Distanz, die ihr eine ‚objektivere‘ und ‚freiere‘ Darstellung erlaubt. Auf diese Weise werden die jeweiligen Positionen der gesellschaftlichen Gruppen mit ihren plakativen Attributen, Verhaltensmustern und Regelsystemen mittels der Tiermetaphorik bzw. archetypischen Märchenfiguren entweder verstärkt oder umgedeutet. Durch ihre drastische Kontrastierung werden klassische Rollenklischees zerstört und individuelle Verhaltensweisen aufgewertet.

Die Begegnung zwischen den Fabel- und Märchenwesen als kommunikatives Ereignis formuliert das zentrale Anliegen der Autorin und ihrer fiktionalen Alter Egos. Die Frage nach ihrer lesbischen Identität ist hierbei unauflösbar mit der Frage verbunden, wie sich Zusammenleben und Umgang mit anderen Mitgliedern und Gruppenidentitäten ihrer Gesellschaft gestalten lassen. Das nachfolgende Zitat aus der Fabel „Red Fox and White Swan“ enthält ein immer wiederkehrendes Motiv in Sunitis Fabelwelt, nämlich das Dilemma, den Wunsch nach individueller Identität auszuleben, ohne dabei andere auszugrenzen. Anders ausgedrückt: Wie kann ich es vermeiden, die Anwesenheit von anderen als Bedrohung für die eigene Existenz zu interpretieren, ohne Gefahr zu laufen, den/die ‚andere‘ zu kategorisieren und damit zum Forschungsobjekt zu degradieren?

„The swan glided to a safe distance. ‘Hey fox,’ she called out. ‘Just go away.’ ‘Please,’ cried the fox. ‘Oh please, please. I’m very lonely. Isn’t there anything I can do to persuade you to be friends?’ ‘Yes,’ replied the swan. ‘What?’, asked the fox, eager to please. ‘Just go away.’“ (FF, 127)

Ein friedvolles Zusammenleben aller Spezies lässt sich nicht durch ein gewaltsames Zusammenbringen aller Arten auf einem Terrain bewerkstelligen. Es ist nur dann gewährleistet, wenn jede Art der anderen ihren Freiraum und spezifischen Lebensraum lässt und nicht versucht, ihr eine Freundschaft aufzudrängen, die, obgleich gut gemeint, die Existenz der anderen Art bedroht. Diese Erkenntnis, die Zusammenleben als tolerante Konvivenz und nicht als assimilierende Multikulturalität deutet (wie es ein universell gültiger *queer*-Masterdiskurs nahe legen würde), wird in mehreren Fabeln der *Blue Donkey Fables* aufgegriffen. Die Eingangsfabel „The Blue Donkey“ ist nicht nur ein repräsentatives Beispiel für Namjoshis lesbisch-feministisches Programm, sondern gibt ihrer diasporischen Erfahrung von Andersheit in der westlichen Gesellschaft als indische Lesbe Ausdruck. Weder entspricht sie durch ihre Hautfarbe der westlichen Vorstellung von einer Lesbe, noch wird sie von anderen, in der Diaspora lebenden Indern als eine der ihren anerkannt.³¹

„Once upon a time a blue donkey lived by a red bridge. ‘Inartistic’, said the councillors who governed that town. ‘A donkey who lives by our bright red bridge must be of the purest and silkiest white or we must request that the said donkey be required to move on.’ The matter soon turned into a political issue. One party said that donkeys never had been and never would be white and what was asked of the donkey was grossly unfair. If, on the other hand, the donkey were required to be a nondescript grey (instead of a loud and laughable blue), they would be prepared to accept the solution as a reasonable way out. But the opposing party found a fault in their logic. ‘Just because donkeys have never known to be white,’ they pointed out patiently, ‘it does not follow that a donkey is incapable of achieving whiteness. Your argument imposes an arbitrary limitation on the creature’s potential.’ ‘Good heavens!’ cried the others. ‘Are you suggesting that the donkey’s blueness may be a matter of culpable wilfulness rather than a mere genetic mischance?’ ‘Yes,’ responded the logicians. ‘Let us confront the creature and you can see for yourselves.’

They approached the donkey, who happened to be munching a bright pink carrot which clashed most horribly with the bright red bridge. ‘O Donkey,’ they said, feeling they had better get it over with at once, ‘we’d like you to turn an inoffensive grey or else move on.’ ‘Can’t and won’t,’ replied the donkey. ‘There you see,’ cried half the populace. ‘Obviously wilful!’ ‘No. No,’ cried the other half. ‘Patently flawed!’ And they began to dispute among themselves. The donkey was puzzled. ‘I’m a perfectly good donkey,’ she said at last. ‘What exactly is the matter with you?’ ‘Your blueness troubles us,’ wailed the citizens. ‘It clashes with our bridge, as does the pinkness of your carrots. Oh what shall we do? we cannot agree among ourselves.’ ‘Look again,’ advised the donkey. And so they did; they looked and argued and squabbled and argued and after a while most of them got used to the blueness of the donkey and didn’t notice it anymore. But a few remained who maintained strongly that blueness was inherent, and a few protested that it was essentially intentional. And there were still a few others who managed to see – though only sometimes – that the Blue Donkey was only herself and therefore beautiful. These last occasionally brought her a bunch of blue flowers which she put in a vase.“ (BDF, 1-2)

Namjoshi greift in dieser Fabel eindrucksvoll die Essentialismus-Konstruktivismus Debatte auf, also die Frage, inwiefern homosexuelle Neigungen auf einer biologischen Determiniertheit beruhen oder ein erworbenes, d.h. konstruiertes Verhalten darstellen und führt sie ad absurdum. Namjoshis Versuch, Essentialismen so zu mobilisieren, dass sie zugunsten der Protagonisten und nicht zu ihrem Nachteil gereichen, wird an dieser Stelle besonders deutlich. Indem sie ihre lesbische Identität in der Gestalt der „Blue Donkey“ strategisch essentialistisch konstruiert, löst Namjoshi die vorgeprägten Vorstellungen hinsichtlich einer homo- und heterosexuellen Sexualität auf – ein wesentliches Moment von *queer*-Identitäten.

Grenzen überschreitet Namjoshi daher nicht nur vor dem Hintergrund einer vorgeblichen homo- und heterosexuellen Binarität, sondern auch in kultureller Hinsicht. Als Mitglied der ‚*South Asian Diaspora*‘ wird ihre Transgression um den Faktor der geografischen und kulturellen Grenzüberschreitung erweitert und verstärkt. Sie steht stellvertretend für das Dilemma solcher Schwulen und Lesben, die durch ihre Migration zwar den Zwängen der eigenen Gesellschaft entkommen, in der zweiten Heimat jedoch durch ihre sexuellen Neigung im doppelten Sinne (als Frau sogar in dreifacher Hinsicht) eine Minderheit bilden. In den westlichen, d.h. euro-amerikanischen Gesellschaften, werden sie aufgrund ihrer Hautfarbe oder rassischen Herkunft doppelt stigmatisiert, finden aber so wie Suniti Namjoshi auch innerhalb der schwulen bzw. lesbischen Subkultur der ‚Anderen‘ keine Identifikationsmodelle, mit denen sie sich konform erklären können.³²

Suniti Namjoshis westlich-indischer Hintergrund und ihre Diasporasituation machen sie zu einer „specular border intellectual“³³, d.h. sie besetzt die Zwischenposition in einem „Bhabhaschen Dritten Raum“³⁴, der ihr den Entwurf anderer Utopien, anderer Facetten von *queerness* erlaubt. Als solche ist Namjoshi vertraut mit zwei Kulturen, ist aber nicht willens, sich in einer dieser Kulturen ganz zu Hause zu fühlen. Gefangen zwischen den Kulturen, von denen keine als ausreichend oder genügend produktiv bewertet wird, unterzieht sie sich einer eingehenden Analyse. An die Stelle einer bloßen Kombination beider Kulturen nutzt Namjoshi den kulturellen Zwischenraum als Ort, vom dem aus explizit oder implizit andere Identitätsformen entwickelt werden. Das Fabeltier „Blue Donkey“ ist eine solche Möglichkeit, *queerness* und ‚queer beauty‘ als eigenständige Identität zu denken, die normative Grenzen der Geschlechtlichkeit, Rasse und Nationalität sprengt. Im Prozess des Neuschreibens und der Aneignung der Fabelgattung vollzieht Namjoshi zudem auch eine radikale textuelle Transgression. Mittels der Verschmelzung und Entfremdung sowohl indischer als auch europäischer Fabeln und Traditionen, entwirft sie alternative Sexualitäten und Identitäten, die ihren Lebensumständen einer lesbischen Grenz-Intellektuellen Ausdruck verleihen. Durch diese Zweckentfremdung dekonstruiert Namjoshi gleichzeitig auch den der Fabel inhärenten patriarchalisch-heterosexuellen Diskurs. Namjoshis postkoloniale Infragestellung der Heteronormativität, welche durch die Struktur und Rollenmuster der traditionellen Fabel perpetuiert wird, übernimmt daher nicht einfach die kritischen Parameter

westlicher *queer*-Theorie, sondern bricht sie durch die Linse ihrer indisch-westlichen Herkunft. Fabeltiere wie die „Blue Donkey“ oder die „One-Eyed Monkey“ weisen daher die Vorstellung einer eindeutigen oder gar einheitlichen indisch-lesbischen Identität zurück. Namjoshi plädiert vielmehr für ein Konzept pluraler und wandelbarer *queer*-Identitäten. Hierdurch gelingt es ihr in ihren Texten letztendlich, nicht nur die Geschlechterhierarchie, sondern auch die Hierarchisierung der Spezies aufzuheben.³⁵ Namjoshis Fabeltiere, jene „fabulous beasts“, stehen dank der Hybridisierung verschiedenster Traditionen und Kulturen für den Entwurf einer interkulturellen oder transkulturellen Ästhetik von *queerness*, d.h. einer Gemeinschaft, die dem Individuum sein Recht auf Einzigartigkeit gewährt ohne auf Homogenität zu bestehen.³⁶

Anmerkungen

- 1 Suniti Namjoshi: *Feminist Fables* [1981], London 1994, abgekürzt als FF. Alle nachfolgenden Seitenangaben beziehen sich auf die genannte Ausgabe.
- 2 Die folgende Darstellung ist notwendigerweise sehr skizzenhaft; für eine eingehende Beschäftigung mit dem aktuellen Stand der *gay*, *lesbian* und *queer*-Forschung verweise ich neben den zitierten Werken auf Eve Kosovsky Sedgwick: *Epistemology of the Closet*, Berkeley 1990, Fabio Cleto: *Camp: Queer Aesthetics and the Performing Subject. A Reader*, Ann Arbor MI 1999, Annemarie Jagose: *Queer Theory. An Introduction*, New York 1996.
- 3 Robert J. Corber/Stephen Valocchi (Hrsg.): „Introduction“, in: Dies.: *Queer Studies. An Interdisciplinary Reader*, Oxford u.a. 2003, S. viii-iv.
- 4 Vgl. Judith Butler: *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*, London, New York 1990; Dies.: *Bodies that Matter: On the Discursive Limits of „Sex“*, New York 1993.
- 5 Der Begriff ‚*queer*‘ (engl. eigenartig, komisch) wurde von Theresa de Lauretis erstmals 1991 in dieser Bedeutung verwendet. Vgl. Theresa de Lauretis: „Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities. An Introduction“, in: *differences. A Journal of Feminist Cultural Studies* 3.2, 1991, S. iii-xviii.
- 6 Robert J. Corber/Stephen Valocchi (Hrsg.): „Introduction“, in: Dies.: *Queer Studies. An Interdisciplinary Reader*, Oxford u.a. 2003, S. vii ff.
- 7 Theresa de Lauretis: „Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities. An Introduction“, in: *differences. A Journal of Feminist Cultural Studies* 3.2, 1991, S. iii.
- 8 Vgl. Terry Goldie: „Introduction: Queerly Postcolonial“, in: *ARIEL* 30.2, 1999, S. 14.
- 9 Michael Warner: „Introduction“, in: Ders. (Hrsg.): *Fear of a Queer Planet*, Minneapolis 1993, S. xii, zitiert in: Dennis Altmann: „Global Gaze/Global Days“, wiederum in: John C. Hawley: *Postcolonial and Queer Theories. Intersections and Essays*, Westport, Connecticut/London 2001, S. 3.
- 10 Vgl. Altmann, ebd., S. 15.
- 11 Vgl. hierzu Gita Thadani: *Sakhiani. Lesbian desire in Ancient and Modern India*, London 1996; Ruth Vanita/Saleem Kidwai (Hrsg.): *Same-Sex Love in India. Readings from Literature and History*, New York 2000; Ruth Vanita (Hrsg.): *Queering India. Same-Sex Love and Eroticism in Indian Culture and Society*, New York/London 2002.
- 12 Vgl. John C. Hawley: „Preface“, in: Ders.: *Postcolonial and Queer Theories. Intersections and Essays*, Westport, Connecticut/London 2001, S. x.
- 13 Anm.: „Homosexuality is Un-Indian. In keeping with the Indian tradition, someone indulging in such immoral activities are justifiably punished and the definition of homosexuality under the IPC (Indian Penal Code) does not need to be changed. The IPC is correct; it is a fragment of the society that is wrong: We should try and save India from further degeneration from the West.“ (Ghayur A. Ahmad, Patna, *Pioneer*, 14. Februar 1995, zitiert in: Gita Thadani: *Sakhiani. Lesbian desire in Ancient and Modern India*, London 1996, S. 84.)

- 14 Vgl. Claudia Liebrand: „Prologema zum *cross-dressing* und Maskerade“, in: *Freiburger Frauenstudien* 1, 1999, S. 18.
- 15 Die *Hijras* stellen ein indisch-kulturelles Phänomen dar, welches aber auch unter anderen Bezeichnungen bei anderen Kulturen, wie z.B. dem *berdach*, in nordamerikanischen Indianerstämmen auftaucht. Die *Berdach* („two-spirit-people“) verstehen sich selbst als androgyn und füllen damit eine alternative Geschlechterrolle aus. Vgl. hierzu die Abhandlung unter: http://www.uoguelph.ca/~asa/data/WE_ARE_PART_OF_A_TRADITION.doc. Die *Hijras* bilden eine Gruppe bzw. Klasse von Männern, die sich in einer ihrer Gottheit Bahuchara Mata gewidmeten Zeremonie der Selbstkastration unterziehen. Ihre unbestimmte Geschlechtlichkeit stellt etablierte Geschlechterdichotomien in Frage, denn sie verstehen sich als ‚Nicht-Männer‘ (sie sind impotent), aber auch als ‚Nicht-Frauen‘, da ihnen die Fähigkeit zur Menstruation und Mutterschaft fehlt. Vgl. Serena Nanda: *Neither Man nor Woman. The Hijras of India*, Belmont, California 1990.
- 16 Erster und ältester der vier Veden und ältestes erhaltenes indisches Literaturdenkmal überhaupt (1200 v.Chr.). Vgl. Helmut Freydank u.a. (Hrsg.): *Erklärendes Wörterbuch zur Kultur und Kunst des alten Orients. Ägypten, Vorderasien, Indien, Ostasien*, Hanau 1985, S. 363.
- 17 Vgl. Gita Thadani: *Sakhiani. Lesbian desire in Ancient and Modern India*, London 1996, S. 16ff.
- 18 Zur Konzeption des Neo-Orientalismus vgl. Sandra Hestermann: *Meeting the Other – Encountering Oneself. Paradigmen der Selbst- und Fremddarstellung in ausgewählten anglo-indischen und indisch-englischen Kurzgeschichten*, Frankfurt/M. u. a. 2003, S. 63ff.
- 19 Ausführlich hierzu vgl. Kaptitel 5.1 (Post)koloniale ‚Gender‘ Diskurse in: Ebd., S. 153ff.
- 20 Suniti Namjoshi: *Because of India*, London 1989, S. 22, in der Folge abgekürzt als BOI. Alle nachfolgenden Seitenangaben beziehen sich auf diese Ausgabe.
- 21 Vgl. Salman Rushdie: „Imaginary Homelands“, in: Ders.: *Imaginary Homelands. Essays and Criticism 1981-1991*, London 1991, S. 19.
- 22 „Afterword“, in: John C. Hawley: *Postcolonial and Queer Theories. Intersections and Essays*, Westport, Connecticut/London 2001, S. 197.
- 23 Rakesh Ratti (Hrsg.): *A Lotus of Another Color. An Unfolding of the South Asian Gay and Lesbian Experience*, Boston 1993.
- 24 Peter Brooker betont das Potential postkolonialer Theorie hinsichtlich ihrer Anerkennung von „difference“ und anti-essentialistischen Vorstellungen von Identität und kulturellen Zuschreibungen. Vgl. ders.: *A Concise Glossary of Cultural Theory*, London 1999, S. 170, zitiert in: Hawley, S. 200.
- 25 Anannya Dasgupta: „‘Do I remove my skin?’ Interrogating Identity in Suniti Namjoshi’s Fables“, in: *Vanita*, S. 100.
- 26 Suniti Namjoshis Arbeiten genießen in Indien eine relativ große Popularität, umso bedauerlicher, schreibt Dasgupta, dass ihr von der Literaturkritik – vereinzelte Rezensionen in kanadischen Zeitschriften ausgenommen – bisher wenig Beachtung geschenkt wurde. Neben den von mir zitierten Aufsätzen sowie meinen eigenen Ausführungen zu „Suniti

Namjoshi und die feministische Fabel“ in: Sandra Hestermann: *Meeting the Other – Encountering Oneself. Paradigmen der Selbst- und Fremddarstellung in ausgewählten anglo-indischen und indisch-englischen Kurzgeschichten*, Frankfurt/M. u. a. 2003, S. 180ff., auf die sich der vorliegende Aufsatz stützt, gibt es noch eine – wenn auch leider sehr oberflächliche – Monographie von C. Vijayasree: *The Artful Transgressor*, New Delhi 2001. Auffällig bleibt, dass die genannten Arbeiten ausschließlich von indischen Kritikerinnen stammen. Ein Hauptgrund für die Vernachlässigung durch die westliche Kritik mag, so wiederum Dasgupta, daran liegen, dass sich Namjoshis Werk aufgrund ihrer Thematik und einzigartigen Vermischung von Fabel und Lyriktechniken literarisch unschwer anderen bekannten indisch-englischen Autoren ihrer Generation (R. K. Narayan, Anita Desai, Shashi Deshpande) oder nachfolgenden Romanautoren wie Rohinton Mistry, Vikram Seth und Bharati Mukherjee zuordnen lässt. Vgl. Anannya Dasgupta: „‘Do I remove my skin?’ Interrogating Identity in Suniti Namjoshi’s Fables“, in: *Vanita*, S. 101. Es ist jedoch gerade die Tatsache, dass Namjoshis Texte sich nicht eindeutigen Kategorien zuschreiben lassen, die sie meiner Ansicht nach so fruchtbar für ‚queer literary criticism‘ macht.

27 Vgl. ebd., S. 102-103.

28 Suniti Namjoshi: *The Blue Donkey Fables*, London 1988, in Folge abgekürzt als BDF. Alle nachfolgenden Seitenangaben beziehen sich auf die genannte Ausgabe.

29 Vgl. Hermannn Lindner: „Bibliographie zur Gattungspoetik (5). Theorie und Geschichte der Fabel (1900-1974)“, in:

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur 85, 1975, S. 247ff., zitiert in: Hans Geord Coenen: *Die Gattung Fabel. Infrastrukturen einer Kommunikationsform*, Göttingen 2000, S. 12-13.

30 Vgl. Anannya Dasgupta: „‘Do I remove my skin?’ Interrogating Identity in Suniti Namjoshi’s Fables“, in: *Vanita*, S. 103.

31 Die Studie von Anna Bhattacharya hat gezeigt, dass die Frau innerhalb der männlichen Migranten-Bourgeoisie nach wie vor als Verkörperung essenzieller „Indianness“ angesehen wird. Jedes Verhalten, welches gegen die tradiert-weiblichen Verhaltensmuster verstößt und außerhalb der Familie, d.h. des streng definierten patriarchalisch, heterosexuellen Raumes stattfindet, führt zu einem Ausstoß aus der Familie. Im Rahmen der patriarchalischen Logik der indischen Migranten-Bourgeoisie ist die Vorstellung einer nicht-heterosexuellen indischen Frau unmöglich, sie liegt außerhalb jeglicher Vorstellungskraft. Vgl. Gayatri Gopinath: „Nostalgia, Desire, Diaspora: South Asian Sexualities in Motion“, in: Robert J. Corber/Stephen Valocchi (Hrsg.): *Queer Studies. An Interdisciplinary Reader*, Oxford u.a. 2003, S. 207.

32 Gayatri Gopinath unterstreicht in ihrem Aufsatz die Bedeutung von Ort und Migration für diasporische Formen von „queer desire“ innerhalb eines transnationalen Kontextes anhand einer Analyse des Romans *Funny Boy* (1994) des Sri-Lanka-Kanadiers Shyam Selvadurai und der Filme *Fire* (1996) der Indien-Kanadierin Deepa Mehta und dem populären Hindifilm *Hum aapke hain koun* (1993). Vgl. dies. in: Robert J. Corber/Stephen Valocchi (Hrsg.): *Queer Studies. An*

- Interdisciplinary Reader*, Oxford u.a. 2003, S. 206-217.
- 33 Vgl. Abdul JanMohamed: „Worldliness-without-World, Homelessness-as-Home. Toward a Definition of the Specular Border Intellectual“, in: Michael Sprinker (Hrsg.): *Edward Said: A Critical Reader*, Cambridge 1992, S. 97.
- 34 Vgl. Homi Bhabha: *A Location of Culture*, London 1994, S. 36f.
- 35 Vgl. C. Vijayasree: „Textual Transgressions: A reading of Suniti Namjoshi’s Poetry and fiction“, in: *Kavya Bharati* 12. *Special Issue Poetry of Indian Women* 2000, S. 189-200.
- 36 Anannya Dasgupta: „‘Do I remove my skin?’ Interrogating Identity in Suniti Namjoshi’s Fables“, in: *Vanita*, S. 109.

Literatur

- Altmann, Dennis:** „Global Gaze/Global Days“, in: John C. Hawley, *Postcolonial and Queer Theories. Intersections and Essays*, Westport, Connecticut/London 2001, S. 1-18.
- Bhabha, Homi:** *A Location of Culture*, London 1994.
- Brooker, Peter:** *A Concise Glossary of Cultural Theory*, London 1999, S. 170, zitiert in: John C. Hawley, *Postcolonial and Queer Theories. Intersections and Essays*, Westport, Connecticut/London 2001, S. 200.
- Butler, Judith:** *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*, London, New York 1990.
- Dies.:** *Bodies that Matter: On the Discursive Limits of „Sex“*, New York 1993.
- Corber, Robert J./Valocchi, Stephen (Hrsg.):** „Introduction“, in: Dies: *Queer Studies. An Interdisciplinary Reader*, Oxford u.a. 2003, S. viii-iv
- Dasgupta, Anannya:** „‘Do I remove my skin?’ Interrogating Identity in Suniti Namjoshi’s Fables“, in: *Vanita*, S. 100.
- Freydank, Helmut u.a. (Hrsg.):** *Erklärendes Wörterbuch zur Kultur und Kunst des alten Orients. Ägypten, Vorderasien, Indien, Ostasien*, Hanau 1985.
- Ghayur A. Ahmad, Patna,** in: *Pioneer*, 14. Februar 1995, zitiert in: *Thadani* 1996, S. 84.
- Goldie, Terry:** „Introduction: Queerly Postcolonial“, in: *ARIEL* 30.2, 1999, S. 14.
- Gopinath, Gayatri:** „Nostalgia, Desire, Diaspora: South Asian Sexualities in Motion“, in: Robert Corber/Stephen Valocchi: *Queer Studies. An Interdisciplinary Reader*, Oxford u.a. 2003 S. 206-217.
- Hawley, John C.:** „Preface“, in: ders. (Hrsg.): *Postcolonial and Queer Theories. Intersections and Essays*, Westport, Connecticut/London 2001, S. ix-x.
- Ders.:** „Afterword“, in: Ders. (Hrsg.), S. 197-208.
- Hestermann, Sandra:** *Meeting the Other – Encountering Oneself. Paradigmen der Selbst- und Fremddarstellung in ausgewählten anglo-indischen und indisch-englischen Kurzgeschichten*, Frankfurt u. a. 2003.
- JanMohamed, Abdul:** „Worldliness-without-World, Homelessness-as-Home. Toward a Definition of the Specular Border Intellectual“, in: Michael Sprinker (Hrsg.): *Edward Said: A Critical Reader*, Cambridge 1992, S. 96-120.
- Lauretis, Theresa de:** „Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities. An Introduction“, in: *differences. A Journal of Feminist Cultural Studies* 3.2, 1991, S. iii-xviii.
- Liebrand, Claudia:** „Prologema zum cross-dressing und Maskerade“, in: *Freiburger FrauenStudien* 1, 1999, S. 18.
- Lindner, Hermann:** „Bibliographie zur Gattungspoetik (5). Theorie und Geschichte der Fabel (1900-1974)“, in: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 85, 1975, S. 247ff, zitiert in: Hans Georg Coenen: *Die Gattung Fabel. Infrastrukturen einer Kommunikationsform*, Göttingen 2000, S. 12-13.

- Namjoshi, Suniti:** *Feminist Fables*, London 1994.
- Dies.:** *The Blue Donkey Fables*, London 1988.
- Dies.:** *Because of India*, London 1989.
- Nanda, Serena:** *Neither Man nor Woman. The Hijras of India*, Belmont, California 1990.
- Ratti, Rakesh (Hrsg.):** *A Lotus of Another Color. An Unfolding of the South Asian Gay and Lesbian Experience*, Boston 1993.
- Rushdie, Salman:** „Imaginary Homelands“, in: Ders.: *Imaginary Homelands. Essays and Criticism 1981-1991*, London 1991, S. 9-21.
- Thadani, Gita:** *Sakhiani. Lesbian desire in Ancient and Modern India*, London 1996.
- Vanita, Ruth/Kidwai, Saleem (Hrsg.):** *Same-Sex Love in India. Readings from Literature and History*, New York 2000.
- Vanita, Ruth (Hrsg.):** *Queering India. Same-Sex Love and Eroticism in Indian Culture and Society*, New York, London 2002.
- Vijayasree, C.:** *The Artful Transgressor*, New Delhi 2001.
- Dies.:** „Textual Transgressions: A reading of Suniti Namjoshi's Poetry and fiction“, in: *Kavya Bharati* 12, *Special Issue Poetry of Indian Women* 2000, S. 189-200.
- Warner, Michael:** *Fear of a Queer Planet*, Minneapolis 1993.

Rezensionen zum Thema
„Queering Gender – Queering Society“

Jennifer Moos

Imagination oder: Das Aufbrechen lebensweltlicher Realitäten durch fiktionale Voraussicht

Eveline Kilian: *GeschlechtSverkehrrt. Theoretische und literarische Perspektiven des gender-bending*, Königstein/Taunus 2004 (Ulrike Helmer Verlag, 354 S., 30,00 €).

„Art does not imitate life. Art anticipates life.“
Jeanette Winterson (S. 40)

Kunst(produktion) als Vorbote gelebter Realität? Folgt man der Analyse englischsprachiger Romane in *GeschlechtSverkehrrt*, als deren kleinster gemeinsamer Nenner die Thematisierung geschlechtlicher Transgressionen gesehen werden könnte, so kristallisiert sich dies als eine der Hauptaussagen des Textes heraus. Ausgehend von einer theoretischen Einführung in die Trias *sex*, *gender* und sexuelle Orientierung, verknüpft mit Fragen der Identitätsbildung, beginnt Kilian ihre detaillierte Analyse der Romane *Conundrum* (1974), *Sacred Country* (1992), *James Miranda Barry* (1999), *Trumpet* (1998), *The Twyborn Affair* (1979), *The Passion of New Eve* (1977), *In Transit* (1969), *Stone Butch Blues* (1993) und *Written on the Body* (1992). Dabei greift sie zu Anfang u.a. Theorien von Stoller, Foucault, Butler, Goffman und Laqueur auf, um diese in späteren Kapiteln noch vertiefend zu erläutern.

Sich auf Ricoeur und seine Theorie narrativer Identität beziehend, geht Kilian auf die Bedeutung der Autobiografie als Selbstentwurf und als Akt des Selbstverstehens ein. Sie erläutert, warum und inwiefern ein Geschlechtswechsel die Kohärenz und Kontinuität der Identität der ProtagonistInnen bedroht. Überdies veranschaulicht Kilian an Textbeispielen warum sich gerade das Reisemotiv – dargestellt u.a. als innere Unruhe, als Dasein in einer Übergangszone oder aber als ‚wirkliche‘ Reise – zur Darstellung der Identitätssuche „des geschlechtsambigen Subjekts in einer dualistisch strukturierten Geschlechterordnung“ (S. 139) eignet. Überschriften mit „Das Etablieren der Geschlechtszugehörigkeit in der sozialen Interaktion“ (S. 150ff), widmet sich das darauf folgende Kapitel dem Umstand ständiger Neu-Etablierung, -Bestätigung und -(Re)Produktion geschlechtlicher Zugehörigkeit in Abhängigkeit von InteraktionspartnerInnen beispielsweise durch die Entschlüsselung der „kulturellen Genitalien“ (S. 151). Um den Konstruktionscharakter dieser Prozesse zu enthüllen, eignen sich Beispiele von Transsexuellen besonders gut, „weil sie [d.h. Transsexuelle, J. M.] die Inszenierung des Zielgeschlechts sukzessive erlernen müssen“ (S. 156). Dadurch machen sie Prozesse bewusst, die bei und von geschlechtseindeutigen Personen als „automatisierte [] soziale [] Praxis“ (S. 156) internalisiert wurden.

Anhand der Romane *In Transit*, dessen Ich-Erzählerin die eigene Geschlechtszugehörigkeit vergessen und mit Hilfe bedeutungstragender Zeichen im Transit-Bereich eines Flughafens zu rekonstruieren versucht, und *Written on the Body* – auch hier sind die Hinweise auf das Geschlecht der Ich-Erzählerin bzw. des Ich-

Erzählers uneindeutig und stellen die Zuverlässigkeit von Geschlechterklischees und -codes in Frage – verdeutlicht Kilian, inwiefern Geschlecht als eine „kulturell konstituierte Zeichenrealität“ (S. 173) gelesen werden kann und weist damit auf die diskursive Konstruktion der Kategorie Geschlecht hin. Jedoch produziert diese (Geschlechter)Wirklichkeit trotz ihrer diskursiven Verfasstheit einen materiellen Effekt: den Körper bzw. Leib. Ausgehend von den Geschlechter- bzw. Körpermodellen Butlers und Klingers entwickelt Kilian ein vierteiliges Schema bestehend aus *anatomischem, leiblichem, psychischem* und *sozialem Geschlecht*, das

„als Beschreibungsmodell fungieren kann, das ein begriffliches Instrumentarium bereithält, um flexibel die Parameter einzelner Phänomene erfassen zu können, ohne sie gleich in ein normatives Netzwerk von Verknüpfungen einzubinden, wie dies etwa bei der natürlichen Ableitung von *gender* aus *sex* der Fall ist.“ (S. 211)

Ein Modell, das sich bei der Anwendung auf Texte, die transsexuelle, *transgender* oder *gender-bending* Charaktere thematisieren, als sehr nützlich erweist und dem zudem der „Brückenschlag zwischen einem diskursiven und einem leiblichen Subjekt jenseits der Polarisierung von Konstruktivismus und Biologismus“ (S. 220) gelingt, da deutlich wird, dass

„die Vorstellung vom Körper als kulturellem Konstrukt, als einem innerhalb und durch die Geschlechternorm materialisierten Gebilde, und Leiblichkeit keine widersprüchlichen und gegenseitig ausschließenden Konzepte darstellen. Natur und Kultur lassen sich hier nicht als Gegensatzpaar denken, sondern sind in ihrer spezifischen Verschränktheit nur mit dem Begriff der Gleichursprünglichkeit zu fassen.“ (S. 220)

Obwohl sich eine solche Verschränktheit von Natur und Kultur kaum leugnen lässt, wäre dennoch zu diskutieren, inwieweit es sich hierbei wirklich um ein letztlich simplifizierendes Modell der „Gleichursprünglichkeit“ handelt oder doch eher um einen gegenseitigen ‚Nachträglichkeitseffekt‘.

Abschließend thematisiert Kilian die „Handlungsermächtigung des Subjekts“ (S. 221) im diskurstheoretischen Ansatz Foucaults sowie bei de Lauretis, deren Konzept des *eccentric subject* Marginalität und Ex-zentrität „als Ort des Widerstandes und der [möglichen, J. M.] Subversion“ (S. 234) begreift. Eine Theorie, deren Zentrum das aktive Prinzip der Handlungsermächtigung des marginalisierten, am Rande des vorherrschenden Geschlechterdiskurses stehenden Subjekts bildet. Erprobt wird de Lauretis' Konzept am Roman *The Microcosm* (1966), bevor Kilian abschließend noch einmal die zentrale „Rolle der Imagination für die Schaffung alternativer Vorstellungswelten“ (S. 249) anspricht. Erneut betont sie das „Innovationspotential der Literatur“ (S. 251), die es vermag, „Sprache bis an und über ihre Grenzen hinaus zu treiben und auf diesem Wege neue Vorschläge zur Konfiguration von Realität“ (S. 255) zu entwickeln, indem sie sich über bestehende Normen hinaus entwirft und somit einen „virtuellen Erfahrungsraum [erschafft, J. M.], in dem alternative Optionen gefahrlos ausgetestet und in dem (...) neue Geschlechterwelten simulativ erprobt werden können“ (S. 258). Ein Konzept von Liminalität,

das Jeanette Winterson wie auch schon im Eingangszitat in *Art Objects. Essays on Ecstasy and Effrontery* folgendermaßen fasst: „[A]rt is pushing at the boundaries we thought were fixed. The convenient lies fall; the only boundaries are the boundaries of our imagination“ (S. 116).

GeschlechtSverkehrt besticht durch die detaillierte, gut strukturierte und kritische Auseinandersetzung mit *gender-*, *queer*-theoretischen und literaturwissenschaftlichen Ansätzen und deren Anwendbarkeit auf Textbeispiele des *gender-bending*. Die knappen theoretischen Einführungen eignen sich sowohl als erster Einstieg in die Thematik als auch zur weiterführenden Lektüre. Besonders hilfreich sind die Zusammenfassungen am Ende eines jeden Kapitels und zu Beginn des folgenden. Wünschenswert zum erleichterten Umgang gerade im wissenschaftlichen Rahmen wäre allerdings ein Index gewesen, wie er zum Beispiel bei Publikationen im englischsprachigen Raum üblich ist. Insgesamt ist *GeschlechtSverkehrt* sehr empfehlenswert und wird dem eigenen Anspruch gerecht, „Theorie und Literatur in einen fruchtbaren Dialog zu bringen (...), [so dass] beide Bereiche sich in ihrem je unterschiedlichen Erklärungsanspruch und in ihren spezifischen Verfahrensweisen wechselseitig erhellen“ (S. 7).

Ulle Jäger

Subversion und Subkultur: Queere Repräsentationen jenseits einer Politik der Anerkennung

Judith Halberstam: *In a Queer Time & Place. Transgender Bodies, Subcultural Lives*, New York/London 2005 (New York University Press, 212 S., 16,95 €).

Judith Halberstam ist eine der wichtigsten *Queer*-Theoretikerinnen der Gegenwart. Bekannt geworden ist sie durch ihr Buch *Female Masculinity* und ihre Kooperation mit dem Künstler Del LaGrace Volcano, u.a. in *The Drag King Book*. Nun hat sie eine neue Arbeit vorgelegt: *In a Queer Time and Place* beschäftigt sie sich mit der Kultur von *Transgender* und *Queer* jenseits einer bloßen Politik der Anerkennung. Im Mittelpunkt stehen Repräsentationen von *Transgender*-Körpern in Kunst, Literatur, Film und Musik.

Was Halberstam interessiert sind genau die Lebens- und Körperpraxen, die neue Lebensgeschichten erzählen und alternative Beziehungen zu Raum und Zeit entwickeln. So geht es in ihrem Buch um subkulturelle Praktiken, alternative Formen von Bündnissen, Körperformen und Formen von Verkörperung, die übliche Geschlechtergrenzen überschreiten und vor allem um Repräsentationen dieser exzentrischen Lebensweisen. Dementsprechend definiert sie das dem Buch zugrunde liegende Verständnis von *queer* als Bezeichnung für nichtnormative Logiken und Organisationen von Gemeinschaft, sexueller Identität, von Inkorporierung und Handlungen in Raum und Zeit.

In ihrem einleitenden Kapitel „Queer Temporality and Postmodern Geography“ setzt Halberstam den Rahmen für die folgenden Einzelbeiträge. Die Klammer, mit der sie ihre verschiedenen Aufsätze zu kulturellen, literarischen oder auch musikalischen Repräsentationen von *Transgender*-Körpern zusammenhält, ist die Idee einer queeren Zeit und eines queeren Raumes. Halberstam identifiziert solche Aneignungen von Raum und Zeit in Praxen, die sich in Opposition zu den Institutionen Familie, Heterosexualität und Reproduktion verstehen. In dem von ihr beschriebenen queeren Spektrum gibt es außerdem eigene Logiken von Örtlichkeit, Bewegung und Identifikation zu entdecken. Damit bewegt sie *queerness* weg von einer rein sexuellen Identität hin zu den Besonderheiten im *way of life*, die ein homosexuelles Leben auszeichnen. Oder, besser gesagt: auszeichnen können. Denn nicht alle schwullesbischen und/oder *transgender* orientierten Menschen streben danach, ein Leben zu führen, das sich radikal von dem der Heterosexuellen unterscheidet.

Vor dem Hintergrund dieser Definition von *queer* beschäftigt sie sich in der ersten Hälfte des Buches mit dem vermehrten Auftauchen von *Transgender*-Körpern im ausgehenden 20. Jahrhundert. Die ersten drei Kapitel kreisen um die Figur von Brandon Teena, der im Jahr 1993 brutal ermordet wurde und dessen Geschichte spätestens mit dem 1999 erschienenen Film von Kimberly Peirce, *Boys Don't Cry*, auch außerhalb von subkulturellen Kontexten bekannt wurde. Halberstam versucht in „The Brandon Archive“ und „Unclosing Brandon: Brandon Teena, Billy Tipton, and *Transgender* Biography“ der Mystifizierung dieser Figur entgegenzuwirken. Stattdessen lenkt sie das Augenmerk auf die Konstruktion des *Falles* Brandon. Sie entwickelt unter Bezugnahme auf Foucault ein queeres Konzept des Archivs. Bei Foucault steht der Begriff Archiv für ein diskursives Feld, eine Struktur des Denkens. Das Archiv besteht also nicht aus einer Ansammlung von bestimmten Materialien an einem bestimmten Ort. Vielmehr handelt es sich um verstreute und verschiedenartige Materialien zu einem bestimmten Thema. Im konkreten Fall geht es dabei um das schriftliche und visuelle Material, das rund um Brandon Teena entstanden ist. Insgesamt strebt Halberstam jedoch ein Archiv für queere Subkultur an, das nicht nur die Existenz queerer Lebensweisen dokumentiert, sondern zugleich auch Fundus für weitergehende Untersuchungen sein kann. So setzt sie sich vor dem Hintergrund einer Diskussion des Dokumentarfilms *The Brandon Teena Story* und des Hollywoodfilms *Boys Don't Cry* mit dem Verhältnis von *Queer Studies* und dem ländlichen Amerika auseinander. Im Fall Brandons enthält das Archiv, das sich nach seinem Tod angesammelt hat, wichtige Informationen über die Konstruktion von Klasse, Rasse, Identität und Begehren auf dem Land (S. 33). Damit wird etwas sichtbar und beschreibbar, das bislang in *Queer Studies* mit ihrer Fokussierung auf Subkulturen in Städten wie New York oder San Francisco eine eher untergeordnete Rolle gespielt hat.

Im nachfolgenden Abschnitt steht die besondere Problematik von *Transgender*-Biografien im Mittelpunkt. Halberstam versteht *Transgender* im weitesten Sinne als einen Sammelbegriff für verschiedene Formen von nichtkonformen

Geschlechtsdarstellungen. Auch hier geht es weiterhin um das Archiv zu Brandon Teena, darüber hinaus aber auch um die Geschichte des Jazzmusikers Billy Tipton. Bei beiden handelt es sich um Personen, die in einem weiblichen Körper als Männer gelebt haben. Beide stehen damit zwischen den gängigen Definitionen, denn sie sind weder als Lesben noch als Transsexuelle einzuordnen. Halberstam plädiert dafür, sich dem Versuch der eindeutigen Einordnung zu widersetzen. In dem Projekt einer *Transgender*-Geschichte geht es darum, genau die Widersprüche und Uneindeutigkeiten bestehen zu lassen, die das Leben, das erzählt werden soll, prägten.

Der nächste Teil des Buches erweitert die Perspektive auf die Darstellungen von Geschlecht in der visuellen Kultur des 20. Jahrhunderts („Technotopias: Representing Transgender Bodies in Contemporary Art“). Am Beispiel der Arbeiten von Del LaGrace Volcano u.a. arbeitet Halberstam die Eigenheiten einer *Transgender*-Ästhetik heraus, die sie als Ästhetik der Turbulenz beschreibt. In ihrem Kapitel zu Mainstream-Filmen wie *The Full Monty* und *Austin Powers* („Oh Behave! Austin Powers and the Drag Kings“) setzt Halberstam ihre Beschäftigung mit alternativen Männlichkeiten fort. Sie untersucht, wie lesbische *Drag King*-Kultur heterosexuelle Komödien um Männer und Männlichkeit beeinflusst. Abschließend beschäftigt sie sich damit, wie Dyke-Subkulturen vor allem in der Musikszene zu Orten queerer Gegenöffentlichkeit und queerer Zeitlichkeit werden können („What’s That Smell? Queer Temporalities and Subcultural Lives“). Zentraler Ansatzpunkt für eine queere Theorie der Subkultur sollten ihrer Ansicht nach genau die Szenen sein, die normalerweise immer ausgeblendet werden, wenn es um Subkultur geht, nämlich lesbische Subkulturen und „subcultures of color“ (S. 165). Sie betont noch einmal die Rolle der Kultur und Subkultur für das Entstehen subversiver Praktiken und vor allem auch die Bedeutung des Archivierens und einer nuancierten Theorie des Archivs für die Beschreibung queerer Subkulturen.

Insgesamt beschreibt und archiviert Halberstam nicht nur eine Vielzahl von kulturellen Phänomenen rund um den *Transgender*-Körper. In einer kritischen Reflexion setzt sie sich auch mit der Problematik auseinander, die mit der vermehrten medialen Thematisierung von Geschlechtervarianten verbunden ist. Die Flexibilität, die durch *Transgender* und *Queer* verkörpert wird, ist nicht einfach nur im Sinne einer erfolgreichen Liberalisierung zu begreifen. Stattdessen stellt sie einen Zusammenhang zwischen Genderflexibilisierungen und der zunehmenden Bedeutung von Flexibilität im neoliberalen Diskurs her. Flexibilität wird mehr und mehr zu einer selbstverständlichen Anforderung des neoliberalen Kapitalismus. Und Abweichung im Sinne eines eigenen, ganz persönlichen Stils wird zu einem akzeptierten Ausdruck von Individualismus, die irgendwie schon fast zum guten Ton gehört - vor allem, wenn sie sich auf bestimmte Formen von Konsumverhalten konzentriert und nicht etwa mit einer radikalen Politik in Verbindung steht, die sich gegen dominante heteronormative Vorstellungen und Institutionen richtet. Vor diesem Hintergrund ist es nach Halberstam offen, in welche Richtung *Transgender* funktionalisiert werden kann: Entweder ist *Transgenderism* und dessen vermehrte Visualisierung als Erfolg

und Ergebnis von Jahren des *Gender*-Aktivismus zu verstehen. Oder aber es könnte sich um ein Zeichen der Wiedereinordnung einer radikalen Subkultur in die flexible Ökonomie der postmodernen Kultur handeln (S. 21).

Mit dem Konzept des Archivs und mit der Idee einer queeren Zeit und eines queeren Raums geht Halberstam über ihre bisherigen Arbeiten hinaus. Sie versteht *queer* in einem grundlegend subversiven Sinne, und vor diesem Hintergrund beschreibt sie andere Arten von Zeitlichkeit und Räumlichkeit in verschiedenen subkulturellen Zusammenhängen. Sowohl das vielfältige Material aus Theorie, Literatur, Film, Kunst und Musik, das Halberstam präsentiert, als auch der kritische Duktus, mit dem sie ihre Überlegungen und Interpretationen durchführt, machen ihr neues Buch für alle, die sich für *Queer Theory*, *Transgender Studies*, Kultur- oder Medienwissenschaft, Frauen-, Männer- und Geschlechterforschung oder aber einfach nur für die Gesellschaft interessieren, in der wir leben, besonders lesenswert.

Claudia Catharina Münzing

Female Masculinity

Judith Halberstam: *Female Masculinity*, Durham/London 1998 (Duke University Press, 329 S., 20 €).

Eine *Butch* schaut uns vom Cover des Buches entgegen. Über der Brust hält sie die Arme verschränkt, der Blick fokussiert uns und strahlt eine gewisse Aggressivität aus. Die Augen sind schwarz umrandet, die Lippen rot geschminkt. Blue Jeans und schwarzer Gürtel, das weiße T-Shirt in die Hose gesteckt, durchtrainierte und muskulöse Oberarme.

Die *Butch* hält unserem Blick stand, sie zwingt uns, ihr in die Augen zu schauen, sie *wahr* zu nehmen.

Judith Halberstam ermöglicht uns mit *Female Masculinity* unseren Blick auf das Phänomen ‚weibliche Männlichkeit‘ zu richten. Sie gibt uns Analysemodelle mit auf den Weg, die veranschaulichen, wie im Verlauf der letzten zwei Jahrhunderte im Bereich der diskursiven Schattenexistenzen immer wieder Subjekte auftauchen, deren Identität sich (um mit heutigen Begriffen zu sprechen) außerhalb der heteronormativen Geschlechterordnung und ihrer sexuellen Begehrensstruktur angesiedelt hat. Es geht in *Female Masculinity* um all diejenigen ‚Frauen‘, die eine Maskulinität ausleben und sichtbar machen, *erkennbar* machen, die ihnen in heteronormativen und heterosexistischen Gesellschaftssystemen *nicht von Natur* aus – was gleichbedeutend mit *nicht rechtens sein* ist – gegeben zu sein scheint, was im Verlauf der Geschichte immer wieder dazu geführt hat, dass ihre Identitätskonzepte als nicht authentisch und permanent anzweifelbar galten und immer noch gelten.

Wir machen in *Female Masculinity* die Bekanntschaft mit *Butches*, *Stone Butches*, *Tomboys*, *FTMs* (female to male transsexuals), *Transgenders* und *Drag Kings*.

Diesen unterschiedlichen Typen weiblicher Maskulinität widmet Halberstam die jeweiligen Kapitel ihres Buches und analysiert mit ihrem *queeren* kulturwissenschaftlichen Ansatz die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in eben jenen Identitätsentwürfen, welche sich zwar unter dem Label weibliche Maskulinität subsumieren lassen, aber nichtsdestotrotz unabhängig voneinander in ihrer Eigenheit bestanden und bestehen. Besonders anschaulich wird *Female Masculinity* durch die vielen Beispiele aus zeitgenössischer und historischer Literatur, aus Film und (Performance-) Kunst.

Aufbau und Inhalt. Ein Überblick

Female Masculinity ist in acht Kapitel unterteilt, die einerseits eine historische Verlaufslinie weiblicher Maskulinität(en) nachzeichnen, andererseits immer wieder theoretische Blicke in die *queere* Gegenwartskultur erlauben. Nach dem einleitenden Kapitel stellt Halberstam zunächst ihre Methode des „*Perverse Presentism*“ vor. *Perverse Presentism* lässt sich am ehesten als ‚perverse Gegenwärtigkeit‘ übersetzen. Gemeint ist damit die Entdeckung und Offenlegung derjenigen sexuellen und geschlechtlichen Verhaltensweisen, die als pervers angesehen werden, aber dennoch oder gerade deshalb in allen Identitätsentwürfen eine gewichtige Rolle spielen. Als Methode meint *Perverse Presentism* die historisch-soziologische-kulturwissenschaftliche Beschäftigung mit sexuellen Kategorien und zielt auf die Vervielfältigung, nicht auf die Festschreibung, der momentan existenten Sexualitäts- und Identitätskategorien. „A perversely presentist method reveals the multiplicity of female masculinities now as then“ (S. 110). Im Anschluss an die Erklärung ihrer Methode bringt uns Halberstam Genderkonzepte maskuliner Frauen vor dem 20. Jahrhundert und um die Jahrhundertwende herum näher.

Sie bespricht beispielsweise die Tagebücher von Anne Lister (S. 1791-1840), die über deren soziale Rolle als sogenannte *Female Husband* Aufschluss geben. *Female Husbands* waren zwar anatomische Frauen, lebten aber in der sozialen Rolle Ehemann, zumeist Ehemann einer verwitweten oder verlassenen Frau. Ebenso spannend wie Anne Listers soziale Rolle waren ihre sexuellen Praktiken mit ihren Geliebten, die sich vor allem dadurch auszeichneten, dass Anne Lister stets der gebende, ihre Geliebten der nehmende Part waren. Auch wenn sich das schon nach *Stone Butchness* anhört, verweist Halberstam immer wieder darauf, dass die Unterschiede damaliger Lebensrealitäten und das Nichtvorhandensein derjenigen Identitätskonstruktionen, die heute Heterosexualität, Homosexualität, Transsexualität usw. hervorbringen, nicht außer Acht gelassen werden dürfen.

Im dritten Kapitel wird das Leben und Werk von John Radclyffe Hall vorgestellt und eingebettet in eine Analyse des sexologischen Diskurses über Inversion im ausgehenden 19. Jahrhundert. Was Foucault in *Sexualität und Wahrheit* über die historische Bedingtheit von (sexuellen) Identitätskonstruktionen ans Licht bringt, wendet Halberstam konsequent auf die Formierung derjenigen Identitäten an, die heute unter dem Label ‚Lesbe‘ allgemein bekannt sind. John Radclyffe Hall lebte das Leben eines Mannes, hatte Geliebte ebenso wie feste Partnerinnen und löste mit dem 1928 erschienenen Roman *The Well of Loneliness*, in dem es um eine Frau

geht, die sich als Mann fühlt und deren Körper ihr fremd erscheint, einen Skandal aus. Hall galt sexologisch betrachtet als klarer Fall von weiblicher Inversion (oder männlicher Inversion bei Frauen), deren häufigste Begleiterscheinung ein maskulines Äußeres war. Inversion, ein von Sexologen wie Krafft-Ebing und Havelock Ellis erfundener Begriff, kann als Vorgänger der heutigen Homosexualität gelten und als Schnittstelle zum modernen Begriff von Transsexualität.

Das zentrale Kapitel des Buches „Lesbian Masculinity. Even Stone Butches get the Blues“ ist ein Plädoyer für eine dezidiertere wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Identität der *Stone Butch*. Da diese (meistens) kein sexuelles Vergnügen daraus zieht, angefasst, geschweige denn penetriert zu werden, sondern sich ganz um das Wohlergehen ihrer Partnerin kümmert, wird die *Stone Butch* das Stigma von Gefühlskälte und mangelnder Selbstliebe nicht so leicht los. Von lesbischen Feministinnen in den 70er-Jahren als die sexistischen Wölfe im Schafspelz wahrgenommen, wurden *Stone Butches* gescholten und verdammt. Schließlich sollten Lesben doch gemeinsam die Erfüllung im Zelebrieren von Weiblichkeit finden, nicht im Nachahmen männlicher Verhaltensweisen. Halberstam zeigt jedoch auf, wie das Identitätskonzept Lesbe, wie es heute verstanden wird, sich ohne Phänomene wie Inversion, ohne die *Butch-Femme-Communities* der 40er und 50er Jahre in den USA, kurz, ohne sichtbare weibliche Maskulinität als Signifikant für lesbisches Begehren, nicht hätte entwickeln können.

Wenn die *Stone Butch* nicht mehr als krank gälte (und das galt/gilt sie selbst in der lesbischen Gemeinschaft), sondern als eine lebenswerte Form weiblicher Homosexualität, als eine unter vielen, wenn offener über sexuelle Praktiken und Vorlieben diskutiert würde, dann, so Halberstam, könnte das *queere* Unternehmen der Entpathologisierung von sexuellen Praktiken und der Pluralisierung von sexuellen Kategorien doch noch erfolgreich sein. Die Devise heißt „*talking sex*“ (S. 113).

Die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen maskulinen lesbischen Identitätsentwürfen und *Transgender* oder Transsexualität sind Analysegegenstand des Kapitels „Transgender Butch“. Halberstam macht deutlich, dass der jeweilige Bedeutungsgehalt von Maskulinität immer erst durch die Subjektposition und Begehrensstruktur der *Butches*, *Transgenders* oder *FTMs* greifbar wird. Sie kritisiert die allzu klare Abgrenzung zwischen *butchen* und *FTM*-Subjektpositionen, auf die vor allem *FTMs* vehement beharren. Viele *FTMs*, so Halberstam, ziehen für ihre Konstruktion von Maskulinität (hetero)sexistische, also nicht *queere* Identitätsentwürfe heran, um sich von allem, was das Stigma von Weiblichkeit in sich trägt (und das gilt auch für *butche* Konzepte), endgültig verabschieden zu können.

„The distinction between lesbian and transsexual is undoubtedly an important one to sketch out, but there is always the danger that the effort to mark the territory of transsexual male subjectivity may fall into homophobic assertions about lesbians and sexist formulations of women in general.“ (S. 156)

Halberstam zweifelt eben solche klaren Grenzziehungen permanent an und macht deutlich, dass sie dem Projekt der Pluralisierung von Identitäten und sexuellem Begehren eher entgegenstehen als helfen, weil sie von dominanten Normvorstellungen von Maskulinität ausgehen, die, um es ‚butlerisch‘ zu sagen, ein Original

an diejenige Stelle setzen, an der es von (mehr oder weniger originellen) Kopien von Kopien von Kopien nur so wimmelt.

Kulturwissenschaftlich abgerundet wird *Female Masculinity* durch die Kapitel 6 und 7, in denen es um *Butches* im Film und um *Drag Kings* auf der Bühne geht. Halberstam unternimmt Ausflüge in die Geschichte des *butchen* Looks im Film und in den *queeren* Untergrund der *Drag King* Shows. Sie zeigt, wie Maskulinität medial und in Performances hergestellt wird, wie *Tomboys* im Film oder *Kings* auf der Bühne mit maskulinen Attributen spielen und so ihren Konstruktionscharakter entlarven (können).

„Raging Bull (Dyke): New Masculinities“ (Kapitel 8) fasst Gesagtes nochmals zusammen und wirft einen Blick in die Zukunft.

„This book has not only been a philosophical inquiry into the whys and wherefores of female masculinity; it is also a seriously committed attempt to make masculinity safe for women and girls.“ (S. 268)

Halberstam sieht ihr Buch als einen Anfang, weibliche Maskulinität als eigenständiges kulturelles Phänomen zu begreifen und gleichzeitig als *empowerment* all derjenigen ‚Mädchen‘ und ‚Frauen‘, die ihre Maskulinität eher mit Scham als mit Stolz erleben. Stolz zu sein dürfte nach der Lektüre von *Female Masculinity* der ein oder anderen zweifelsohne leichter fallen.

Die *Butch* blickt uns immer noch vom Cover entgegen. Wir können mittlerweile ihrem Blick standhalten und sowohl das *butche* Outfit als auch das eher weiblich anmutende Make-up ohne Irritation wahrnehmen. Judith Halberstams Buch kann die Augen öffnen für die Identitätskonzepten per se innewohnende Ambivalenz, für die Mischformen von Geschlechtsidentität und Begehren und für die Persionen, die in allen wohnen.

Mona Hanafi El Siofi

Islam und Homosexualität – ein Widerspruch?

Michael Bochow/Rainer Marbach (Hrsg.): *Islam und Homosexualität. Koran – Islamische Länder – Situation in Deutschland*, Hamburg 2003 (MännerschwarmSkript Verlag, 159 S., 14 €).

LSVD Berlin-Brandenburg e.V. (Hrsg.): *Muslime unter dem Regenbogen. Homosexualität, Migration und Islam*, Berlin 2004 (Querverlag, 271 S., 14,90 €).

Sind Islam und Homosexualität miteinander vereinbar? Diese Frage würde die Mehrheit aller MuslimInnen weltweit wohl spontan mit einem zweifelsfreien ‚Nein‘ beantworten. Spätestens mit Bekanntwerden von Pöbeleien und tätlichen Übergriffen gegen erkennbar Nicht-Heterosexuelle durch männliche türkisch- oder

arabischstämmige Jugendliche könnten hierzulande auch NichtmuslimInnen zu dieser Ansicht neigen, haben sie nicht schon früher von der Verfolgung Homosexueller in ‚islamischen‘ Ländern gehört (Mit ‚islamischen‘ Ländern sind hier Staaten mit sich mehrheitlich zur Religion des Islam bekennender Bevölkerung gemeint).

Schert man jedoch *den* Islam nicht über einen Kamm, eröffnen sich für den angesprochenen Diskurs sehr interessante Perspektiven, die über ein einfaches ‚Nein‘ weit hinausgehen. Voraussetzung dafür ist – meiner Auffassung nach – eine sensible und gleichermaßen notwendige Differenzierung zumindest zwischen dem theoretischen Regelwerk, dessen zeitlich gebundener Auslegung, dem mit lokalen Traditionen stark vermischten Volksislam und den Menschen, die in der ein oder anderen Weise davon beeinflusst sind. Eine solche Unterscheidung kommt in den meisten Beiträgen der beiden Publikationen, die ich hier vorstellen möchte, weitgehend zum Tragen.

Der Titel des Sammelbands *Islam und Homosexualität*, der die Vorträge eines gleichnamigen Wochenendseminars der Akademie Waldschlösschen (Reinhausen bei Göttingen) im Jahr 2002 veröffentlicht, lässt zunächst nicht erahnen, dass mit ihm ausdrücklich männliche Homosexualität angesprochen wird. Dies ist allerdings, wie sich zeigt, ein zu vernachlässigender Umstand: Einige der sieben Aufsätze beleuchten die Situation lesbischer Frauen (und *Transgender*) wenigstens andeutungsweise mit. Außerdem bestehen ohnehin, wie weibliche homosexuelle Lebensformen in ‚islamischen‘ Ländern angeht, viel erheblichere Forschungslücken. Doch möchte ich nun zu den Inhalten kommen...

Um eine Ablehnung von Homosexualität bzw. homosexuellen Verhaltens zu begründen, verweisen Laien und Gelehrte meist zunächst auf den koranischen Urtext, üblicherweise auf die Geschichte von Lot bzw. Sodom und Gomorra. Die entsprechenden Verse beziehen sich jedoch nur auf (verheiratete) Männer, Frauen werden gar nicht erwähnt. Wenn man aber diese und andere Stellen, die z.T. auch auf homosexuelles Verhalten von Frauen bezogen werden, mit den Augen von *Andreas I. Mohr* analysiert, lassen sich aus keiner eindeutige Aussagen über gleichgeschlechtliche Liebe machen. Von einer generellen Ächtung homosexueller Handlungen scheint im Koran nirgends ausdrücklich die Rede zu sein, im Gegenteil, es gibt sogar Verse, denen man eine homoerotische Färbung zuzusprechen vermag. Des Weiteren kann man aus dem Koran direkt ableiten, dass Sexualität für Männer *und* Frauen nicht nur zu reproduktiven Zwecken da ist, sondern schlicht Freude bereiten soll. Mit einer kritischen Lesart ist also der Koran als wichtigste Quelle, laut Mohr, nicht zwingend das Problem für eine ablehnende Beurteilung, sondern die Prophetenworte (*hadith*), die homosexuelles Verhalten als verfluchens- und bestrafenswert charakterisieren. Obwohl deren Echtheit mehr als zweifelhaft ist, sogar schon widerlegt wurde, zieht man sie dennoch weiterhin zur Argumentation heran. Als mutmaßliche Ursache für die unkritische Verneinung von Homosexualität betrachtet der Autor die zunehmend puristischen Tendenzen in der ‚islamischen‘ Welt. Diese hätten sich erst in jüngerer Zeit durch die als bedrohlich empfundene Freizügigkeit bzw. ‚moralische Zügellosigkeit‘ des ‚Westens‘ entwickelt (Der

Begriff ‚Westen‘ bzw. ‚westlich‘ bezeichnet im Folgenden immer nationalstaatliche Bevölkerungen oder Individuen, die sich überwiegend dem Kontext historisch-europäischer Denktraditionen zuordnen).

Ähnliches schlussfolgert *Ali Mahdjoubi*, wenn er veranschlagt, dass Homosexuelle in ‚islamischen‘ Ländern mehr Angst als vor einem Ansehensverlust oder religiösen Gewissenskonflikten vor den Staatsapparaten hätten, die mit einer liberaleren Haltung gegenüber sexuellen Minderheiten das pervers-dekadente Ende ‚westlicher‘ Gesellschaften sehen. Am Beispiel des Iran möchte er u.a. zeigen, dass homosexuelle Erfahrungen unter Männern trotzdem sehr weit verbreitet, also ein alltägliches Phänomen sind. Einer homosexuellen ‚Szene‘-Bildung stehe dort hauptsächlich entgegen, dass die meisten keinen Grund dafür sähen, aus homosexueller Praxis eine Identität zu entwickeln und sich auf dieses Merkmal festlegen zu lassen. ‚Westlicher‘ Bekenntnisdrang würde diesbezüglich eher als ‚Outing-Terror‘ wahrgenommen. Das ist spannend für Foucault-LeserInnen!

Auch *Michael Bochow* sieht in Bezug auf türkisch- oder arabischstämmige Homosexuelle weniger den Koran bzw. ‚den Islam‘ als relevant an, sondern die traditionalistisch-patriarchalische Struktur des Sozialmilieus. So sei ein besonderes Problem, dass man hier den Status eines/einer Erwachsenen erst durch die Ehe erwerben würde. Bis dahin müssten im Normalfall alle Kinder bei den Eltern wohnen bleiben, ‚Jungeselle/in-Sein‘ sei keine sozial akzeptierte Kategorie. Daneben stellt der Autor heraus, dass die Dichotomie hetero-/homosexuell als identitätsstiftend weniger relevant wäre als die Bedeutung von aktiv-passiv. Rezeptiver Analverkehr gelte als unmännlich und sei mit einem Verlust an Ehre konnotiert, denn für die Konstruktion von Männlichkeit herrsche als der wichtigste Faktor das Penetrieren (wollen) vor – egal, welches Geschlecht der/die SexpartnerIn habe.

Genau wie Bochow stuft *Koray A. Günay* in seinem sehr umsichtigen und gut strukturierten Text das Gewicht des Korans für die Bewertung von Homosexualität in der Türkei als gering ein. Er macht als Quelle der Homophobie die traditionelle Geschlechtersegregation aus, deren Voraussetzung eine heterosexuelle Polarisierung sei. Daher wäre die Infragestellung dieser Polarisierung eine empfindliche Verletzung der herkömmlichen Sozialstruktur. Daneben führt Günay ebenso die traditionell sehr dominante Familie an, in der die Kinder erst mit der Heirat zum eigenständigen Subjekt würden. Erfülle das Kind nicht die Vorstellungen der Eltern, würden ökonomische Mittel, Isolation oder Zwangsheirat zur Abhilfe ins Feld geführt. Aber nicht nur deshalb fiele es vielen schwer, ihre homosexuelle Neigung offenzulegen: Für die meisten stelle die Familie einen sehr wichtigen oder sogar wichtigeren Teil der Identität dar, nicht ihre Sexualität. Die Situation homosexueller Zugewanderter in Deutschland wäre zum einen besonders, weil ihre Neigung von den ‚eigenen‘ Leuten oft dem Vorwurf „westlicher Dekadenz“ ausgesetzt sei und sie somit dem Risiko unterlägen auf ihre Herkunftskultur bzw. ihr soziales Netzwerk ganz verzichten zu müssen. Zum anderen seien zusätzliche Belastungen die Islamophobie sowie Rassismen der Mehrheitsgesellschaft und der Homosexuellen-Szene. Obwohl in der Türkei durchaus eine Emanzipation Nicht-Heterosexueller in Form von Selbstorganisationen zu beobachten sei, betont auch dieser Autor, dass gleichgeschlechtlicher Sex nicht unbedingt in einer homosexuellen Identität münden

müsse. Sexualität sei Privatsache, darüber spreche man nicht und solange sie nicht öffentlich gemacht würde, „sind viele Dinge möglich“.

Abdurrahman Mercan beschäftigt sich gleichfalls mit der Frage von Identität im Kontext muslimischer homosexueller Migranten und Mehrheitsgesellschaft. Dementsprechend stellt er daneben auch die *TürkGay&Lesbian* Organisation in Köln vor, deren wichtigste Funktion die Beratung homosexueller MuslimInnen und Öffentlichkeitsarbeit ist.

Die Aufsätze von *Renate Dietrich* und *Anja Hänsch* fallen aus dem Rahmen des konkreten Diskurses über Homosexualität heraus, denn sie geben eine Einführung in die historisch gewachsene, allgemeine politische Situation im Iran, der Türkei, Ägypten und Saudi Arabien.

Der Sammelband *Muslime unterm Regenbogen* entstammt einer Vortragsreihe, die im Oktober 2002 vom Berliner Zentrum für Migranten, Lesben und Schwule (MILES) begann, um „eine längst überfällige Diskussion in Politik und Gesellschaft anzustoßen“ (S. 6).

Unter den 15 Texten, die eine ähnliche Dreiteilung aufweisen wie der zuerst besprochene Band – Quellen und Geschichte, Situation im Ausland, Verhältnisse in Deutschland, findet man die der Autoren Mohr, Bochow und Mercan in modifizierter Form wieder.

Der Diskussion religiöser Schriftquellen (Mohr) zum Einstieg folgt die Abfassung von *Ralph Ghadban*, die u.a. einen historischen Überblick zur ‚islamischen‘ Rechtssprechung bezüglich Homosexualität und Pädophilie gibt. *Giti Thadban* beschäftigt sich mit der ‚heidnischen‘ Vorgeschichte und der Frühzeit des Islam. Sie trauert einem vorislamischen „weiblichen Erdprinzip“ nach, das, zusammen mit der polykosmologischen Orientierung und „alle[n] Arten eines dritten Geschlechts“ durch die monotheistischen Religionen gewalttätig verdrängt worden sei bzw. von diesen unterdrückt würde. Die christliche und islamische „Ideologie der Vermännlichung als Universelle Wahrheit“ produziere also „unausweichlich eine binäre Hierarchie, indem sie alles, was sie zu unterwerfen sucht, in den Bereich des Teufels (...) projiziert“ (S. 71). Im Unterschied zu den ersten beiden Aufsätzen wird in diesem z.B. behauptet, der Koran sähe die Todesstrafe für Homosexualität vor – allerdings ohne das mit dem Verweis auf einen entsprechenden Vers zu untermauern.

Zur Situation im Ausland diskutieren *Eva Gundermann* und *Thomas Kolb* die Menschenrechtsverletzungen aufgrund sexueller Identität in Ägypten und im Libanon. Heterosexuelle Abweichungen würden dort unter dem Vorwand geahndet, dass sie religiöse Werte und gesellschaftliche Moralvorstellungen verächtlich machten. Wie schon bei anderen Texten wird auch hier gezeigt, dass nicht unbedingt die Religion der entscheidende Faktor dabei ist, sondern staatliche Interessen machtpolitischer und repressiver Art, die genauso andere Gruppen und Individuen wie MenschenrechtsaktivistInnen betreffen. Von den politischen Spannungen, die Übergriffe muslimischer Jugendlicher auf Nicht-Heterosexuelle in den Niederlanden auslösten, berichtet *Gerbert van Loenen* und *Omar Nahas* stellt die holländische muslimisch-homosexuelle Selbstorganisation YOUSUF vor, die sich „für ein besseres Verständnis der gegenseitigen Lebensstile, der religiösen Hintergründe und der sexuellen

Orientierungen“ (S. 112) einsetzt. Der hervorragende Artikel von *Andrew K. T. Yip* informiert über die Situation südasiatischer nicht-heterosexueller MuslimInnen in Großbritannien, in dem auch lesbische Frauen zur Sprache kommen. Ihre Probleme gleichen in vielem denen der türkisch- oder arabischstämmigen MigrantInnen in anderen europäischen Ländern.

Als Überleitung zu den Aufsätzen, die sich mit der Lage in Deutschland befassen, erläutert *Haluk Girginer* eine theoretisch-wissenschaftliche Perspektive zur Herausbildung geschlechtlicher Identität und zentraler Werthaltungen innerhalb einer Kultur. Im Anschluss an die Texte von Bochow und Mercan, die ich ja bereits in dem zuerst resümierten Band skizziert habe, bilanziert *Barbara John* die allgemeine (= geringe) Integration von AraberInnen und TürkInnen in Deutschland. *Günter Piening* hingegen behandelt die Integrationsfrage vor dem Hintergrund der Mehrfachdiskriminierung von Menschen, die gleichzeitig muslimische MigrantInnen und homosexuell sind. Er geht davon aus, dass diese nicht nur vor doppelte Schwierigkeiten gestellt sind, sondern durch ihre Sensibilität in der Hinsicht auch doppelte Kompetenzen ausbilden. So könnten homosexuelle MigrantInnen dazu beitragen, solche Diskurse zu präzisieren, wobei hierfür zunächst ihre Selbstorganisation ein wichtiger Schritt sei.

Die stärkere Tabuisierung der Homosexualität durch TürkInnen in Deutschland, und damit auch die gewalttätigen Übergriffe durch Jugendliche, erklärt *Kenan Kolat* mit der Diasporasituation. Durch sie würden traditionelle Werte verstärkt konserviert, zumal 85% der Zugewanderten aus sozial niedrigen Schichten stammten. Er plädiert für die Chance, dieses Problem innerhalb der „Community“ zu diskutieren und aufzuarbeiten; daraus abgeleitete Verallgemeinerungen hält er für unzulässig.

In seinem zweiten Aufsatz verlangt *Ralph Ghadban* eine klare Positionierung der deutschen Politik (z.B. durch das neue Zuwanderungsgesetz) um extrem-religiösen Strömungen Einhalt zu gebieten, die u.a. eine negative Haltung gegen Nicht-Heterosexuelle anheizen. Außerdem fordert er liberale MuslimInnen auf, „Flagge zu zeigen“, um nicht die „Islamisten“ zu alleinigen VertreterInnen ihrer Religion werden zu lassen.

Abschließend hält *Alexander Zinn* die „multikulturelle Vision“ der Linken für gescheitert, da sie meist nur mit dem „Einkauf im türkischen Gemüseladen“ und dem Bauchtanzkurs ihre Erfüllung findet. Wertekonflikte indessen würden ausgeblendet. Nach seiner Ansicht wurde in Deutschland entweder eine repressive AusländerInnenpolitik betrieben oder eine Kulturpolitik der Differenz gefördert (z.B. durch die Unterstützung von Kulturvereinen), die beide nicht zu Integration sondern zu Segregation führten. Damit weist er der Politik in Ermangelung wirkungsvoller integrativer Maßnahmen die (Mit-)Verantwortung für offensive Bekenntnisse zum Islam zu. Bei männlichen Jugendlichen äußere sich die Abgrenzung von der Mehrheitsgesellschaft eben u.a. im „Schwulenklatzen“ und dabei am Rigorosesten, wenn es sich um Übergriffe auf nicht eindeutig heterosexuelle MigrantInnen handelt, weil diese als ‚ÜberläuferInnen‘ zur ‚westlichen‘ Kultur betrachtet werden.

Angesichts des enormen Spektrums, das beide Publikationen aufzeigen, ist hoffentlich deutlich geworden, wie vielfältig man sich der eingangs gestellten Frage nähern kann. Dissonanzen zwischen einzelnen Aufsätzen regen das Bedürfnis zu einer intensiveren Beschäftigung mit der Materie nur weiter an. Ganz besonders wünschenswert wäre, dass der aktuelle Diskurs in Bezug auf lesbische Frauen und *Transgender* u.ä. erweitert wird. Wenngleich an letzter Stelle, so sollen aber diese Herausgaben ausdrücklich noch als eine thematische Rarität v.a. in deutscher Sprache gewürdigt werden.

Susanne Jung

Schöne neue Welt der (T)Räume

Brigitte Hipfl/Elisabeth Klaus/Uta Scheer (Hrsg.): *Identitätsräume. Nation, Körper und Geschlecht in den Medien. Eine Topografie*, Bielefeld 2004 (transcript Verlag, 372 S., 26,80 €).

Der von Brigitte Hipfl, Elisabeth Klaus und Uta Scheer herausgegebene Sammelband geht aus zwei Tagungen hervor, die im Jahr 2002 jeweils in Göttingen und Klagenfurt stattfanden und die sich beide im weitesten Sinne mit der Frage beschäftigten, wie Medien zur Bildung unterschiedlicher ‚Identitätsräume‘ beitragen und beigetragen haben. Damit reiht sich der Band ein in das akademische Großprojekt der *Cultural Studies*, die es sich zum Ziel gesetzt haben, alltägliche kulturelle Praktiken zu untersuchen und hierbei besonders die jeweils vorliegenden kontextspezifischen Machtverhältnisse kritisch zu analysieren. Für den/die LeserIn bietet der inter- bzw. transdisziplinär ausgerichtete Band – unter den Beitragenden befinden sich Medien- und KommunikationswissenschaftlerInnen, SoziologInnen und FilmwissenschaftlerInnen – einen gelungenen Überblick über einen Themenkomplex, der sicherlich in den kommenden Jahren auch im deutschsprachigen Raum auf akademischer Ebene regen Zulauf finden wird. Dass die hier vorgelegte Auswahl an Beiträgen dabei lediglich einen Überblick dessen bieten kann, was mit einer kulturgeografisch ausgerichteten Medien- und Kommunikationswissenschaft möglich ist, versteht sich von selbst und ist nicht unbedingt als Mangel zu bewerten.

Alle Beiträge vereint, dass sie „Medien in ihrer Funktion als Konstrukteure von Identitätsräumen“ (S. 10) diskutieren. Ein einleitender Beitrag von Brigitte Hipfl erläutert, wie sich das Verständnis von ‚Raum‘ in der neueren Kommunikationswissenschaft und Kulturgeografie verändert hat, von einem statischen Konzept hin zu einem performativen Verständnis von „Medien als Räume[n] mit spezifischen Interaktionsformen und Machtrelationen“ (S. 26). Wie die Arbeiten von Doreen Massey im Bereich Kulturgeografie, aber auch die Arbeiten diverser *Gender-* und *Queer Studies*-ForscherInnen aufzeigen, ist auch im geografischen Sinne „Raum nichts Unschuldiges, sondern etwas von Politik und Ideologie Durchtränktes, das

sich als Praktiken der Kontrolle und der Ausschließung materialisiert“ (S. 33). Raum kann so verstanden werden als

„performative Inszenierung von Macht und Ausdruck spezifischer regulativer Normen und Praktiken, zu der wir alle durch die Art und Weise, in der wir unsere eigenen Beziehungen im Alltag leben, beitragen.“ (S. 34)

An diese Einleitung schließen sich die einzelnen Beiträge an, die jeweils einem von drei Diskussionssträngen zugeordnet sind. Den Anfang macht der Themenkomplex „Medien als Konstrukteure (trans-)nationaler Identitätsräume“. Es folgen „Körper im Genderregime der Massenmedien“ und schließlich „Que(e)räume: Trans, Homo, Hetero“.

Eine Stärke des Sammelbandes ist unzweifelhaft seine internationale Ausrichtung mit Beiträgen aus Deutschland, Österreich, den USA, Kanada, England und Irland. Bei näherem Hinsehen fällt jedoch auf, dass die aus dem Englischen übersetzten Beiträge fast komplett dem Kapitel „Medien als Konstrukteure (trans-)nationaler Identitätsräume“ zugeordnet sind. Ob dies Zufall ist oder ob es die aktuelle deutsch/österreichische Forschungslage widerspiegelt, sei allerdings dahingestellt. Mit der Konstruktion von nationalen Identitätsräumen befassen sich die Beiträge von Douglas Kellner, der die Berichterstattung der US-amerikanischen Medien seit den Terroranschlägen des 11. September untersucht, und Barbara O'Connor, die anhand der Analyse von Texten aus Printmedien nachweist, wie im Irland der 30er Jahre nationale, und zugleich geschlechtlich markierte Körper im Ort der *Dance Hall* konstruiert werden. Ergänzt wird dies durch den Beitrag von Lisa Parks, die sich fragwürdigen Praktiken der Wissensproduktion im Dienst einer vermeintlichen globalen Sicherheit mithilfe von Satellitenbildern widmet. Kevin Robins' Artikel zeigt, wie sich türkische MigrantInnen in London mithilfe transnationaler Medien ihre eigenen, durch Mobilität gekennzeichneten Identitätsräume jenseits der „*imagined communities*“ von Nationalstaaten schaffen.

Mit der Frage, welche Räume Körper einnehmen und wie diese durch diverse Medienräume repräsentiert und materialisiert werden, beschäftigen sich drei Beiträge. So kommt Gitta Mühlen-Achs bei einer Analyse der in aktuellen *Bravo*-Foto-Lovestories verwendeten Körpersprache zu dem Ergebnis, dass auch im beginnenden 21. Jahrhundert der jugendlichen Leserschaft weiterhin höchst stereotype Geschlechterrollen vermittelt werden. Sylvia Pritsch wagt mit ihrem Beitrag einen Blick in eine von „digital beauties“ bevölkerte Hyperwelt, in der sich Weiblichkeit nunmehr als eine Allegorie des Posthumanismus auszunehmen scheint. Am eindrucksvollsten präsentiert sich jedoch Martina Thieles Analyse der Selbstinszenierungen Leni Riefenstahls. Über ihre Filme und Fotoarbeiten und die äußerst problematischen politischen Implikationen einer Ästhetik der schönen Körper, wie Riefenstahl sie vertrat, ist bereits viel geschrieben worden. Bisher wurde jedoch nicht untersucht, wie Riefenstahl sich selbst und ihren eigenen Körper ebenso bewusst in Szene setzte. Einem Bild der Leni Riefenstahl beim Tauchaufenthalt auf den Malediven, lächelnd, im Badeanzug, würde man die Realität ihres Körpers – sie ist zu diesem Zeitpunkt bereits hundert Jahre alt – fast absprechen wollen.

Dem Themenkomplex „Que(e)räume“ widmen sich überwiegend filmwissenschaftliche Beiträge. Andreas Jahn-Sudmanns Analyse des auf einem realen Fall transphober Gewalt basierenden Spielfilms *Boys Don't Cry* arbeitet überzeugend heraus, wie es dem Film zwar über weite Strecken gelingt, einen *transgender*-Blick aufrechtzuerhalten, er aber letztlich die dargestellte Homo- und Transphobie lediglich als ein Phänomen des *white trash*, der weißen Unterschicht Amerikas, präsentiert. Uta Scheer begibt sich in die fiktionalen Welten des 24. Jahrhunderts mit einer Analyse der Darstellung männlicher Homosexualität in der Gestalt der Formwandler in der „Star Trek“ Fernsehserie „Deep Space Nine“. Was zunächst als begrüßenswerte massenmediale Einbindung nichtheterosexueller Lebensweisen erscheint, entpuppt sich schnell als eine Reproduktion des *sex/gender*-Systems des ausgehenden 20. Jahrhunderts, in dem ‚gute‘ Homosexuelle in die heteronormative Matrix absorbiert werden, während das Bild der ‚schlechten‘ Homosexuellen als ultimative Bedrohung der heteronormativen Ordnung weiterhin bestehen bleibt. Weniger glücklich gewählt scheint die Zuordnung der beiden Beiträge von Edgar Forster und Jan Jagodzinski zu diesem Themenkomplex. Beide beschäftigen sich zwar mit Identitätsräumen – Forster untersucht heteronormative Männlichkeit, Jagodzinski beschäftigt sich mit Identitäten im Cyberspace – jedoch schöpfen beide das Potential einer *queeren* Analyse, wie sie beispielsweise mit den Theorien Eve Kosofsky Sedgwicks oder neueren Theorien zur Identitätsbildung marginalisierter Subjekte, wie z.B. José Esteban Muñoz Modell der *disidentification* möglich wäre, nicht aus.

Insgesamt erweist sich der Band aber als ein gelungener Überblick über ein vielversprechendes kulturwissenschaftliches Forschungsfeld. Nicht zuletzt führt er außerdem in die Ideenwelt einiger noch nicht ins Deutsche übersetzter KritikerInnen ein und verlockt so dazu, sich die Texte dieser Medienwissenschaftler und Kulturgeographen einmal im Original vorzunehmen.

Antje Harms

Literarische Inszenierungen lesbischer Sexualität in der Weimarer Republik

Heike Schader: *Virile, Vamps und wilde Veilchen. Sexualität, Begehren und Erotik in den Zeitschriften homosexueller Frauen im Berlin der 1920er Jahre*, Königstein/T. 2004 (Ulrike Helmer, 308 S., 24,95 Euro).

Die Weimarer Republik als Blütezeit homosexueller Sub- und Gegenkulturen stellt einen zentralen Ausgangspunkt für die Erforschung lesbischer Identitätskonstruktionen dar. Neben einer Fülle an kulturellen Veranstaltungen, Treffpunkten, Vereinen und ‚Damenclubs‘, die sich vor allem in den Großstädten konzentrierten, existierten auch mehrere Zeitschriften von und für homosexuelle Frauen, in denen historisch zum ersten Mal lesbische Identitätsentwürfe verhandelt und literarisch

dargestellt wurden. Welche Rolle Sexualität und Begehren in diesen Zeitschriften spielten und welcher erotischer Konzepte und sprachlicher Ausdrucksmittel sich dabei bedient wurde, untersucht Heike Schader anhand zahlreicher Gedichte, Kurzgeschichten und Fortsetzungsromane, die im Zeitraum von 1928 bis 1933 in den Zeitschriften *Die Freundin*, *Ledige Frauen*, *Frauenliebe* und *Garçonne* abgedruckt wurden. Damit leistet ihre kürzlich veröffentlichte Dissertation *Virile, Vamps und wilde Veilchen. Sexualität, Begehren und Erotik in den Zeitschriften homosexueller Frauen im Berlin der 1920er Jahre* erstmals eine umfangreiche wissenschaftliche Aufarbeitung dieses wichtigen Quellenmaterials.

Im ersten Teil ihrer Arbeit skizziert Schader zunächst die zeitgenössischen wissenschaftlichen Diskurse um lesbische Liebe, ‚Pseudohomosexualität‘ und die ‚neue Frau‘, die auch in den so genannten Sachtexten der Zeitschriften eine wichtige Rolle spielten, um sich daraufhin einer ausführlichen quellenkritischen Betrachtung der Zeitschriften und deren Einbettung in den gesellschaftlichen Kontext zu widmen. Dabei stellt sie neben der wichtigsten Literatur der Zeit auch die ‚Macherinnen‘ der Zeitschriften vor und erstellt Profile der einzelnen Publikationen. In der sich daran anschließenden Betrachtung verschiedener ‚Typen‘ homosexueller Frauen arbeitet Schader heraus, wie variationsreich die Identifikationsmodelle in den Zeitschriftenbeiträgen aussehen konnten. Neben ‚Ben Hur‘, ‚Don Juan‘, ‚Gigolo‘ und ‚Gentleman‘ bzw. ‚Femme fatale‘, ‚Vamp‘ und ‚exotischer Frau‘ als Ausdifferenzierungen des ‚virilen‘ bzw. ‚femininen‘ Typus erschienen hier auch androgyne oder sportliche ‚Typen‘.

All diesen ‚Typen‘ wurden spezifische Verhaltensmuster zugeschrieben, die für die verschiedenen Beziehungsmodelle, denen sich Schader im Folgenden zuwendet, bedeutsam waren. Die erotische Inszenierung dieser Beziehungsmodelle stützte sich dabei auffallend häufig auf die Verwendung von bestimmten Handlungsorten wie Großstadt und Natur, spezifischen Handlungsmustern wie Heirat oder Tod, sowie auf Gegensatzpaare wie arm – reich, jung – alt oder bekannt – exotisch. Dabei wurden sexuelle Handlungen selten explizit beschrieben. Stattdessen griffen die Autorinnen auf stilistische Mittel wie Auslassungen oder Ausdrucksvielfalt, bestimmte Wörter und Begriffe oder Metaphern in Form von Farben, Blumen, Düften zurück. Die Analyse solcher Codierungsmöglichkeiten dient Schader im Folgenden als Folie für die Untersuchung erotischer Beschreibungen von Körperzonen und sexuellen Techniken. Unter anderem setzt sie hier die sexualisierte Bedeutung von Händen in Beziehung zur damaligen sexualwissenschaftlichen Definition von lesbischer Sexualität als ‚gegenseitiger Masturbation‘ und zeigt, dass innerhalb spielerischer Inszenierungen von Sexualität durchaus auch S/M-Praktiken Thema der Zeitschriftenbeiträge waren. Ebenso interessant ist das letzte Kapitel über negative Darstellungen von Sexualität, welche auch sexuelle Gewalt unter Frauen beinhalteten.

Schaders umfangreiche Arbeit bietet einen guten Überblick über die Debatten um Sexualität und Begehren in den Zeitschriften für homosexuelle Frauen der Weimarer Republik. Leider versäumt Schader aber oft über die Ebene der reinen Beschreibung hinauszugehen und die soziokulturellen Bedingungen für erotische Inszenierungen lesbischen Begehrens zu untersuchen. Gerade angesichts des auch von ihr als relevant erachteten Spannungsfeldes zwischen Anpassung und Freiheit,

in dem sich die Entwürfe lesbischer Sexualität bewegten (vgl. S. 8), hätten diese viel stärker in den historischen Kontext, den Schader in den ersten Kapiteln ja auch überzeugend entfaltet, eingebettet werden müssen.

Stattdessen widmet Schader einen beträchtlichen Teil ihrer Arbeit der ‚Decodierung‘ von bestimmten Farben, Gerüchen, Blumen oder Wörtern. Obwohl dabei einige interessante Bemerkungen, so zum Beispiel über die Genese der Farbe violett zum Merkmal von Homosexualität (vgl. S. 170ff.), gemacht werden, bleibt der Erkenntniswert einer ‚Decodierung‘, die sich u.a. damit beschäftigt, der Farbe rot oder dem Wort ‚heiß‘ eine sexuelle Konnotation zuzuweisen (vgl. S. 167f., 182ff.), meines Erachtens doch zu gering, um solch einen zentralen Stellenwert in der Arbeit zu rechtfertigen, zumal, wie Schader selbst schreibt, viele solcher Metaphern heute noch in Gebrauch sind und LeserInnen von daher verständlich sein sollten (vgl. S. 178).

Obwohl Schader mit ihrer Arbeit „neue Erkenntnisse zur Selbstkonstruktion homosexueller Frauen in den 1920er Jahren“ (S. 20) gewinnen will, geht sie kaum auf die alltagsweltliche Relevanz der in den Zeitschriften entworfenen Darstellungen von Sexualität ein. Begründet wird dies damit, dass es nicht möglich sei, aufgrund einer historischen Analyse „Rückschlüsse auf die Lebensrealität innerhalb der untersuchten Zeit zu ziehen“ (S. 151). Dass Schader nicht einmal versucht, die verschiedenen Sexualitätsentwürfe oder Identitätsmodelle in Beziehung zu den Leserinnen der Zeitschriften zu setzen, obwohl sich solch ein Unterfangen angesichts der engen Verflechtung von Autorinnen- und Leserinnenschaft, z.B. in Form von Leserinnenbriefen oder regelmäßigen Clubtreffen (vgl. S. 13, 231), durchaus anbieten würde, wird um so unverständlicher, wenn die Zeitschriften an anderer Stelle als „Forum für die Konstituierung homosexueller Ideale und Wirklichkeiten“ (S. 63) bezeichnet werden.

Auch wenn die Schwerpunktsetzung der Arbeit und die damit verbundenen Auslassungen und Mängel dem Forschungsziel Schaders geschuldet sein mögen, lediglich „eine Bestandsaufnahme der Darstellung von Sexualität, Begehren und Erotik homosexueller Frauen in den Zeitschriften homosexueller Frauen“ (S. 20) erstellen zu wollen, mutet es in Zeiten von *Queer Theory* und postmodernem Feminismus doch ein wenig seltsam an, nicht zumindest die Differenzen und Ausschlüsse, die durch die schriftlich niedergelegten Identitätskonstruktionen produziert wurden, zu problematisieren.

Anlässe dafür gäbe es jedoch genug. So waren den Herausgeberinnen der Zeitschriften z.B. die Erfahrungen von TransvestitInnen nur selten einen Beitrag wert, obwohl sich deren Anteil an der Leserinnenschaft als relativ groß erwies (vgl. S. 51). Des Weiteren zeigt die rassistische Konstruktion des ‚exotischen Typus‘ (vgl. S. 117ff., 134ff.), dass auch lesbische Identitätskonstruktionen mit völkischem Gedankengut arbeiten konnten. Dies scheint mir im Hinblick auf die zeitliche Nähe der Zeitschriftenbeiträge zum ‚Dritten Reich‘ – welche im Buchtitel übrigens elegant übergangen wird – und die konforme Haltung einiger lesbischer Protagonistinnen gegenüber dem Nationalsozialismus (vgl. S. 76, 81f), auf die Schader jedoch nicht näher eingeht, besonders bedeutsam. Da Schader nicht einmal in einer Anmerkung auf diese Problematik verweist und außerdem Blüher (vgl. S. 9) und

Weininger (vgl. S. 94) als Referenzen für homosexuelle Identitätskonstruktionen nennt, ohne deren Antisemitismus zu erwähnen, könnte ihre Dissertation als verharmlosende oder zumindest schönfärberische Historiografie lesbischer Geschichte erscheinen lassen.

Trotz dieser Einwände ist Schaders Untersuchung der Darstellungen von Sexualität, Begehren und Erotik in den Zeitschriften homosexueller Frauen der Weimarer Republik ein wichtiger Beitrag zur Identitäts- und Mentalitätsgeschichte weiblicher Homosexualitäten, an den weitere Forschungen zweifellos anzuknüpfen haben.

Manuela Rossini

Queering the Renaissance

Paul Hammond: *Figuring Sex between Men from Shakespeare to Rochester*, Oxford 2002 (Oxford University Press, 281 S., 23,50€).

Richard Halpern: *Shakespeare's Perfume: Sodomy and Sublimity in the Sonnets, Wilde, Freud and Lacan*, Pennsylvania 2002 (University of Pennsylvania Press, 125 S., 28,50€).

Valerie Traub: *The Renaissance of Lesbianism in Early Modern England*, Cambridge 2002 (Cambridge University Press, 492 S., 35,21 €).

Seit den bahnbrechenden Studien von Alan Bray (*Homosexuality in Renaissance England*, 1982) und Lilian Faderman (*Surpassing the Love of Men: Romantic Friendship and Love between Women from the Renaissance to the Present*, 1981) floriert die Forschung zu gleichgeschlechtlichen erotischen und sexuellen Beziehungen in den Betten und Texten der Frühen Neuzeit. Ging es zunächst im Rahmen der *Gay and Lesbian Studies* und im Einklang mit den politischen Zielen der Schwulen- und Lesbenbewegung primär um die Entdeckung männlicher und weiblicher homosexueller Vorfahren zur Akzeptanzschaffung für deren heutige Nachkommen, wurde ‚Homosexualität‘ – wie auch ‚Heterosexualität‘ – dagegen im Zuge der *Queer Studies* der 90er Jahre als Identitäts- und Analysekategorie zunehmend problematisiert. Seither untersucht das Projekt *Queering the Renaissance*, das alle drei Monographien mehr (wie Traub) oder weniger (wie Halpern oder Hammond) dezidiert verfolgen, vor allem die historische Kontingenz, diskursive Bestimmtheit oder performative Herstellung ‚homoerotischen Begehrens‘ – so der nun gewählte Dachbegriff. Dabei zeigt besonders Valerie Traubs Arbeit, wie umfangreich, komplex und differenziert die Fragestellungen sind.

Auch wenn ein nur auf Kontinuität und Identifikation zielender Ansatz abgelehnt wird, folgt daraus nicht, dass erotische Definitionen und Praktiken der Renaissance radikal anders gesehen würden. Traub sieht das Ziel ihrer „genealogy of lesbianism“ darin, „to examine the conditions of intelligibility whereby female-female

intimacies gain, or fail to gain, cultural signification“ (S. 28). Dies bedeutet in der Praxis, die Logik der Diskurse zu beschreiben, die sexuelle Handlungen oder Existenzweisen definieren und dadurch ‚herstellen‘, d.h. sie sichtbar oder unsichtbar machen. *Queering* heisst bei Traub somit hauptsächlich „discovering the terms by which the past articulated its *own* queerness“ (S. 40). Ähnlich argumentiert Richard Halpern in *Shakespeare's Perfume*, wenn er schreibt, dass in den Sonetten nicht eine ahistorische Essenz homoerotischen Verlangens ‚ruchbar‘ sei, sondern „a discourse that *produces* such desire in a culturally and historically specific way“ (S. 13). Der Name *Shakespeare* erfüllt hierbei, was Foucault eine Autorfunktion nennt, d.h. er wird als Gründer einer rhetorischen Tradition gefeiert, die Halpern als „poetics of sublimation“ (S. 13) bezeichnet und die in Wilde, Freud und Lacan ihre würdevollen Bewahrer finde. Was genau dieses ungewöhnliche literarische Quartett verbindet, nimmt Halpern im Untertitel – *Sodomy and Sublimity* – bereits vorweg:

„All four writers reflect in original ways upon the role of sexual desire in art (and art in sexual desire), and all four do so by conjoining the unlikely categories of sodomy and the sublime.“ (S. 8)

Dass ein analytisches Zusammenführen dieser historisch und kulturell sehr unterschiedlichen Kategorien gelingen kann, scheint tatsächlich auch eher „unlikely“ (S. 8). Dem Vorwurf des Anachronismus hält der Autor jedoch entgegen, dass beide Kategorien bereits im Brief Pauli an die Römer eng verknüpft würden, und zwar, indem Sodomie als Gegenpart Gottes figuriere und somit ebenfalls auf der Ebene des Unrepräsentierbaren – der Ebene des Sublimen – angesiedelt sei. Die in der Epistel vollzogene Analogisierung von Sodomie und Sublimität, so Halperns These, wird von Shakespeare in ästhetische Form gebracht.

Eine Beschäftigung mit den poetischen Qualitäten der Sonette ist heute für manche fast schon so skandalös wie gestern die Interpretation dieser Texte als Ausdruck einer „love that dare not speak its name“ (Lord Alfred Douglas, der Lover von Oscar Wilde, in seinem Gedicht *Two Loves*, 1894). Das große Verdienst von Halperns kleinem Buch ist aber, über eine Neudeutung des Vorgangs der Sublimation eine Brücke zwischen Sodomie als Thema einerseits und der Form der Gedichte andererseits zu schlagen. Als Korrektiv zu gängigen Lektüren des Sonettzyklus als ästhetischer Maskerade verbotener, ‚wahrer‘ Sexualität und auch in Umkehrung von Freuds Theorem, dass sexuelle Triebe sich in künstlerischer Produktion entladen, reduziert Halpern Ästhetik nicht zu ‚Ersatzsex‘, sondern betont, dass für Shakespeare wie auch für Wilde gelte: „aesthetic experience is both the ‚truth‘ and the origin of sexual desire“ (S. 2). Paradigmatisch für seine Argumentation ist Sonnet 5 mit seiner zentralen Figur des Parfümfläschens („summer's distillation left / A liquid pris'ner pent in walls of glass“). Der alchemistische Prozess der Destillation dient ihm als Metapher für die textuelle Transformation des Samens – eigentlich zur (heterosexuellen) Prokreation im weiblichen Uterus bestimmt – in Poesie: die männliche Kreation von Schönheit. Dadurch erschafft der Dichter, selbst in den Gedichten an die „dark lady“, eine kanonische Form des homosexuellen Subjekts *avant la lettre*, ein Effekt, den Halpern mit der Formel „Shakespearean homosexuality is the aesthetic sublimate of sodomy“ (S. 21) zusammenfasst. Die These der Konstruktion

von ‚Homosexualität‘ als ontologische wie auch ästhetische Kategorie durch eine ‚Theorie‘ der Sublimierung wird in der Folge an Wildes *The Portrait of Mr. W. H.*, Freuds *Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci* und Lacans *L'Ethique de la psychoanalyse* weiterentwickelt.

Der Rhetorik von u.a. Shakespeares Sonetten widmet sich auch Paul Hammond in *Figuring Sex between Men from Shakespeare to Rochester*. Detailliert und mit Gespür für die Nuancen des frühneuzeitlichen Sprachsystems – was ich bei Halpern eher vermisste – analysiert er die Implikationen bestimmter Bilder, Tropen, semantischer Felder, literarischer Anspielungen sowie die Assoziationen und Disassoziationen, mittels derer in Texten des 17. Jahrhunderts homosexuelle Beziehungen – bei Hammond ohne Gänsefüßchen – dargestellt werden. Sein Material umfasst eine breite Sammlung von teilweise nicht im Druck zugänglichen Gedichten, Theaterstücken, Briefen und Pamphleten, in denen Sex zwischen Männern figuriert. Dem (wort)spielerischen Charakter seiner Texte angemessen, nimmt Hammond kaum Festlegungen vor, was genau sich darin abspielt. Stattdessen lässt er Raum für unterschiedliche Lesarten und erinnert uns am Ende daran, dass wir in der Frühen Neuzeit keinen homogenen Sodomiediskurs vorfinden. Was sich aber deutlich abzeichnet, ist ein rhetorischer Bruch in der Darstellung von Männerliebe im Lauf des 17. Jahrhunderts: Homoerotik und Freundschaft zwischen Männern gehörten um 1600 noch eng zusammen, wohingegen ein Jahrhundert später der homoerotische Blick auf den männlichen Körper nur noch in der schwulen Subkultur der sogenannten *molly houses* möglich war. Hammond ist sich des Problems bewusst, einen kausalen Zusammenhang zwischen kultureller Produktion und sozialer Praxis zu postulieren. Trotzdem wagt er die These, dass sich homosoziale Männerbünde vom Verdacht der ‚Homosexualität‘ befreien mussten – „to preserve the clarity and stability of the definition of masculinity in the face of a new world of homosexual self-definition“ (S. 116) – und deshalb homoerotischen Phantasien keine Bühne mehr geboten wurde.

Hammond verfolgt Strategien des Öffnens und Schließens solcher Räume vor allem anhand von Shakespeares Sonetten und ausgewählten Dramen (*The Merchant of Venice* und *Twelfth Night*), deren Neuausgaben, respektive Adaptionen in der Restaurationszeit, wo es keinen Ort mehr gibt für die

„ambiguities of Shakespeare’s erotic imagination, his pursuit of multiplicity, and his desire to blur definitions, to postpone the moment at which choices have to be made.“ (S. 116)

Die weiteren Fallstudien beschäftigen sich mit „Politik und ‚Sodomie‘“ am Beispiel der überzeichneten Darstellungen homosexueller Machtfiguren und schließlich – in einer gelungenen dekonstruktiven *tour de force* – mit homoerotischen Motiven in der vorgeblich heterosexuellen Lyrik von Andrew Marvell und John Wilmot, Earl of Rochester.

Die von Hammond beschriebene Diskontinuität in der Repräsentation von Männerliebe lässt sich ebenfalls in der Darstellung und Beurteilung von intimen Frauenbeziehungen feststellen, wenngleich die Geschichte des *lesbischen* Subjektes – ich übernehme Traubs als Verfremdungseffekt intendierte Typographie – nicht parallel

zur Geschichte des *schwulen* Subjektes verläuft. Bis etwa zur Restauration schien es niemanden zu stören, wenn Frauen zusammen in einem Bett nächtigten, sich innig küssten oder exklusive Freundschaften pflegten. Was bis dahin als unschuldig galt, wurde seit Mitte des 17. Jahrhunderts als unmoralisch und die soziale Ordnung bedrohend konstruiert. Schematisch formuliert: „a discursive regime of impossibility is gradually displaced by a governing logic of suspicion and possibility“ (S. 19-20). Cupido in John Lylys *Gallathea* (c.1584) erklärt: „I will (...) so confound their loves in their own sex that they shall dote in their desires, delight in their affections, and practice only impossibilities“ (S.5). Hier reiht sich der Dramatiker in eine lange Reihe von Stimmen ein, die das Begehren zwischen Frauen nur als eine *amor impossibilis* figurieren können: Innerhalb eines hegemonialen Referenzrahmens, der den Phallus als einzigen Signifikanten von Sexualität und Penetration als einzige Form von Erotik aufrechterhält, können sich Frauen eben nicht ‚wirklich‘ lieben und einander erotisches oder sexuelles Vergnügen bereiten. Indem Lylys Szene aber auf die mögliche Verwirklichung solcher Lust und Leidenschaft hinweist, trägt sie dennoch dazu bei, „to make the impossible intelligible and the unintelligible possible“ (S. 6).

Diese Form der ‚practicing (im)possibilities‘ ist Ausgangspunkt von Traubs in vieler Hinsicht großartigem Buch, das zu einem Klassiker nicht nur der *Early Modern Studies*, sondern der „*Queer Philology*“ (Masten) insgesamt avancieren dürfte. Denn hier begibt sich die Autorin auf die tropologischen Spuren jener möglichen Unmöglichkeiten und unmöglichen Möglichkeiten am Hof Elisabeths, in Dramen, Gedichten, Gerichtsakten, Grabskulpturen, Reiseberichten, Anatomiebüchern, pornographischem Material, in Malerei und Musik nicht nur Englands, sondern vieler weiterer Kulturen Europas und Nordamerikas. Ihre Leitfiguren dabei sind die sogenannte ‚Tribade‘ – eine Figur, die im Zusammenhang mit der Wiederentdeckung der Klitoris im Jahr 1559 eine Renaissance erlebte – und die ‚Freundin‘, deren Darstellungen sich immer mehr an die ‚Tribade‘ anglichen. Mit Fokussierung auf weitere Leitkonzepte wie *pleasure*, *generation* und *chastity* untersucht sie zudem die dynamischen Wechselwirkungen zwischen weiblichen (wie auch männlichen) gleichgeschlechtlichen Verhältnissen und anderen gesellschaftlichen Domänen und Diskursen wie Reproduktion, Familie, Verwandtschaftsnetzen, ‚Rasse‘ oder Nationalismus. Ausserdem verdeutlichen zwei Kapitel zu medizinisch-anatomischen Trouvaillen, dass ‚Lesbianismus‘ nicht zufälligerweise gerade dann eine ‚Renaissance‘ erlebte – Traub gebraucht den Ausdruck sowohl wörtlich wie auch ironisch –, „when new discourses made certain interests in the body salient and innovative modes of investigation possible“ (S. 10).

The Renaissance of Lesbianism in Early Modern England erfüllt zwar an erster Stelle ein Desiderat der *Lesbian Studies*, da es weiblicher und insbesondere *lesbischer* Sexualität in der Frühen Neuzeit eine Sichtbarkeit gibt, die sie in den meisten Literaturgeschichten und Geschichtsbüchern bislang nicht hat. Das Buch bietet jedoch sehr viel mehr, was hier nur stichwortartig gewürdigt werden kann. In vorbildlicher Weise verbindet Traub einen „strategic historicism“ (S. 28) mit feministischer und poststrukturalistischer Theorie, wobei sie einige blinde Flecken dieser Ansätze aufdeckt, sowie mit einem hohen Reflexionsgrad des eigenen metho-

dischen Vorgehens – all dies in elegantem Stil wie auch mit lustvollem politischem Engagement vorgetragen. Neben der Vermittlung zwischen Forschung und zeitgenössischer Theaterpraxis initiiert sie nicht zuletzt durch die Revision und Fortentwicklung wichtiger Konzepte eine weitergehende Erforschung von Sexualität und Erotik – damals wie heute.

Diese Rezension ist zuerst erschienen unter dem Titel „Parfüm und Leidenschaft: Queerlektüren“, in: *Shakespeare Jahrbuch* 140, 2004, S. 287-291.

Mona Hanafi El Siofi

Was hat ‚korrigierende‘ Genitalchirurgie an Intersexuellen mit Frauen-Beschneidung zu tun?

Hanny Lightfoot-Klein: *Der Beschneidungsskandal*, Berlin 2003 (Orlanda, 192 S., 15,50 €).

Mit dem Begriff ‚Frauen-Beschneidung‘ verknüpft sich die Tatsache, dass in 28 afrikanischen, aber auch in einigen nicht-afrikanischen Staaten jährlich ca. 2 Millionen Frauen und Mädchen ganz oder teilweise die Genitalien entfernt werden. Die historischen Ursprünge der Praxis lassen sich für Afrika bis in die Pharaonenzeit zurückverfolgen. Im extremsten Fall wird dabei anschließend die Vaginalöffnung so eng zugenäht (Infibulation), dass kaum noch ein Streichholz hindurchpasst. Dies hat besonders schwerwiegende gesundheitliche Folgen: lebenslange starke Schmerzen beim Gehen, Wasserlassen und der Menstruation, chronische Entzündungen. Hinzu kommt bei Geburten das oft tödliche Risiko für Mutter und Kind durch die zunehmende Verhärtung des vernarbten Gewebes, dessen mangelnde Dehnungsfähigkeit schon eine Penetration fast unmöglich macht. Indirekt können damit auch Depressionen, Angstzustände u.ä. verbunden sein.

Lange bevor in den 1970er Jahren internationale Organisationen und ‚westliche‘ Feministinnen auf die Praxis weiblicher Beschneidung aufmerksam wurden, haben im Sudan und in Ägypten bereits v.a. Frauen aus dem Gesundheitswesen diese Tradition, insbesondere die der Infibulation, als medizinisch unnötig, sehr schmerzhaft und radikal gesundheitsgefährdend angeprangert (Der Begriff ‚Westen‘ bzw. ‚westlich‘ bezeichnet im Folgenden immer nationalstaatliche Bevölkerungen oder Individuen, die sich überwiegend dem Kontext historisch-europäischer Denktraditionen zuordnen). Sie engagierten sich schon seit 1940 in öffentlichen Kampagnen, und viele afrikanische Regierungen erließen daraufhin Anti-Beschneidungsgesetze. Allerdings waren und sind die Behörden, besonders den ländlichen Raum betreffend, mit einer wirksamen Bekämpfung überfordert. Denn zum einen wurde die Praxis durch gesetzliche Verbote keineswegs ausgerottet, sondern in den Untergrund ge-

trieben, zum anderen haben diese Staaten meist sehr viel existenziellere Probleme wie Bürgerkriege, Seuchen, Dürre, Infrastruktur- und Bildungsdefizite, die ihre Gesellschaften massiv destabilisieren. Trotzdem ist allem Anschein nach zumindest in urbanen Zentren die Durchführung von Infibulationen eher rückläufig, d.h. es wird vermehrt nur noch auf ‚mildere‘ Beschneidungsformen – also Entfernen bzw. Kappen der Klitoris – zurückgegriffen, wenn man nicht sogar ganz darauf verzichtet.

Der ‚westliche‘ (Über)Eifer im Engagement gegen die Tradition der Frauen-Beschneidung im Generellen wird nicht selten jedoch als postkoloniales Einmischen in afrikanische Angelegenheiten (miss)verstanden und hat oft auch nur kurzfristige Erfolge erzielt. Speziell AnhängerInnen traditionalistischer Bewegungen sehen darin eine neo-imperialistische Feindseligkeit gegen ihre Kultur im Allgemeinen. Die meisten afrikanischen GegnerInnen plädieren vielmehr für ‚afrikanische‘ Lösungen, also für selbstbestimmte Ansätze, die auf der genauen Kenntnis soziokultureller Rahmenbedingungen basieren und damit langfristig wirksam werden. So konnte man örtlich z.B. Ersatzrituale einführen, wo Beschneidung von Mädchen ein wesentlicher Bestandteil der Initiation war.

Im ‚Westen‘ ist mittlerweile viel Literatur über die Beschneidung von Frauen erschienen und das Thema wird häufig, wie auch in anderen Medien, hochemotional abgehandelt. Gerade in Kampagnen werden gerne Tatsachenberichte zitiert, die eine Beschneidungssituation lebhaft veranschaulichen sollen. Damit kann man sich die Abscheu und das Entsetzen der LeserInnen wirkungsvoll sichern. Doch der soziale Kontext, der ein besseres Verständnis der Gründe für einen solchen Eingriff und damit auch Veränderungen vor Ort ermöglichen würde, bleibt dabei nur zu oft weitestgehend ausgeblendet. Fragt sich, welcher Selbstzweck dahinter steht?

Auf die hohe Relevanz gesellschaftlicher Zusammenhänge und Motive hat Hanny Lightfoot-Klein, die heute als Expertin auf diesem Gebiet gilt, bereits 1989 in ihrem ersten Buch *Prisoners of Ritual. An Odyssey into Female Genital Circumcision in Africa* hingewiesen. Es wurde 1992 mit dem – polemischeren – Titel *Das grausame Ritual. Sexuelle Verstümmelung afrikanischer Frauen* (Fischer Verlag) ins Deutsche übersetzt. Hier erfährt man etwa, neben einer detaillierten Darstellung der gesellschaftlichen Beweg- und Hintergründe, dass das Kind während und nach dem Beschneidungsakt normalerweise von geliebten und liebevollen Personen umgeben ist, nicht von sadistischen Monstern. Aufgrund intensiver emotionaler Unterstützung ist es möglich, betont die Sozialpsychologin, dass die meisten Mädchen zu Frauen heranreifen, die *trotz* des psychophysischen Traumas in der Kindheit selbstbewusst und auch glücklich im Leben stehen: in dem Wissen, dass das *für* sie getan wurde – aus Liebe und dem Wunsch für ihre gesellschaftliche Anerkennung usw. Schmerzen gehören zum Leben einfach dazu. Außerdem macht Lightfoot-Klein deutlich, dass beschnittene Frauen, sogar infibulierte, eine erfüllte Sexualität (auch mit Orgasmus) haben können.

Frauen-Beschneidung wird von der Autorin jedoch keinesfalls, weder in ihrem ersten noch in ihrem neuen Buch *Der Beschneidungsskandal*, zur Idylle verklärt. Aber sie plädiert dafür,

„dass wir lernen, den verschiedenen Stimmen Afrikas zuzuhören, und dass wir dies tun, ohne wütend zu werden oder zu bewerten, auch wenn uns das, was wir zu hören bekommen, nicht immer gefällt. Wir müssen uns selbst immer wieder daran erinnern, dass (...) es nur mit Verständnis zu einer Lösung kommen kann.“ (S. 131)

So gilt für *alle* GegnerInnen der Frauen-Beschneidung gleichermaßen zu bedenken, dass neben schlechten ökonomischen Bedingungen tief verwurzelte gesellschaftliche Vorraussetzungen wie Geschlechterrollen, Denk- und Sozialstrukturen die Beibehaltung dieser Tradition ermöglichen. Ihnen ist mit Logik oder rein emotionaler Identifikation mit den ‚Opfern‘ nur schwer zu begegnen.

Und an der Stelle gesellschaftlicher Vorraussetzungen wird Lightfoot-Kleins neuestes Buch nun interessant: Man kann sich an der eigenen ‚westlichen‘ Nase packen. Zum einen führt sie aus, dass, abgesehen von der römischen Antike, auch in der jüngeren Zeit Europas und den USA, also vom Ende des 19. bis Mitte des 20. Jahrhunderts, das Entfernen der Klitoris in großem Stil üblich war – dies sollte, neben einer langen Reihe von somatischen Krankheiten, auch Hysterie oder weibliche Homosexualität ‚heilen‘ helfen. Zum anderen werden von ihr die Vorhautbeschneidung, wie man sie z.B. in den USA bei 80% der Jungen unabhängig von Religionszugehörigkeit durchführt, und die gängigen ‚korrigierenden‘ Operationen an intersexuellen Kindern in denselben Kontext gesetzt wie die afrikanische Frauen-Beschneidung. Und das eben mag im ersten Augenblick überraschen, gar Unwillen hervorrufen. Doch um ein gegeneinander Abwägen hinsichtlich der psychophysischen Folgen für die Betroffenen – ‚was ist schlimmer?‘ – soll es hier gar nicht gehen. Lässt die Autorin zwar alle behandelten Themen in ihrem Buch eher unverbunden nebeneinander stehen, so kann man doch daraus schließen, dass die soziokulturellen *Intentionen*, die *hinter* diesen Eingriffen an menschlichen Genitalien stehen, sehr wohl einen Vergleich zulassen.

So sind mögliche Analogien von Frauen-Beschneidung und chirurgischen Eingriffen an Intersexuellen, die ebenso für Vorhautbeschneidungen geltend gemacht werden können, z.B.

- die Anpassung an ein vorherrschendes gesellschaftliches Ideal hinsichtlich Geschlechtszugehörigkeit, Schönheit und physischer bzw. psychischer Gesundheit
- der performative Wert der Beschneidung; durch sie wird man zu einer ‚richtigen‘ Frau, einem ‚richtigen‘ Mann
- die ‚Verletzung‘ des *informed consent* (informierte Zustimmung) bei Kindern

- ihre Unterlassung kann zu gesellschaftlichen Sanktionen wie Gerede, Hänseleien, offene Kritik, Ausgrenzung und Problemen bei der PartnerInnenwahl führen
- die Verstümmelung bzw. der Verlust der empfindlichsten Sexualorgane, die eine Stimulation erschweren oder verhindern können
- die Schmerzen, die je nachdem mit sexuellen Handlungen bzw. der Penetration verbunden sind
- die Entwicklung hin zu einer Medikalisierung – also die Einführung klinischer bzw. besserer hygienischer Bedingungen; daher droht eine stillschweigende Akzeptanz der Praxis, d.h. diese wird nicht oder kaum mehr hinterfragt.

Hätte sich insbesondere das letzte Kapitel ihres Buches dazu geeignet, solch markante Parallelen soziokulturell motivierter Eingriffe in den menschlichen Genitalbereich in ihrem ‚Wert‘ sowohl für die Betroffenen als auch für die Gesellschaft deutlicher auszuarbeiten, bietet Lightfoot-Klein gewiss jedoch zumindest zwei Implikationen: (1) Mit der eher kulturellrelativistischen Sicht des ‚Bei uns gibt’s das ja auch‘ können einzelne Formen genitaler Eingriffe wie die afrikanische Frauen-Beschneidung nicht mehr bloß in den Bereich ‚menschenverachtender Fremdkultur‘ oder ‚barbarischer Grausamkeit‘ verdrängt bzw. herausgestellt werden. Diese Erkenntnis muss aber nicht notwendig zu einem Interventionsverbot oder zur Verstümmung führen, tritt man respektvoll und umsichtig in einen Dialog mit dem ‚Anderen‘ – so zeigt das Vorbild der Autorin. (2) Für die *Queer* und *Gender Studies* wird durch die In-Beziehungsetzung verschiedener Beschneidungsformen das Verhältnis von Sexualität, Geschlecht und Körper kulturübergreifend angesprochen. In allen dargestellten Fällen werden anhand solcher Eingriffe gesellschaftliche Diskurse über anatomisches und soziales Geschlecht am substantiellen Körper fühl- und sichtbar gemacht, ko-, ‚operiert‘. In welcher kulturell gebundenen Weise die ‚leibhaftige‘ Herstellung der Geschlechternormen erreicht wird, ist nur symptomatisch.

Mein herzlicher Dank geht an Astrid Meyer, die mit mir die ‚Analogien von Frauen-Beschneidung und chirurgischen Eingriffen an Intersexuellen‘ stundenlang diskutierte und mir nachfolgend ihre Notizen zur Verfügung stellte.

Birgitta Wrede

Alles ist möglich? – Leben und Lieben bisexuell begehrender Frauen

Kerstin Münder: Ich liebe den Menschen und nicht das Geschlecht. Frauen mit bisexuellen Erfahrungen, Königstein/Taunus 2004 (Ulrike Helmer Verlag, 200 S., 19,95 €).

Wie leben bisexuell begehrende Frauen? Welche Chancen und Möglichkeiten bieten bisexuelle Erfahrungen? Sexuelle Abenteuer auch mit Menschen des gleichen Geschlechts zu haben, gilt häufig als ‚chic‘. Doch letztlich werden Sexualität und Leben von Frauen, die Frauen *und* Männer begehren, immer noch weitgehend ignoriert oder als bloße Variante homosexueller Praktiken betrachtet. Kerstin Münder hat mit bisexuellen Frauen gesprochen; sie geht den positiven und unterstützenden Aspekten bisexueller Lebensentwürfe nach und macht damit deutlich, welcher Reiz darin liegt, sexuelle Identität als fließend zu erleben und welche Freiräume das ermöglicht. Dabei verbindet sie theoretische Erörterungen und Erfahrungsberichte bisexuell l(i)ebender Frauen zu einer äußerst interessanten und lesenswerten Studie, die zur Auseinandersetzung mit einem Thema anregt, das mit zahlreichen Klischees und Tabus behaftet ist. Der Schwerpunkt der Studie liegt dabei auf der Frage, inwieweit bisexuelles Begehren ein Gewinn im Leben von Frauen sein kann. Wo finden sie Unterstützung und Ermutigung in der Auseinandersetzung mit ihrem Begehren und ihrer sexuellen Identität, welchen Einfluss haben bisexuelle Erfahrungen auf das Selbstkonzept, die sexuelle Selbstdefinition und den Lebensalltag von Frauen?

Der erste Teil des Buches wirft einen Blick in die Geschichte, um zunächst einen Eindruck davon zu vermitteln, wie im Laufe der letzten Jahrhunderte über bisexuelles Begehren gedacht und wie damit umgegangen wurde. Dabei wird gezeigt, warum sich Menschen überhaupt über ihre Sexualität definieren, was unter sexueller Identität zu verstehen ist und welcher Nutzen, aber auch welche Gefahren damit verbunden sind, sich auf solche Identitäten zu beziehen. Hier wird die gesellschaftliche Dimension sexueller Orientierung und entsprechender Kategorien und Zuschreibungen deutlich. Denn,

„die Verbindung von biologischem Geschlecht, sozialem Geschlecht, sexuellem Verhalten und sexueller Identität [ist] keine ursächliche. Vielmehr ist die Bedeutung dieser Faktoren und deren Zusammenspiel sozial konstruiert und ein Spiegel der jeweiligen Kultur und der sozialen Gruppe.“ (S. 27)

Die Autorin gibt einen guten Überblick über sexualwissenschaftliche Theorien und macht sie anhand von alltagsrelevanten Fragen auch für Nicht-WissenschaftlerInnen gut nachvollziehbar. Ihre Darstellung lässt sich auch als Aufforderung lesen, sich den dualistischen bzw. definitorischen Rastern der herrschenden Denkstruk-

turen und sowohl der gängigen wie auch neuer Kategoriesysteme – der Label und Etiketten und Selbstdefinitionen – zu entziehen. Denn es

„stellt sich die Frage, worüber ein Label denn eigentlich eine Aussage treffen soll. Handelt es sich hier um die Beschreibung sexuellen Verhaltens, emotionaler Verbundenheit oder um eine politische Zugehörigkeit?“ (S. 39)

Allerdings sei der Anspruch, dass Identitäten weder festlegen noch reduzieren sollen, schwer einzulösen. Denn

„aufgrund unserer Sozialisation haben wir gelernt, uns auf diese Kategorien zu beziehen und unsere Welt dementsprechend zu strukturieren. Im Denken jenseits dieser Begrifflichkeiten sind wir bisher noch zu ungeübt.“ (S. 48)

Ein Experiment, das aber dennoch lohnend erscheint, eröffnet die Auseinandersetzung mit Kategorien und deren Wirkungsmacht doch neue Freiräume und Möglichkeiten – auch jenseits von Geschlechtsrollenklischees.

Der zweite Teil des Buches ist den persönlichen Geschichten von sechs Frauen im Alter von 26 bis 48 Jahren gewidmet, die den Grundstock der Untersuchung bilden. Dabei kommen die Gesprächspartnerinnen selbst zu Wort. Ihre Berichte vermitteln den LeserInnen einen Zugang zu der Erfahrungswelt bisexuell begehrender Frauen. Die Autorin wollte u. a. wissen, ob bisexuelle Erlebnisse eine Bereicherung und ein Entwicklungspotential für Frauen darstellen können. Warum sollten sich Frauen und Männer auf einen Lebensweg einlassen, der dem Anschein nach eine Fülle von Schwierigkeiten mit sich bringt, jedoch nichts zu bieten hat? Was bewegt sie dazu, sich gegen bestehende Konventionen aufzulehnen und sich auf sexuelle Beziehungen mit Menschen beiderlei Geschlechts einzulassen? Könnte es sein, dass bisexuelle Erfahrungen neben all den Auseinandersetzungen auch Chancen und Möglichkeiten bieten, ja, vielleicht sogar eine Bereicherung im Leben darstellen? Welche Faktoren tragen dazu bei, dass bisexuelle Erlebnisse als Gewinn bringend erlebt werden?

Auf der Suche nach Antworten auf diese Fragen ist eine sehr interessante Studie herausgekommen, die die große Bandbreite an Erfahrungen aufzeigt, die bisexuelle Frauen unterschiedlichen Alters und in unterschiedlichen Beziehungsstrukturen gemacht haben. Der „Einstiegsprozess“ in die lesbisch/feministische Szene, die bereichernden Erfahrungen durch Frauenbeziehungen, die erste Identitätsfindung als Lesbe und wiederum die Identitätswandlung nach dem Erkennen, wieder einen Mann zu begehren. Deutlich wird vor Augen geführt, wie sexuelles Begehren mit Fragen der sexuellen Identität, der politischen Verortung und der Zugehörigkeit zu einer Gruppe verknüpft ist. Die Gesprächspartnerinnen von Münster wünschen sich übereinstimmend, dass das Denken in Kategorien aufgegeben werden könnte. Ihnen wäre es am liebsten, wenn die Geschlechtszugehörigkeit einer Partnerin bzw. eines Partners keine Rolle spielen würde, sondern die menschlichen Qualitäten einer Person an erster Stelle stehen würden.

Die Untersuchung von Münder ermöglicht einen Blick in bislang für viele verschlossene Lebenswelten. Einfühlsam und mutig führt die Autorin die Möglichkeiten vor Augen, die sich dabei eröffnen, sowohl Männer als auch Frauen zu lieben und nicht in Etikettierungen von Gruppenzugehörigkeiten wie der Lesbenszene oder Rollenklischees der Heterowelt zu verfallen. Zu bedauern ist einzig die geringe Auswahl der interviewten Personen und dass nur Akademikerinnen zu Wort kommen. Dennoch kann die Studie von Münder vielfältigen Anforderungen genügen: Sie kann der Selbsterfahrung und Selbsthilfe dienen, als Aufklärungsbuch fungieren und unterstützend für die Bildungs- und Beratungsarbeit sein. Und dieses Buch lässt sich auch als ein Plädoyer für die Erweiterung eigener Identitätskonzeptionen lesen, als eine Warnung vor der Definitionsmacht gesellschaftlicher Konventionen und nicht zuletzt als ein Appell an Toleranz.

Diese Rezension ist zuerst erschienen in: *IFF Info, Zeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung*, Nr. 28/2004, 21. Jg. S. 143-144.

Astrid M. Fellner

Freundinnen und Geliebte: Latinas erzählen ihre Schicksale

Ramos, Juanita (Hrsg.): *Compañeras: Latina Lesbians/Lesbianas Latinoamericanas*, New York 2004 (*Latina Lesbian History Project*, 3. Aufl., xlviii+351 S., 25 \$).

In den frühen 80er Jahren wurde innerhalb des Feminismus Kritik am homogenisierenden ‚Wir‘-Begriff der Frauenbewegung und der feministischen Wissenschaft laut. Vor allem schwarze Frauen und Latinas wandten sich gegen eine feministische Politik, die hauptsächlich als Phänomen der *white middle-class* aufträte und ihre spezifischen Probleme ignorierte bzw. in einer Art präsentierte, die Minoritäten nicht gerecht werde. Die verschiedenen Formen der Unterdrückung, die Gleichzeitigkeit und gegenseitige Verstärkung von ‚Geschlecht‘, ‚Rasse‘, ‚Sexualität‘ und ‚Klasse‘ sowie Fragen wie Immigration, Migration, Globalisierung und soziale Probleme blieben seitens weißer Feministinnen meist unterbelichtet.

Der von den U.S.-amerikanischen sogenannten *Women of Color* propagierte Feminismus rekonfigurierte die feministische Theorie in einer fundamentalen Weise, indem neue Formen der Subjektivität aufgestellt wurden, die auf die Pluralität von Identität aufmerksam machen. Die Publikation von *This Bridge Called My Back. Writings by Radical Women of Color* (1981), die von Gloria Anzaldúa und Cherrie Moraga herausgegeben wurde, sowie das Buch *All the Blacks Are Men, All the Women Are White, But Some of Us Are Brave*, herausgegeben von Gloria T. Hull, Patricia Bell Scott, and Barbara Smith (1982) leiteten eine neue Phase des amerikanischen Feminismus ein und brachten eine wesentliche Veränderung im feminis-

tischen Bewusstsein mit sich. Juanita Ramos' *Compañeras*, ursprünglich 1987 von dem von ihr mit begründeten *Latina Lesbian History Project (LLHP)* publiziert, schließt an diese Tradition an, da es auf die multiplen Formen der Unterdrückung von Latina Lesben aufmerksam macht und die Erfahrungen von diesen Frauen in einen globalen, transkulturellen Kontext stellt.

Der vorliegende Band ist die expandierte, dritte Auflage dieser Anthologie von Berichten, Gedichten und Kurzgeschichten von Latina Lesben, die ihre Probleme und persönlichen Konflikte dokumentieren, die sich aufgrund ihrer Sexualität, Ethnizität, und Migrationserfahrungen ergeben. Der Titel *Compañeras*, auf Deutsch am besten mit „Gefährtinnen“ übersetzt, ermöglicht Lesben eine positive Identifikation mit den Trägerinnen und soll auf den gemeinschaftlichen Aspekt im Kampf gegen Unterdrückung hinweisen. Der Begriff ‚Latina‘, der sich üblicherweise auf U.S.-Amerikanerinnen lateinamerikanischer Abstammung bezieht, wird in diesem Band auf Frauen aus der Karibik, Zentral- und Südamerika sowie Chicanas und Mexikanerinnen erweitert und weist somit in noch deutlicherer Weise auf die transkulturelle feministische Praxis von Latinas hin.

Die hybriden Subjektconstitutionen werden auch auf der Ebene des Genre und der Form sichtbar gemacht und kommen vor allem durch die Zweisprachigkeit des Bandes zur Geltung. Während andere alternative feministische Diskurse oft Beiträge enthalten, die von Schriftstellerinnen und Wissenschaftlerinnen geschrieben sind und die alltäglichen interkulturellen Erfahrungen von Latinas repräsentieren, unternimmt *Compañeras* den Versuch, die Frauen selbst zu Wort kommen zu lassen und somit den Alltagserfahrungen von Latina Lesben Raum zu geben. Der Großteil der Berichte sind entweder so genannte *oral histories* oder transkribierte Interviews. Dadurch entsteht der Effekt einer beeindruckenden Unmittelbarkeit der individuellen Erfahrungsberichte, die oft sehr bewegende Schicksale erzählen. Während die erste Auflage 47 Frauen aus 10 verschiedenen Herkunftsländern zu Wort kommen ließ, ist die dritte Auflage um 16 Texte erweitert, deren Autorinnen insgesamt 15 verschiedene Länder repräsentieren. Gegliedert ist der Band in sechs Kapitel, die die einzelnen Berichte thematisch organisieren. Zusätzlich zu den Kapiteln „The Other Side/Del otro lado“, „Coming Out/Saliendo del closet“, „Lovers and Friends/Amantes y amigas“, „Families/Familias“ und „The Struggle Continues/La Lucha continua“, die in englischer und spanischer Sprache geschrieben sind, ist die dritte Auflage um die Sektion „Forging Identities and Building Movements and Feminisms in Latin America/Construyendo identidades, movimientos, y feminismos en América Latina“ erweitert, deren Beiträge alle auf Spanisch sind. Die Interviews und persönlichen Geschichten dieser erweiterten Sektion fokussieren die politische Realität und die Schwierigkeiten von lesbischen Aktivistinnen in Lateinamerika.

Der vorliegende Band vertritt einen praktischen Feminismus und bietet am Ende nicht nur eine hilfreiche Bibliographie zu Latina Lesben Literatur, sondern enthält auch eine Aufzählung von Lesbennetzwerken und -organisationen in den USA, Zentral- und Südamerika. Eine deutliche Aussage des Bandes ist es, dass das Gefühl der Unterdrückung das Ergebnis der Synchronität verschiedener Herrschafts- und Machtverhältnisse ist. *Compañeras* analysiert auf beindruckende Weise die Situation von Latina Frauen in der Gleichzeitigkeit von Homophobie, Rassismus,

Sexismus und Klassismus und leistet nicht nur einen interessanten und wichtigen Beitrag zur Lesbian- und Genderforschung, sondern trägt auch zum wachsenden Feld transkultureller Migrationsforschung bei.

Franziska Bergmann

Auf der Flucht vor dem Selbst

Melania G. Mazzucco: *Die so Geliebte. Roman um Annemarie Schwarzenbach*, München/Zürich 2003 (Piper, aus dem Italienischen von Gesa Schröder, 541 S., 23,90 €).

„Auf allen Photographien ist sie – weil der Photograph es so will oder sie selbst – unerreichbar, mysteriös, wie ein geschlechtsloser Engel, ernst und erschreckend.“ (S.42)

Annemarie Schwarzenbachs Persönlichkeit und Biografie sind faszinierend und abschreckend zugleich. Die aus einer Schweizer Großindustriellenfamilie stammende Schriftstellerin, Foto- und Reisejournalistin führte ein kurzes, aber intensives, unkonventionelles Leben zwischen 1908 und 1942. Sie war hin- und hergerissen zwischen den konservativen Erwartungen ihrer Familie und den Ansprüchen ihrer rebellischen Freundin und kurzzeitigen Liebhaberin Erika Mann. Nach ihrem Studium zog sie nach Berlin, um nah bei Erika und Klaus Mann leben zu können und erlebte das Aufkommen des Nationalsozialismus. Engagiert unterstützte sie die antifaschistische Arbeit der Mann-Kinder, gleichzeitig wuchs aufgrund der politischen Lage ihre innere Unruhe und Unsicherheit, sie griff zu Morphin und wurde abhängig. Sie unternahm mehrere abenteuerliche Reisen nach Persien, Amerika und Afrika – immer auf der Suche nach Geborgenheit, nach einem Halt und nach sich selbst. Es wurden spannende Fotoreportagen über die Situation der armen Bevölkerung in Persien und den USA von ihr veröffentlicht. In Persien heiratete sie – der Krieg in Deutschland war bereits ausgebrochen – den homosexuellen französischen Diplomaten Claude Clarac. Doch auch die Ehe bot ihr keinen Halt. Ihr psychischer Zustand verschlechterte sich von Jahr zu Jahr, in Amerika wurde sie unter unmenschlichen Umständen in eine Nervenheilanstalt interniert und eine Schizophrenie wurde diagnostiziert.

Völlig verstört kehrte sie zurück in die Schweiz, wurde jedoch von ihrer herrschsüchtigen Mutter, die Annemarie dennoch über alles liebte, zurückgewiesen. Daraufhin flüchtete sie nach Afrika, um sich über ihre Zukunft Gedanken machen zu können; doch auch dies misslang, da sie verdächtigt wurde, eine nationalsozialistische Spionin zu sein, und das Land verlassen musste. Bei einer erneuten Heimkehr in die Schweiz beschloss sie, sich ein Haus in Sils Baselgia zu kaufen, um dort

zur Ruhe zu kommen. Kurz vor dem Kauf des Hauses erlitt sie einen schweren Fahrradunfall und starb.

Mazzucco, italienische Schriftstellerin und Dramaturgin, die durch eine Passage über Annemarie Schwarzenbach in Klaus Manns *Wendepunkt* inspiriert wurde, stellt Schwarzenbachs Leben auf ca. 500 Seiten dar. Da viele biografische Quellen Schwarzenbachs durch ihre Mutter vernichtet wurden, musste Mazzucco die Leerstellen in ihrem Roman dichterisch ausfüllen – was ihr gut gelingt. Auf sehr einfühlsame Weise zeichnet Mazzucco Schwarzenbachs Leben und vor allem ihre psychische Entwicklung nach, wie es in keiner konventionellen Biografie möglich wäre. Die Handlung beginnt und endet eingerahmt von Schwarzenbachs Tod, was ihr eine abgeschlossene Form verleiht.

Schwarzenbachs Leben wird aus unterschiedlichen Perspektiven geschildert. Größtenteils erfahren wir über das Leben der Autorin aus ihrer eigenen Sicht, doch Mazzucco versucht auch die Perspektive von Claude Clarac zu integrieren und stellt sie dar, wie sie hätte gewesen sein können. Claude Clarac hält kontinuierlich an der Hoffnung fest, Annemarie würde sich besinnen und die Ehe mit ihm nicht beenden. Mazzucco versetzt sich fiktiv in Klaus Mann und seine niedergeschlagene Stimmung aufgrund seines Gefühl des Scheiterns im antifaschistischen Kampf hinein, Erika Mann berichtet, wie anstrengend Annemaries ständige Werbeversuche um sie seien und wie sie sich förmlich an ihr festklammert. Annemaries Mutter Renée schildert, wie enttäuscht sie darüber ist, dass Annemarie nicht den von ihr vorgesehenen Lebensweg geht.

Durch diese nachgestellte Multiperspektive erhalten die Leserinnen und Leser einen sehr detaillierten, wenn auch nicht notwendigerweise auf Quellen beruhenden Einblick in Annemarie Schwarzenbachs Leben.

Lediglich am Ende findet sich ein Bruch in der klaren Struktur des Romans: Noch im gleichen Kapitel nach Schwarzenbachs Tod wechselt die Autorin in die eigene Perspektive und berichtet von ihren Nachforschungen zu Schwarzenbachs Leben. Hier wäre ein gesondertes Kapitel sinnvoller gewesen, da die Leserinnen und Leser unvermittelt aus Schwarzenbachs Biografie gerissen werden.

Ein weiterer wesentlicher Kritikpunkt ist, dass Schwarzenbachs literarisches Schaffen kaum Beachtung findet. Mazzucco hätte beispielsweise die Entstehung von Schwarzenbachs Novelle *Das glückliche Tal* darstellen können, welche Schwarzenbach unter dem Eindruck ihrer Persienreise verfasste.

Die so Geliebte ist dennoch ein sehr gelungener Versuch, sich dem Leben von Annemarie Schwarzenbach, dieser gleichzeitig so faszinierenden aber auch beängstigenden Person zu nähern und – trotz des oft deprimierenden Inhalts und der 541 Seiten ist das Buch ein positives Leseerlebnis und die Leserinnen und Leser erhalten einen detaillierten Einblick in Schwarzenbachs Leben und ihre Zeit.

Eva Voß

Wie der Jäger zum Gejagten wird

Ursula Maria Wartmann: *Die Angst der Kaninchen*. Roman, Berlin 2003 (Querverlag, 263 S., 17,90 €).

In Ursula Maria Wartmanns Roman *Die Angst der Kaninchen* verliebt sich die passionierte Lehrerin Hanne in die achtzehnjährige Jenny. Ihr Liebesglück wird jedoch bedroht durch Thorsten, den jungen und gewalttätigen Neffen von Hanne, der nach dem Rauswurf durch seine Eltern bei Hanne wohnt. Da Thorsten weder mit Jenny, noch der Art ihres Verhältnisses zu seiner Tante zurechtkommt, projiziert er all seine aufgestaute Wut und Aggressivität auf diese Beziehung. Er fühlt sich von der ‚Andersartigkeit‘ dieser Beziehung bedroht und sinnt auf Rache. Rache für das eigene Leben, in dem Liebe und Nähe nur eine geringfügige Rolle spielten. Die wenigen körperlichen Annäherungen in seinem Leben entfalteten eine physisch und psychisch zerstörerische Kraft – Thorsten wurde durch den eigenen Vater sexuell missbraucht. Geprägt durch diese furchtbaren Kindheitserfahrungen und den Umgang mit einigen radikalen Skinheads wird er zum brutalen Einzelgänger, der Freude beim Erschießen wilder Kaninchen entwickelt. Gerade die Angst in den Augen der Tiere gibt ihm das Gefühl von Überlegenheit, von Macht. Er will beherrschen, doch gerade in Bezug auf Jenny will ihm das nicht gelingen. Sie sieht ihm geradewegs ins Gesicht und nimmt den Kampf gegen ihn auf. Unterstützung erfährt Jenny hierbei von Hanne und deren Ex-Freundin Ruth, die als Polizistin Erfahrungen im Umgang mit gewalttätigen Menschen gesammelt hat.

Kennzeichnend für Wartmanns Roman ist die Tatsache, dass er nicht in Schwarz-Weiß-Malerei verfällt, auch wenn die Figurenkonstellation diesen Eindruck zunächst erwecken mag. Dadurch, dass die Geschehnisse aus den unterschiedlichen Sichtweisen der einzelnen Protagonisten erzählt werden, entwickeln die LeserInnen Verständnis für die Handlungen und Motive jedes Einzelnen. So erscheint auch die Figur des Thorsten nicht nur als durchgehend schlecht oder gewalttätig. Wartmann verfällt eben nicht in klischeehafte Schemata, die Straftaten Jugendlicher mit einer schlimmen Kindheit erklären. Sie verleiht auch dem vermeintlichen Bösewicht ein menschliches Antlitz, indem sie auch seine sehr fürsorgliche Seite beschreibt. Als er sich rührend um eine ältere Dame kümmert, wird klar, dass Pauschalverurteilungen nicht möglich sind. Es gibt zwischen schwarz und weiß auch noch verschiedene Graustufen, in denen sich letztlich alle ProtagonistInnen bewegen, denn nicht nur Thorsten ist bestimmt von elementaren Gefühlen wie Liebe und Hass, auch Hannes Ex-Freundin Ruth leidet unter Eifersucht, die sie im Alkohol zu ersticken versucht.

Gefühle und unerfüllte Träume spielen eine große Rolle im menschlichen Miteinander, das Wartmann in ihrem Roman beschreibt. Wenngleich das Ende als glücklicher Ausgang für die betroffenen Charaktere gewertet werden kann, ist aus

gesellschaftskritischer Perspektive ein Umfeld zu beklagen, dem es an Toleranz und Menschlichkeit fehlt.

Wartmanns Roman ist nicht nur intelligent und spannend inszeniert, sondern auch eine präzise Sozialstudie, die den Abgrund menschlicher Gefühle exakt erfasst. Trotz zahlreicher Rückblicke und Nebenschauplätze fügt sich ihr Roman zu einem schlüssigen und homogenen Ganzen zusammen, auch wenn manchmal, durch die Menge an tragischen Ereignissen, der Eindruck einer konfliktträchtigen Überladung der Handlung entstehen kann.

Wartmann macht jedoch durch den Zusammenhang, der sich zwischen den einzelnen AkteurInnen ergibt, und den jeweiligen Bildern, die damit provoziert werden, sehr deutlich, dass es aus dem Kreis von Vorurteilen und Intoleranz kein Entrinnen gibt. Die keinen Kompromiss zulassende Entscheidung über Leben und Tod von Jenny und Thorsten als Lösung des Problems ist dann vielleicht etwas zu einfach. Dass sich die Autorin für die sozial verträglichere Variante entscheidet, kann trotz aller Gewalt als Zeichen eines nicht verloren gegangenen Optimismus gewertet werden.

Rezensionen zum Thema ,Jenseits von Gender‘

Miriam Nandi

Englischsprachige Literaturgeschichte und Kanon

Hans Ulrich Seeber (Hrsg.): *Englische Literaturgeschichte*, Stuttgart 2004 (Metzler, vierte, erweiterte Auflage, 530 S., 29,95 €).

Hubert Zapf (Hrsg.): *Amerikanische Literaturgeschichte*, Stuttgart 2004 (Metzler, 420 S., 29,95 €).

Anthologien, Einführungstexte und Literaturgeschichten haben stets eine kanonisierende Wirkung: Eine Autorin, die es schafft, in *die* amerikanische Literaturgeschichte aufgenommen zu werden, gilt als ‚gut‘ oder zumindest als ‚relevant‘. Wer keine Erwähnung findet, wird vielleicht noch das Interesse von SpezialistInnen wecken, aber im alltäglichen Unterrichtsbetrieb nur selten besprochen werden. Bei Kompendien, die wie die obengenannten zu Standardwerken des Anglistikstudiums gehören, stellt sich dieses Problem auf verschärfte Weise: Wer hier nicht im ‚Seeber‘ oder im ‚Zapf‘ erwähnt wird, der bleibt der Mehrheit der Studierenden unbekannt. Um so wohlthuender ist es, dass sich die beiden Herausgeber mit der Kanonisierungsthematik befassen und der Kanondebatte jeweils ein eigenes Kapitel innerhalb ihrer neu und aktualisiert aufgelegten Literaturgeschichten widmen. Bereits in früheren Auflagen zeichneten sich die beiden Kompendien durch eine breit gefächerte Textauswahl und eine kritische Auseinandersetzung mit der Kolonialgeschichte Englands und den USA aus. Eine explizite *gender*-Perspektive, wie beispielsweise Ina Schaberts *Englische Literaturgeschichte aus Sicht der Geschlechterforschung* weist zwar keiner der Texte auf, aber es ist dennoch offensichtlich, dass sich die Herausgeber der Kanondebatte gestellt haben.

So befasst sich Hubert Zapfs *Amerikanische Literaturgeschichte* eingehender noch als die erste Auflage mit den Minoritätenliteraturen der Vereinigten Staaten, angefangen mit den zunächst mündlich tradierten *slave narratives* bis hin zur jüngeren afro-amerikanischen, asiatisch-amerikanischen, jüdisch-amerikanischen Literatur sowie der *chicano/a*- und *native American literature*. Das Kapitel über kanadische Literatur wurde in der Neuauflage gestrichen, da ein gesondertes Kompendium zu diesem Thema in Planung ist, was angesichts der Eigenständigkeit und Vielfältigkeit der kanadischen Literatur als angemessen erscheint.

Ausführlich wird auch auf weibliches Schreiben eingegangen, wobei ‚Klassiker‘ wie Emily Dickinson und Gertrude Stein ebenso Rechnung getragen wird wie der außerhalb der Amerikanistik nur wenig bekannten chinesisch-stämmigen Maxine Hong Kingston. Abgerundet wird das nicht nur für Amerikanistinnen empfehlenswerte Buch durch eine fast 70 Seiten umfassende, gut lesbare Einführung in die amerikanische Literatur- und Kulturtheorie, die u.a. auch über die Entstehung der *Women's Studies* und der *Gender Studies* in den amerikanischen *humanities* Auskunft gibt. Aus *gender*-Perspektive enttäuschend ist einzig das neu aufgenommene Kapitel über die „Wiederentdeckung der Familie“ im zeitgenössischen amerikanischen Roman wie Jeffrey Eugenides' *Middlesex*, Siri Hustvedts *What I*

Loved und Jonathan Franzens *The Corrections*. Bei diesem Thema, vor allem jedoch bei Eugenides' *Middlesex*, dem vielleicht einzigen amerikanischen Roman, der von einer/einem Intersexuellen erzählt wird, wäre eine *gender*-orientierte Darstellung sinnvoll und ergiebig gewesen. Stattdessen werden die vielschichtigen Romane in kurzen Zusammenfassungen abgehandelt, die kaum etwas über die tatsächliche Auseinandersetzung mit Familie und Geschlechtlichkeit in diesen spannenden Texten aussagen.

Hans Ulrich Seebers *Englische Literaturgeschichte* hat es bereits im Ansatz etwas schwerer als das amerikanistische Kompendium: Erstens muss historisch weiter ausgeholt werden, zweitens muss er auch der irischen und den neuen englischsprachigen Literaturen aus den ehemaligen Kolonien Rechnung tragen. Angesichts dieser schwierigen Aufgabe muss dem Herausgeber erst einmal ein Lob ausgesprochen werden: Gründlicher noch als in älteren Auflagen wird hier die Buntheit und Vielfalt der englischen Literatur dargestellt. In sieben großen Blöcken informiert das empfehlenswerte Buch über die geschichtliche Entfaltung der englischen Literatur, wobei vor allem in den Darstellungen der Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts immer wieder eine *gender*-sensible Perspektive eingenommen wird. Unglücklich ist an dieser Stelle indes, dass der Ursprung des englischen Romans – wie in vielen anderen literaturgeschichtlichen Werken – männlichen Autoren wie Richardson und Defoe zugeschrieben wird. Die große Rolle, die Aphra Behn bei der Entstehung des Roman-Genres zukommt, wird unterschlagen. Ihr Briefroman *Love-letters between a nobleman and his sister* wird als „romanzenhaft“ abgetan, auf ihren bereits 1688 erschienen Roman *Oroonoko* geht der Autor mit zwei freundlichen, nichtssagenden Sätzen ein.

Deutlich positiver ist die Darstellung der *New English Literatures*, der Literaturen aus den ehemaligen Kolonien, zu bewerten. Die knappen, aber kenntnisreichen Einzeldarstellungen der afrikanischen, karibischen, kanadischen, indischen und der hierzulande seltener gelesenen australischen und neuseeländischen Literatur werden durch einen Überblick über postkoloniale Theoriebildung hervorragend ergänzt und vorsichtig auf gemeinsame Strukturmerkmale untersucht. Problematisch ist hier allerdings die Dichte der Darstellungen: Der indischen Erzählprosa nach Rushdie wird beispielsweise eine halbe Seite eingeräumt, der postkolonialen Frauenliteratur ergeht es ähnlich – hier werden auf wenigen Seiten Autorinnen unterschiedlichster Provenienz nebeneinander gestellt, sodass die Leserin eher verwirrt als informiert wird. Die neuen englischsprachigen Literaturen hätten aufgrund ihres Reichtums und ihrer Heterogenität einfach mehr Platz benötigt. Ein gesondertes Kompendium zu diesem spannenden Thema wäre hier eine sinnvolle Ergänzung.

Weitere Rezensionen

Stefanie Duttweiler

Allem Anfang wohnt Entscheidung inne ...

Kaufmann, Jean-Claude: *Der Morgen danach. Wie eine Liebesgeschichte beginnt*. Konstanz 2004 (UVK-Verlag, 290 Seiten, 24,00 €. Eine Neuauflage erscheint bei Goldmann 2005, 8,95 €).

Was ist die Liebe? fragt der französische Soziologe Jean-Claude Kaufmann in seinem neuesten Buch und antwortet darauf mit der Untersuchung des Gründungsaktes moderner Beziehungen – dem Morgen nach der ersten sexuellen Begegnung. Was geschieht mit den Liebenden? Was geschieht mit der Offenheit ihrer Zukunft? Wie wird ihr eine Richtung gegeben? Fragt Kaufmann nach den Entstehungsbedingungen der Liebe, so leistet dieses Buch doch mehr: Von einem Ereignis ausgehend, welches das Leben der Einzelnen fundamental verändern kann, erzählt es von Entscheidungen, von Identität und den Bedingungen moderner Lebens- und Liebes(ver)läufe.

Wie in seinen früheren Werken hat sich Jean-Claude Kaufmann in der Untersuchung des ‚Morgens danach‘ einen Moment des (Beziehungs-)Alltags ausgewählt, in dem sich die Koordinaten seiner eher implizit gehaltenen Theorie paradigmatisch entfalten: Die Verbindung der Macht des Konkreten und der kognitiven Aktivitäten. In seiner Studie *Mit Leib und Seele. Theorie der Haushaltstätigkeit* (1999) lässt Kaufmann Hausfrauen über das Bügeln schreiben und arbeitet daraus eine Theorie aus, wie Routinen und bewusste Entscheidungen ineinander und gegeneinander arbeiten; in seiner Studie *Singlefrau und Märchenprinz. Über die Einsamkeit moderner Frauen* (2002) beschreibt er die Macht der Flugbahnen, die aus dem Konkreten des Alleinlebens erwachsen und es dann ihrerseits bestimmen. In der vorliegenden Studie beschreibt er das Entstehen der Flugbahn einer Liebesbeziehung.

In einer Mischung aus freiem Interview und dichter Befragung hat Kaufmann 23 Personen über einen ‚Morgen danach‘ befragt und gibt ihnen die Möglichkeit, die Geschichte ihres Lebens zu erzählen und einen Faden zu spinnen, der lose Ereignisse zusammenhält. Ihre Antworten werden in einer Pendelbewegung zwischen Empirie und Theorie zu einem gut lesbaren Text verwoben. In seinem Aufbau folgt das Buch den typischen Szenen des ‚Morgen danach‘: das Aufwachen, das Bett als Refugium, das Aufstehen, der Gang ins Badezimmer, das Frühstück. Schon in dieser Anlage der Darstellung zeigt sich: An konkreten Orten und in konkreten (Mikro-)Situationen werden die Momente verortet, die über die Zukunft des Paares und ihrer Liebe entscheiden.

Auch in diesem Buch erweist sich Kaufmann als ein Meister der feinen Beobachtung und der subtilen Fragen. Er nimmt die (Selbst-)Beobachtungen seiner InformantInnen ernst, lässt sie sprechen, lenkt ihre Aufmerksamkeit auf die kleinen Begebenheiten, unscheinbaren Gesten und beteiligten Gegenstände. Diese professionelle Neugier auf das kleinste Detail speist sich aus seiner Erkenntnis, dass es genau diese kleinen Ereignisse sind, die Entscheidungen bewusst und unbewusst vorbereiten und herbeiführen und so dem Leben eine Richtung geben. Die Wahrneh-

mung der Gegenstände in Zimmer und Bad, Gesten und Gerüche, Geräusche und Bilder werden zu wesentlichen Momenten, die Gefühle evozieren und Entscheidung über den Fortgang der Beziehung beeinflussen.

Schon das Aufstehen kann alles ins Wanken bringen und das Frühstück erweist sich als größte Herausforderung. Beiden wird abverlangt, Mittel und Wege zu finden, sich so schnell wie möglich der neuen Situation anzupassen, der Gast hat die zusätzliche Anforderung, sich mit den Gegenständen vertraut zu machen, sie mit der anderen Person in Einklang zu bringen, die Geheimnisse des Badezimmers zu enthüllen und beim Frühstück (mit der Familie) eine gute Figur zu machen. Wie kann es gelingen, die ganz besondere Stimmung des ‚Morgens danach‘ zu bewahren und ein allzu frühes Zurückfallen in die Gewöhnlichkeit der profanen Welt zu vermeiden? Kaufmann spürt der Angst vor dem kritischen Blick des anderen nach, der Scham, angeschaut zu werden und der Unsicherheit, was der andere denkt und führt die schützende Strategie vor: Die Auflösung des lastenden Blicks, indem man die Logik der Verliebtheit wieder zu aktivieren versucht. Auch die Morgentoilette ist eine Maßnahme, sein ‚Gesicht nicht zu verlieren‘. Im (Geschehen im) Bett sieht Kaufmann das letzte Refugium, das diese Entscheidung aufschiebt: Verlässt man die „ursprüngliche Reinheit des stummen und naiven Einsseins“ (S. 36), ist aufgestanden und lässt sich auf eine alltägliche Kommunikation ein, ist man nicht mehr dieselbe wie zuvor.

Der ‚Morgen danach‘ erweist sich so als neuralgischer Punkt, der zu Entscheidungen nötigt: Er zwingt, ein neues Drehbuch des eigenen Lebens zu entwerfen und sich zwischen dem alten und einem neuen, noch unergründlichen Ich zu entscheiden, das sich erst allmählich als solches in und mit der Begegnung mit dem anderen konstituieren wird. „Am Morgen danach entscheidet man ... zu allererst über sich selbst“ (S. 272). Es gilt bewusst oder unbewusst eine Entscheidung zu treffen: Ein Paar zu werden oder auseinander zu gehen und das Leben wie gewohnt weiter zu führen. Diese Frage macht auch die Frage nach der eigenen Identität und Lebensführung unausweichlich. Wie Kaufmann im Verlauf des Buches immer wieder herausstreicht, sind diese Fragen und ihre Beantwortung alles andere als einfach, vielmehr ein kompliziertes Zusammenspiel von Rationalem und Emotionalem, Konkretem und Kognitivem.

Frägt sich Luhmann, wie Kommunikation trotz ihrer Unwahrscheinlichkeit zustande kommt, so scheint die treibende Kraft des Werkes von Kaufmann die Frage nach den Flugbahnen des Lebens zu sein. Wie gestaltet sich ein Lebenslauf durch permanente Mikroentscheidungen, die sich zu einer Flugbahn verdichten?

Hier geht es um die spezifische Flugbahn einer Paarbeziehung. Was zunächst am Morgen danach äußerst prekär ist – der Fortgang der Beziehung –, wird in vielen der geschilderten Fälle zu einer kontinuierlichen Beziehung, die die Unsicherheit des ersten Morgens danach vergessen macht. Selektion verdrängt einen Teil der Wahrnehmungen und Gedanken, um den Morgen danach zu einem zu machen, dem weitere folgen werden. Eine wichtige Rolle spielen dabei erwartungsgemäß die Gefühle. Doch gerade hier hakt Kaufmann nach und zeigt, wovon sie abhängig sind, wie sie erhalten und gebildet werden: Von den Bildern an der Wand, den Gegenständen im Bad, den anderen anwesenden Personen, den Gerüchen der Wohnung

oder des anderen. Irgendwelche lächerlichen Gegenstände haben plötzlich etwas zu sagen, sie lehren etwas über den Partner, das man vorher nicht wusste. Das ihnen innewohnende Wissen ist enorm (S. 132) und evoziert eine Entscheidung über die Kontinuität der Beziehung, die allerdings wenig reflektiert erscheint:

„Irgendein Detail kann sich schneller auf die anstehenden Entscheidungen auswirken als eine allgemeine Perspektive; die ‚schmutzige Unterhose‘ hatte Gildas genügt, um sich ein Urteil zu bilden.“ (S. 236)

Den Einfluss des Emotionalen auf das Rationale sieht Kaufmann in der Vereinfachung und Vereindeutigung der Komplexität:

„Die Gefühlseinheit berechnet alles in einer einzigen Rechnungseinheit und trennt nur gut und nicht gut, schön und nicht-schön, angenehm und unangenehm.“ (S. 243)

Dabei hebt Kaufmann den produktiven und aktiven Umgang mit Gefühlen hervor – Negatives wird zum Teil verdrängt, nachträglich modifiziert, Positives dagegen herausgestrichen. Die Gefühle und die Praxis des Gefühlsmanagements sind es, die eine „Identitätsrevolution“ bzw., wie es an anderer Stelle weniger stark ausgedrückt wird, eine Identitätsverschiebung ermöglichen. Diese identitätsbezogene Erneuerung, mithin: die Änderung der Flugbahn, steht im Zentrum seines Interesses. Die Angst, die man vor dem Liebesverlust hat, die Bemühungen, dem anderen zu gefallen, mit anderen Worten: Der künstlich hergestellte Schein, in dem man sich dem anderen zeigt, sind Instrumente einer bewusst und unbewusst herbeigeführten Veränderung der Identität.

„Der Morgen danach offenbart keine tiefere Wahrheit, die endlich von ihren Masken befreit wird. Sondern diese ‚andere Person‘ wird erst an diesem Morgen, mit dem verfügbaren Instrumentarium, hergestellt, und zwar mithilfe einer intensiven, subtilen Arbeit beider Protagonisten und dank der Erfindung von Szenarien, die, sofern sie gut gespielt sind, den provisorischen Schein in eine neue Realität verwandeln können.“ (S. 196)

Kaufmann hat ein feines Gespür für die Störungen, die Unruhe, die mit den Verschiebungen der Identität einhergehen und beobachtet sie als vielfältige Gespaltenheiten zwischen dem alten und neuen Ich, als Dissonanzen zwischen dem Ich des Abends und des Morgens, als Unterschiede der Gewohnheiten und Eigenheiten der Partner. Besonders deutlich treten diese Gespaltenheiten als sich teilweise widerstrebende Kräfte des Konkreten und der kognitiven Aktivitäten, der Emotionen und des Rationalen auf. Dass Kaufmann die damit einhergehende Frage nach ihrer (Un-)Vereinbarkeit theoretisch möglicherweise unterausgebeutet lässt, hat Methode – wie seine ProtagonistInnen baut er auf die (konkrete) Kraft von Geschichten. Kaufmann erwähnt es selbst: Der Text rankt sich um eine implizite Theorie, man muss als LeserIn die Anstrengung unternehmen, sie mitzuverfolgen und zu extrahieren. Und auch die analytische Auseinandersetzung mit anderen (konstruktivistischen) Theorien der Liebe, des Alltags oder der Lebensführung unterbleibt bzw. wird der Leserin überlassen. Dass das Buch auch ohne diese Anstrengungen lesenswert ist, macht es

meiner Meinung nach nicht weniger interessant – seine belletristischen Qualitäten sind auch so zu genießen. Wie beim Beginn einer Liebe ist das langsame, tastende Herangehen an den Gegenstand keine Schwäche, sondern Ergebnis der mäandrenden Beobachtung, die dem Gegenstand Raum gibt und ihn erst langsam zu einem Ganzen, zu einer impliziten Theorie der (Entscheidung über die) Flugbahnen des Lebens komponiert.

Im Verlaufe des Buches wird deutlich: Der Gegenstand ist klug gewählt, am ‚Morgen danach‘ verdichten sich die Schwierigkeiten der Entscheidung: Man muss sich schnell entscheiden und sich auf der anderen Seite dem Lauf der Dinge bzw. dem „Prozess der Sozialisierung durch das Konkrete“ (S. 238) hingeben. Man beginnt nachzudenken, doch das Gehirn ist unproduktiv und uneffektiv, das Nachdenken gibt nicht den Ausschlag – man überlässt den Fakten den Ausschlag, dem Automatismus der Ereignisse, die in Gang gesetzt werden und ihre eigene Wirklichkeit schaffen, die mitreißt.

Was bedeutet das nun in Bezug auf die Frage nach der Liebe? Kaufmann erkennt die neuen Bedingungen der Liebe in einer spezifischen Verbindung von Emotion und Reflexion, von Konkretem und Kognitivem, die immer wieder situativ konstruiert werden. Die Erfahrung der Liebe ist eine gefühlsmäßige Erfahrung, die „allzu unvermittelte Gedanken in Sinnlichkeit hüllt und auf subtile Weise Emotionen freisetzt“ (S. 271). Doch aktuell wird die Erfahrung der Liebe nicht mehr als unumgängliches Schicksal oder unumstößliche Tradition verstanden, die diese Gefühle, die Objekte und die Ausgestaltungen vorgibt. Selbsttätiges Experimentieren ist unumgänglich geworden, man wird zum Experimentator des eigenen Lebens und der Liebe. Die Flugbahnen der Liebe sind immer weniger geradlinig, sie sind gewunden und von situativen Mikroentscheidungen abhängig. „Das Individuum konstruiert selbst Tag für Tag den Orientierungsrahmen, an dem es später sein Denken und Handeln ausrichtet“ (S. 144) – es konstruiert unentwegt diese Flugbahn, von der es mitgerissen wird. So wird die Liebe nicht weniger, aber sie ändert ihre Form: In der Gegenwart der Gefühle und des Konkreten verankert, bleibt sie offen für die Zukunft (S. 273). Sie beruht auf einem konkreten Menschen, ist eine pragmatische, keine abstrakte Liebe.

„Das große, einzigartige, beinahe göttliche Gefühl ist unwahrscheinlich geworden, es muss durch tausend kleine Emotionen ersetzt werden, von denen jede so intensiv erlebt wird, dass es ihnen, Stück für Stück aneinandergesetzt, genauso gut gelingt, die Seele zutiefst zu berühren.“ (S. 274)

Kaufmann leitet daraus eine weit reichende Neubestimmung der ‚Schicksalhaftigkeit‘ der Liebe ab: Sie gilt nicht mehr als vorherbestimmt, doch das romantische Beziehungsmodell hat noch lange nicht ausgedient. Durch die Kontinuitätslogik der Mikroentscheidungen und dem Sich-überlassen an die Macht des Unbedeutenden versucht sich das Individuum zwar einzig durch seine Flugbahn zu konstruieren, doch nun ist es diese, die als sein „unabwendbares Schicksal erlebt“ (S. 267) wird.

Im Bewusstsein, die Grenzen einer soziologischen Analyse möglicherweise unzulässig auszudehnen, gibt Kaufmann am Ende des Buches „in aller Vorsicht“

einen Ratschlag, den ich den LeserInnen dieser Rezension nicht vorenthalten will: Sich nach Lust und Laune der Magie und des geheimen Charmes des ‚Morgen danach‘ hinzugeben, denn „es gibt sehr wenige Augenblicke im Leben, in denen das Individuum so frei und so sehr für sein Leben verantwortlich ist“ (S. 276).

Mona Hanafi El Siofi

Die Migrantin gibt es nicht!

María do Mar Castro Varela/Dimitria Clayton (Hrsg.): *Migration, Gender, Arbeitsmarkt. Neue Beiträge zu Frauen und Globalisierung*, Königstein/Ts. 2003 (Ulrike Helmer Verlag, 239 S., 21,95 €).

Ökonomisch gesehen ist weltweit eine Ent-Grenzung der Nationalstaaten im Gange. Auf der Suche nach besseren wirtschaftlichen Perspektiven haben auch Migrationsbewegungen wieder zugenommen, global vor allem vom Süden in den Norden. Doch während es für Menschen aus reicheren Ländern zunehmend leichter wird nationalstaatliche Grenzen zu überschreiten, wird es umgekehrt für Menschen aus ärmeren Ländern immer schwieriger eine Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis in Europa oder den USA zu bekommen. Denn wie die Erwerbslosenzahlen belegen, fordert der expandierende Weltmarkt ebenfalls im so genannten Westen seine ‚Opfer‘ – ein Grund, warum Nationalismus hier immer mehr an Bedeutung gewinnt. Und dies äußert sich u.a. eben in der Verschärfung von Maßnahmen im Einwanderungsbereich. Andererseits sind gerade MigrantInnen, insbesondere aber die Frauen, selbst in der 2. und 3. Generation, auf den westlichen Arbeitsmärkten überdurchschnittlich häufig als billige Kräfte auf den untersten Hierarchiestufen der Beschäftigungsskala vertreten. Die Mehrheitsgesellschaften profitieren also von dieser Situation. Im sozialwissenschaftlichen und politischen Mainstream-Diskurs geht man jedoch davon aus, dass die Ursachen hierfür bei den MigrantInnen selbst zu suchen sind: Genannt werden beispielsweise mangelhafte sprachliche Kompetenzen, vermeintlich nicht ausreichende berufliche Qualifikationen, die andere Mentalität, bei Frauen außerdem zu starke Familienorientierung bzw. zu schwache Berufsorientierung oder das Tragen eines Kopftuchs (vgl. Castro Varela i.d.B.). Anders als man glaubhaft machen will, ist solch eine ethnisierte Stratifizierung westlicher Gesellschaften jedoch auf „komplexe Prozesse der Produktion von Ungleichheiten, die sich diskriminierender Instrumente bedienen“ (Castro Varela, S. 14), zurückzuführen. Die zehn Beiträge der Autorinnen des vorliegenden Sammelbandes befassen sich nun zum einen mit den Aspekten struktureller Benachteiligung hauptsächlich von Migrantinnen und zum anderen damit, wie das ethnisierte, vergeschlechtlichte Subjekt (re-)produziert wird. Dabei steht die Situation in der BRD im Vordergrund.

Vor allem die Kulturdifferenzthese – nach dem Motto: ‚die‘ können oder wollen ganz einfach nicht in qualifizierte Berufe einsteigen, weil sie kulturell bedingt anders sind – reicht nicht aus, um die berufliche Benachteiligung mehrheitlich junger Migrantinnen zu begründen. Für einen Zeitraum von mindestens 25 Jahren ist nachweisbar, dass junge Migrantinnen in der BRD im Vergleich zu jungen Migranten gleicher Herkunft bessere und höher qualifizierte Schulabschlüsse erzielen, in ihren Schulerfolgen denen deutscher Mädchen gleichkommen. In der Gegenüberstellung mit deutschen Mädchen ähnlicher Klassenlage weisen junge Migrantinnen sogar eine höhere Berufsmotivation auf. Dennoch ist ihre Beteiligung an qualifizierten Berufen u.a. im Dienstleistungssektor, in der Verwaltung oder im Öffentlichen Dienst gering. Als Ursachen werden Unsicherheiten bezüglich des aufenthaltsrechtlichen Status angeführt oder Menschen mit Migrationshintergrund werden zum Teil wegen vorurteilsbehafteten internen Auswahlkriterien in Betrieben und Institutionen nicht ausgebildet bzw. eingestellt, weil diese zum Beispiel von den ‚mehrheitsdeutschen‘ KundInnen nicht akzeptiert werden könnten. Ein weiterer wichtiger Grund ist das so genannte Inländerprimat, das deutschen Staatsangehörigen grundsätzlich Vorrang bei der Arbeitsvermittlung einräumt (vgl. Clayton, S. 95ff). Doch selbst wenn es sich um MigrantInnen *mit* deutschem Pass handelt, die Deutsch als Erstsprache sprechen und einen höheren Bildungsabschluss erworben haben, bleiben sie auf dem Arbeitsmarkt schwer zu vermittelnde ‚AusländerInnen‘, wobei in Bezug auf Frauen der unterstellte Traditionalismus gewiss mitverantwortlich ist (vgl. Castro Varela, S. 19). Hauptsächlich in ‚Nischen‘-Bereichen, in denen der Umgang mit ‚ausländischem‘ Klientel gefragt ist, haben MigrantInnen jedoch – mit oder ohne deutschen Pass – in letzter Zeit zunehmend Chancen, beruflich aufzusteigen: Bei der Polizei oder, was überwiegend für Migrantinnen gilt, in der Gesundheitsberatung für nicht-deutsche Sexarbeiterinnen. Allerdings wird durch diese Wahrnehmung ‚interkultureller Kompetenzen‘ bzw. ‚kulturellen Kapitals‘ nicht gerade das Bewusstsein gefördert, dass Menschen mit Migrationshintergrund auch für andere Arbeitsbereiche befähigt sind (vgl. Clayton, S. 101f). Bereits beschlossene und geplante arbeitsrechtliche Änderungen werden für sie aber voraussichtlich einige Verbesserungen bringen, um überhaupt einmal in den Arbeitsmarkt einsteigen zu können. Und besonders wird das die Migrantinnen betreffen, die neben rassistischer Selektion und strukturellen Benachteiligungen außerdem von der Diskriminierung qua Geschlecht betroffen sind. Die Gesetzesänderungen haben freilich den Nachteil, dass diese Arbeitsplätze – wenngleich nicht nur für MigrantInnen – tendenziell unsichert und unterbezahlt sein werden. Doch im Falle der MigrantInnen kommt generell noch erschwerend hinzu, dass die Bildungstitel und Ausbildungsabschlüsse, die sie bereits in ihren Herkunftsländern erworben haben, oft nicht anerkannt und sie daher meist weit unterhalb ihrer Qualifikation beschäftigt werden (vgl. Frings i.d.B.).

Migrationsforschung wird also strukturelle Faktoren in den Mehrheitsgesellschaften wie aufenthalts- und arbeitsrechtliche Zusammenhänge, die Nicht-Anerkennung von im Ausland erworbenen Bildungstiteln u.ä. berücksichtigen müssen, um sich angemessen an die Realitäten annähern zu können. Genauso relevant wird es sein, zu beachten, dass MigrantInnen *keine* homogene Gruppe sind. Im Gegenteil: Neben Geschlecht, sozialer Klasse und Ethnizität als Strukturkategorien,

Fremdzuschreibungen und der sozialen Selektivität im (deutschen) Bildungs- und Arbeitsmarktsystem, gibt es gesicherte Hinweise darauf, dass ebenso die spezifische individuelle Migrationsgeschichte und die Strukturen sozialer Klassen *innerhalb* der verschiedenen Herkunftsgruppen in die Fragestellungen einzubeziehen sind. MigrantInnen aus dem Iran beispielsweise (und auch hier sind es vor allem Frauen und Mädchen), die im Vergleich zu anderen MigrantInnengruppen überproportionale Bildungserfolge erzielen, kommen vornehmlich aus der iranischen Mittel- und Oberschicht und haben erst in Deutschland einen niedrigen sozialen Status erhalten (vgl. Farrokhzad i.d.B.). Türkische MigrantInnen hingegen entstammen eher unteren Gesellschaftsschichten der Türkei. Das kann dazu führen, dass sich diejenigen TürkInnen mit Herkunft aus höheren Schichten auch nach der Migration von denjenigen TürkInnen aus niedereren Schichten sozial und kulturell klar abgrenzen, obwohl sie gleichermaßen einen Statusverlust erfahren (vgl. Erel i.d.B.).

Beziehen sich ökonomische Konzepte in der Regel nur auf institutionelle kapitalistische Rahmenbedingungen, so untersucht man in der Migrationsforschung als ‚Ethnische Ökonomie‘ wie MigrantInnen im Unterschied zu einheimischen UnternehmerInnen in Produktion und Handel marktorientiert agieren. Zum Beispiel kann ‚thailändisches‘ Essen als ethnisiertes Produkt kapitalistisch vermarktet werden. Unter sozialwissenschaftlicher Betrachtung gerät das Restaurant dabei zum Paradoxon: Einerseits ist es ein Ort, wo verschiedenste Menschen thailändischer Herkunft zusammenkommen, wengleich diese Zusammenkunft durch das Arbeitgeber-ArbeitnehmerInnen-Verhältnis hierarchisch strukturiert ist. Andererseits wird hier gewaltsam ‚die Thailänderin‘ konstruiert bzw. (re-)produziert, um die sexualisierten und rassifizierten Projektionen der Gäste über ‚Thailändischsein‘ zu befriedigen (vgl. Haritaworn i.d.B.).

Im Rahmen eines poststrukturalistischen, ökonomischen Ansatzes wird dafür plädiert, in ökonomische Konzepte neben kapitalistischen grundsätzlich auch nichtkapitalistische Produktionsverhältnisse wie unbezahlte Hausarbeit miteinzubeziehen. Liegen die Kontrolle über den Arbeitsprozess und dessen Produkt vollständig bei den Ausführenden, kann dabei nicht von Ausbeutung gesprochen werden. Demnach ist es gerade für die feministische Migrationsforschung wichtig, im Zusammenhang mit Hausarbeit eine vergeschlechtlichte Ethnisierung zu vermeiden, folglich also von Migrantinnen geleistete Hausarbeit nicht als eine kulturell verankerte (Ausbeutungs-)Praxis zu charakterisieren. Nicht nur für Migrantinnen kann *selbst*kontrollierte Hausarbeit ein performativer Ausdruck weiblicher Identität und Macht sein (vgl. Erdem i.d.B.).

Wurde in der ‚klassischen‘ Frauenforschung bis dato – wenn überhaupt – die Migrantin eher als bedauernswertes Opfer thematisiert, wird in den Aufsätzen jedoch sichtbar, dass Migrantinnen, schon seit der ersten Generation, immer auch Akteurinnen mit Visionen waren bzw. sind. Insbesondere nach dem verlautbarten Paradigmenwechsel hinsichtlich notwendiger Kritik z.B. an der falschen Homogenität zentraler Kategorien wie ‚Frau‘, ‚Geschlecht‘ oder ‚binärer Zweigeschlechtlichkeit‘ ist anzuerkennen, dass auch nicht länger von *den* Frauen gesprochen werden

kann, die auf dem Arbeitsmarkt unter *der* Geschlechterhierarchie benachteiligt werden (vgl. Gümen S. 33). Migrantinnen funktionieren seit den 1960er Jahren „gewissermaßen als Katalysatoren für die Emanzipation und berufliche Besserstellung bundesdeutscher Frauen“ (Castro Varela, S. 17). Es sollte folglich bei jeder Analyse danach gefragt werden: „Welche Frauen tun was und wie, in welchem Kontext?“ (Gümen, S. 35).

Ethnizität wurde also, neben Geschlecht u.a., ebenfalls ein Stratifikationsmerkmal innerhalb herrschender Hierarchien und ist es heute noch. Gleichwohl kann man Ethnizität – wie auch Geschlecht – nicht als grundlegende Eigenschaft von Personen und Gruppen voraussetzen, sondern Ethnizität ist als ein Ergebnis von Zuschreibungsprozessen zwischen Gruppen zu betrachten (vgl. Granato/Schittenhelm, S. 115). Um Erklärungsansätze nicht nur an derlei Einzelzuschreibungen festzumachen, ergibt sich u.a. für Migrantinnen-Forschung folgendes Desiderat: Sie sollte nicht unter rein migrations- oder geschlechtsbezogenen Aspekten betrieben, sondern bewusst mehrdimensional (etwa unter Berücksichtigung generations- und bildungs-spezifischer Entwicklungen) und am Besten vergleichend (z.B. junge Migrantinnen und junge einheimische Frauen) durchgeführt werden (vgl. Granato/Schittenhelm, S. 121). Solch ein Anliegen möchte ungerechtfertigte Fixierungen und Pauschalisierungen umgehen und eben das ist etwas, worin dieser lesenswerte Band mit wirklich gutem Beispiel vorangeht.

Mona Hanafi El Siofi

Zur Entschleierung des Westens ...

Houda Youssef (Hrsg.): *Abschied vom Harem? Selbstbilder – Fremdbilder muslimischer Frauen*, Berlin 2004 (Orlanda Frauenverlag, 368 S., 17,50 €).

Die arabische oder muslimische Frau bietet ein bemerkenswertes Beispiel für Stereotypenbildung im so genannten Westen. Entweder sie hat eine gewisse Popularität als erotisch-exotische Haremsschönheit und Bauchtänzerin, auf die man sexuelle Phantasien projizieren kann, oder sie erregt Mitleid als ungebildete, hässlich verschleierte und unterdrückte Muslimin, die zur Unsichtbarkeit verdammt ist. Die Geschichte des erstgenannten Klischees reicht bis ins 18. Jahrhundert zurück und wird noch immer fortgeschrieben, das zweite gesellte sich spätestens mit den 1960er-/70er-Jahren, dem Auftauchen ‚terroristischer‘ Befreiungsbewegungen wie der PLO in Palästina, hinzu und hat sich heute etabliert. Auf der ‚anderen‘ Seite sieht es auch nicht viel besser aus – dort hält sich das Klischee der westlichen Hure oder es wird argumentiert, dass die westliche Frau die eigentlich Unterdrückte ist, weil sie arbeiten *muss* und somit, meist auch noch unterbezahlt, einer Doppelbelastung ausgesetzt ist, da Haushalt und Kindererziehung ja in der Regel in ihrem Tätigkeitsbereich verbleiben.

Stereotypen und Klischees zeichnen sich oft durch eine Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte überdauernde Hartnäckigkeit aus. Denn „ein Klischee ist eine Abkürzung“ (S. 38), bringt es Marsha J. Hamilton in diesem Sammelband auf den Punkt. Damit entfällt der Aufwand, der mit der Lieferung „langweiliger Hintergrundinformationen“ verbunden ist und erleichtert den BenutzerInnen von Klischees, „die eine Gruppe leicht als ‚wir‘ und die andere als ‚die anderen‘ zu erkennen.“ (S. 38, Hervorh. i. O.) So kann in komplexen Situationen schnell beurteilt werden, wer Recht und wer Unrecht hat, werden Informationen, die dieses Bild bestätigen, leichter angenommen, auch wenn sie unwahrscheinlich sein mögen; und wird umgekehrt das Bild nicht bestätigt, lehnt man Informationen als unbedeutend ab oder ignoriert sie – über Grenzen innerhalb einer Gruppe wie Alter, Ausbildung und sozioökonomisches Umfeld hinweg. Mit der undifferenzierten Abwertung des jeweils Anderen wird also eine eigene, positive Identität konstruiert und stabilisiert.

Die deutsch-ägyptische Herausgeberin Houda Youssef, die sich selbst immer wieder mit vorgenannten Klischees und parallel dazu mit einem irgendwie auch mitleidigen, kulturellen Überlegenheitsgefühl konfrontiert sieht, und zwar von beiden Seiten, kritisiert die kaum vorhandene Bereitschaft, sich intellektuell mit diesen Themen zu beschäftigen. Damit wird „eine Auseinandersetzung mit den in beiden Kulturen existierenden fundamentalen Mechanismen der Frauenunterdrückung verhindert“ (S. 16). Um das zu ändern, müssten die Konstruktion und Funktion solcher Bilder zunächst offen gelegt und aus dem Kontext von Frauenunterdrückung herausgelöst werden. Nachfolgend wären sie zu dekonstruieren, auf ihre historischen Ursprünge zu untersuchen und wiederum auf ihre Funktion in Vergangenheit und Gegenwart hin zu analysieren. Damit ließe sich auch das Phänomen der Frauenunterdrückung an sich, unabhängig von seinen Projektionen und Identitätskonstruktionen, ergründen – so Youssef (S. 17).

Im Westen werden insbesondere für die ‚rückständige‘ muslimische Frau kulturelle Unterschiede von Land zu Land, soziale Unterschiede zwischen Bevölkerungsschichten und historische Entwicklungen wie Kolonialismus ausgeblendet. Gleichgesetzt mit Islam oder islamischen Einflüssen werden patriarchale Strukturen, Traditionen, die nicht auf islamischen Primärquellen beruhen, und durch Modernisierung (Urbanisierung, Migration) erzwungener gesellschaftlicher Wandel, der z.B. durch Auflösung der Großfamilienstrukturen herkömmlich zugebilligte Rechte und Schutz gerade von Frauen destabilisiert; außerdem werden Lebensformen geringer qualifizierter Bevölkerungsschichten, die eine eher ablehnende Haltung zu Bildungsangeboten, politischer Partizipation und unflexiblere Ansichten zur klassischen Rollenverteilung innerhalb der Familie haben, unrechtmäßigerweise dem Islam zugeschrieben. Daneben ist v.a. auch die (positive) Selbstwahrnehmung muslimischer Frauen von nur seltenem oder geringem Interesse, es sei denn, es wird eben bestätigt, was man hören will oder ‚sowieso schon wusste‘ (vgl. Irmgard Pinn/Matries Wehner: *Europhantasien. Die islamische Frau aus westlicher Sicht*, Duisburg 1995, S. 6f.).

Die vorliegende Anthologie will nun Auseinandersetzungen mit solchen Themen von Frauen, die ganz bewusst mehrheitlich arabische und/oder muslimische Migrantinnen, binationale und arabische Musliminnen sind, der deutschsprachigen Öffentlichkeit zugänglich machen. Neben den zahlreichen weniger bekannten Autorinnen finden sich auch die prominenten Namen von Leila Ahmad, Fatima Merinissi und Nawal El-Saadawi. Doch ich will auch Irmgard Pinn und Marlies Wehner nicht unerwähnt lassen, da sie sich hierzulande schon lange und sehr engagiert mit derartigen Fragen beschäftigen.

Das Spektrum der 19 Beiträge, von denen viele im Laufe der 1990er-Jahre entstanden, ist sehr breit: Die Autorinnen des ersten Teils setzen sich wissenschaftlich mit den westlichen Bildern der arabischen bzw. muslimischen Frau in Vergangenheit und Gegenwart auseinander und untersuchen ihre jeweiligen Funktionen, u.a. für die Frauenbewegung. Im zweiten Teil geht es um muslimische Sexualitäts- und Körperkonzepte bezüglich Frauen und die mögliche Bedeutung islamistischer Bewegungen für Musliminnen. Darüber hinaus wird die Stellung der Frau im Koran kritisch beleuchtet und der Mythos ausgeräumt, nach dem es im Islam angeblich legitim sei, muslimische Frauen und Mädchen ohne ihr Einverständnis (zwangs-) zu verheiraten. Besonders hat mir der große Umfang an teilweise sehr persönlichen Berichten und essayistischen Texten gefallen, die der dritte Teil umfasst. Sie stellen – auch mit einer Kurzgeschichte – unterschiedliche Lebensrealitäten, Selbstbilder und Identifikationsmöglichkeiten arabischer bzw. muslimischer Frauen vor.

Diese Textsammlung, die unterschiedlichste Perspektiven zum muslimischen oder arabischen Frausein gelungen in sich vereint, soll, ist Youssefs Hoffnung, „den Blick auf die ‚Anderen‘ und damit auf sich selbst ... ‚entschleiern‘.“ (S. 22, Hervorh. i. O.) Dass sie die Anthologie dabei als eine Art Grundlagenwerk und neuartige Diskussionsbasis für den deutschsprachigen Raum ausweist, ist sicherlich berechtigt.

Mona Hanafi El Siofi

Gender und Islam

Peripherie – Zeitschrift für Politik und Ökonomie in der Dritten Welt, Nr.95, 24. Jahrgang: *Gender und Islam*, Münster 2004 (Verlag Westfälisches Dampfboot, 144 S., 9,10 €, bestellbar unter <http://www.zeitschrift-peripherie.de>)

Entgegen westlicher Mainstream-Meinung sind schlechte oder verschlechterte Lebensbedingungen von Frauen in muslimischen Gesellschaften nicht generell einfach auf ‚den‘ Islam zurückführbar. So zeigt *Nadja Al-Ali* in ihrem Aufsatz für den Band *Gender und Islam* der Zeitschrift *Peripherie*, dass im Irak durch die Sanktionspolitik seit 1990 und die amerikanische Invasion 2003 Handlungsspielräume,

Bildungsmöglichkeiten und die Sicherheit von Frauen entscheidend geschwächt wurden. Bis etwa 1990 hatten Frauen unter dem Regime von Saddam Hussein den höchsten Bildungsstand in der gesamten Region, waren sie in großem Umfang erwerbstätig sowie auf fast allen Ebenen staatlicher Institutionen und Bürokratie aktiv. Begründet werden kann das mit der damaligen Knappheit an Humanressourcen, die auch schon im Westen zur Integration von Frauen auf dem Arbeitsmarkt führte. Erst die schwierige politische und ökonomische Lage führte zu einem verstärkten Konservatismus in den Geschlechterverhältnissen und das säkulare Regime begann sich ‚islamischer‘ Symbole zu bedienen, um die Inklusionspolitik aufzugeben. Gegenwärtige islamistische Zielsetzungen kennzeichnen den Bruch mit dem alten Regime, vor allem aber den Widerstand gegen die Besatzungsmächte. Hatten Letztere sich als integralen Bestandteil des ‚Befreiungskriegs‘ Frauenrechte und Gleichheit auf die Fahnen geschrieben, nimmt man diese im Irak nun als Teil westlicher Pläne wahr, die dem Land eine fremde Kultur und Moral aufzwingen möchten. ‚Islam‘ wird jetzt also für das Erreichen einer eigenständigen nationalen Identität und Unabhängigkeit instrumentalisiert. Der bis heute anhaltende Mangel an physischer Sicherheit beeinträchtigt jedoch genauso die Beteiligung der Irakerinnen am Wiederaufbau und ihrer politischen Zukunft. Um die Frauen in sensibler Weise zu stärken, schlägt Al-Ali, neben einer Förderung ihrer Vernetzung mit nicht-westlichen Organisationen und Aktivistinnen, u.a. vor,

„von einer feministischen, an Rechten orientierten Sprache überzugehen zu einer Sprache, die Bildung, Ausbildung und Partizipation bei der Rekonstruktion in den Vordergrund rückt und sich so auf einen modernistischen Entwicklungsdiskurs bezieht.“ (S. 281)

Dass in der muslimischen Gesellschaft Nord-Nigerias Hausa-Frauen bei Ehestreitigkeiten Scharia-Gerichte zu ihrem persönlichen Vorteil nutzen, obwohl sie andere nationale Gerichtshöfe in Familienangelegenheiten wählen könnten, wird im Artikel von *Fatima Adamu* ausführlich dargestellt. Seit aus politischen Gründen (Korruption, Armut u.ä.) der Geltungsbereich der Scharia immer wieder auch für Zivil- und Strafrecht eingefordert und 1999 darauf ausgeweitet wurde, kristallisiert sich an den Scharia-Gerichtshöfen jedoch eine unrechtmäßige Klassen- und Gender-Voreingenommenheit heraus: Die Scharia trifft in erster Linie die Armen und bei ‚Unzucht‘ werden Frauen meist allein verurteilt und bestraft, ohne dass Umstände wie eine Vergewaltigung berücksichtigt würden. In diesem Text hätte ich es – v.a. als eine mögliche politische Implikation – günstig gefunden, kurz darauf hinzuweisen, dass *eine* allgemein gültige Scharia eigentlich gar nicht existiert. Vielmehr gibt es vier so genannte Rechtsschulen, die unterschiedliche Auslegungen als ‚Scharia‘ begreifen. Steht z.B. bei der in Nord-Nigeria angewandten Rechtsschule auf nachweislichen Ehebruch die Todesstrafe durch Steinigung, so wird Ehebruch in anderen Rechtsschulen ‚nur‘ mit hundert, nicht-tödlichen Peitschenhieben geahndet.

Die Diskurse um ‚den‘ Islam können aber auch Handlungsspielräume und das *empowerment* von Frauen erweitern. Wurde unter Mustafa Kemal Atatürk

die Frauenfrage für die laizistische Staatsbildung der Türkei funktionalisiert und gegen das Kopftuch als Symbol von ‚Rückständigkeit‘ polemisiert, erfährt Letzteres heute eine positive Umdeutung. Die „islamische Bedeckung“, wie *Renate Kreile* deutlich macht, wird als Zeichen einer sozialen Unterscheidung eingesetzt, die den moralisch fragwürdigen Lebensstil der kemalistisch geprägten Machtelite zugunsten eines neuen Wertesystems anfigt. Gleichzeitig ist sie Symbol einer vereinheitlichenden, klassenübergreifenden Identität und Solidarität. Aus der Sicht der gebildeten, jungen Frauen, die diese Ideologie mittragen, sollen gerade die so genannte islamische Kleidung und das Kopftuch ihnen die Möglichkeit bieten, die angestrebte Geschlechtersegregation faktisch aufzuheben und symbolisch fortzuführen, um politisch und beruflich aktiv sein zu können. Damit sind die Frauen sozialmoralisch abgesichert und empfinden dies nicht als unterdrückerisch, sondern als Befreiung von den Zwängen der Mode- und Konsumindustrie.

Gudrun Lachenmann analysiert die heterogene Einbettung und Vereinnahmung von Frauen in bäuerlichen, Nichtregierungs- und Frauenorganisationen überwiegend muslimischer Länder Westafrikas. Vor allem im Senegal spielten bisher muslimische Bruderschaften und bäuerliche Organisationen, in denen sich Frauen überaus stark beteiligen, eine wichtige Rolle in der Vermittlung zwischen lokaler Bevölkerung und säkularem Staat, damit „nicht zuletzt auch Frauen, nicht Probleme hinsichtlich moralischer und religiöser Regeln bekommen.“ (S. 323) Neuerdings werden aber durch staatliche Dezentalisierungsmaßnahmen und Demokratisierungsbemühungen Frauen tendenziell aus der nationalen Politik, stärker noch aus der lokalen Selbstverwaltung und Marktregulierung ausgeschlossen, wo sie traditionell neben intensiver Wirtschaftstätigkeit und Entwicklungsanstrengungen sehr aktiv sind.

Muslimische Geschlechterbeziehungen werden außerdem durch ökonomisch unentbehrliche Arbeitsmigration re-konzeptualisiert. *Petra Dannecker* beschreibt, welche Auswirkungen das in Bangladesh auf weibliche Migration zurückzuführende, neu formulierte Konstrukt einer ‚guten‘ Muslima auf die Migrantinnen hat. Und als letzter Beitrag zum Thema *Gender* und Islam in dieser Ausgabe zeigt die sehr kluge Diskussion von *Katajun Amirpur*, die selbst kein Kopftuch trägt, warum die Gleichung „Schleier = Frauenunterdrückung“ (S. 363) in den aktuellen europäischen Debatten nicht aufgeht.

Vor dem Hintergrund, dass in vielen überwiegend muslimischen Gesellschaften ‚der‘ Islam als Gegenmodell zum Westen bzw. zur Verwestlichung zunehmend an politischer Bedeutung gewinnt, will das Editorial der Zeitschrift *Peripherie* in dem hier vorgestellten Band darauf aufmerksam machen, dass die Politisierung des Islam in den einzelnen lokalen, regionalen und kulturellen Zusammenhängen grundsätzliche Unterschiede aufweist, insbesondere hinsichtlich der Situation von Frauen. Jedoch könne man in vielen Gesellschaften eine Entwicklung beobachten, „in der der Diskurs um einen globalen Islam zu einer Homogenisierung dieser Lebenswelten führt und lokale Praktiken (...) in Frage gestellt werden“ (S. 260).

Leider wird an der Stelle nicht genau ausgeführt, in welcher Hinsicht genau von einer ‚Homogenisierung von Lebenswelten‘ die Rede sein kann. Den allzu plakativ eingespielten Diskurs um ‚einen authentischen‘, ‚einen globalen Islam‘ möchte ich daher zumindest in Zweifel ziehen. Meiner Ansicht nach muss zwischen ‚authentisch‘-traditionalistischen und ‚authentisch‘-reformerischen Ansätzen innerhalb des politisierten Diskurses um Islam unterschieden werden. Mit Ersterem meine ich Ansätze, die strikt patriarchal ausgerichtete Interpretationen des Islam favorisieren, mit Letzterem Ansätze, die sich unter Berufung auf islamische Primärquellen auch für eine elementare (Wieder-)Verbesserung des Status und der Lebenssituation von Frauen einsetzen. Die notwendige Differenzierung im Rahmen des genannten Diskurses wird in der Summe der vorliegenden Beiträge zumindest implizit vorgenommen. So ist diese Textsammlung nicht zuletzt aufgrund der Heterogenität ihrer Themen sehr zu empfehlen.

Antonia Ingelfinger

„I appropriate therefore I am“ – Künstlerinnen der Gegenwart

Isabelle Graw: *Die bessere Hälfte. Künstlerinnen des 20. und 21. Jahrhunderts*, Köln 2003 (DuMont Literatur und Kunst Verlag, 272 S., 24,90 €).

Seit den 1980er Jahren etablieren sich verstärkt Künstlerinnen auf dem internationalen Kunstmarkt, nachdem sie dort lange Zeit eher die Ausnahme bildeten. Ganz zu schweigen von der Kunstgeschichtsschreibung, aus der sie über die Jahrhunderte fast vollständig ausgeschlossen waren, da Frauen traditionell ein Mangel an Originalität zugeschrieben wird, was bekanntlich zu den zentralen Mythen der künstlerischen Produktion zählt. Was ist also geschehen? Wird Künstlerinnen gegen Ende des 20. Jahrhunderts plötzlich Originalität zugetraut und bescheinigt, oder haben sich einfach ‚nur‘ die Bewertungsparameter künstlerischer Leistung radikal verändert? Wenn man der Kunstkritikerin, Herausgeberin und Redakteurin der Zeitschrift *Texte zur Kunst*, Isabelle Graw, glauben darf, trifft vor allem Letzteres zu. Denn die vermehrte Gegenwart anerkannter Künstlerinnen in Museen und auf dem Kunstmarkt fällt mit der Etablierung der *Appropriation Art* zusammen, die nach der in dieser Kunstrichtung praktizierten künstlerischen Strategie der expliziten Aneignung von ‚Vorbildern‘ benannt ist.

Graws ansprechend gestaltetes, mit zahlreichen Schwarz-Weiß-Abbildungen angereichertes Buch geht der Frage nach, warum erfolgreiche Künstlerinnen erfolgreich sind. Verteilt auf drei thematische Kapitel stellt sie zu diesem Zweck eine Anzahl von Künstlerinnen des 20. Jahrhunderts mit dem Schwerpunkt der 80er und 90er Jahre vor, die es in der Kunstszene und auf dem Kunstmarkt ‚geschafft‘ haben. Hierzu gehören u.a. Georgia O’Keeffe, Meret Oppenheim, Louise Lawler,

Sherrie Levine, Cindy Sherman, Barbara Kruger, Agnes Martin, Cosima von Bonin, Eva Hesse, Hanne Darboven, Bridget Riley und Rosemarie Trockel. In den drei Kapiteln erörtert sie deren künstlerische Strategien (1. Die Kunst der Aneignung), die Bedeutung von Kunstzentren für deren Erfolg (2. Frauen am Machtpol) und das Konzept der ‚Ausnahmefrau‘ (3. Ausnahmefrauen), das nach wie vor die Rezeption erfolgreicher Künstlerinnen bestimmt. Dabei geht es ihr, nach eigenen Aussagen, in erster Linie darum, die Arbeiten der vorgestellten Künstlerinnen auf ihre Bezüge „zu den jeweils als dominant erachteten künstlerischen Konventionen“ (S. 11) zu untersuchen, sie demnach also nicht im luftleeren Raum und isoliert vom Kunst-Kontext ihrer Schaffenszeit zu betrachten, wie dies, Graw zufolge, zahlreiche feministisch orientierte Darstellungen bedeutender Frauen tun. Sie verortet die Künstlerinnen anhand ihrer Werke und ihrer künstlerischen Verfahrensweisen in Kunstrichtungen oder -Gruppierungen und gibt deren Status innerhalb komplexer Beziehungsgeflechte an. Außerdem betont sie die strategische Relevanz von Selbstinszenierung und -vermarktung gerade auch für Künstlerinnen. Diese benötigen offenbar ein Gespür dafür, was von ihnen erwartet wird, um erfolgreich zu sein, bzw. wie sie sich auf keinen Fall verhalten dürfen – Taktik ist demnach eine notwendige Voraussetzung für Anerkennung und Erfolg. Das Etikett der ‚Ausnahmefrau‘ erweist sich für die als solche bezeichneten Künstlerinnen zwar auf den ersten Blick als Auszeichnung, impliziert es doch, dass es hier einer Frau gelungen sei, über ihr beschränkendes ‚Frausein‘ hinaus zu wachsen und geschlechtsneutrale Kunst zu produzieren. Auf den zweiten Blick wird mit diesem Begriff jedoch ein weiteres Mal das Vorurteil, dass Frauen an und für sich zu keinen großen Leistungen in der Kunst fähig sind, zementiert – die Ausnahme bestätigt hier also die Regel. Isabelle Graw diskutiert diese Problematik und thematisiert das subtile Diskriminierungspotential dieses bei erfolgreichen Künstlerinnen immer noch häufig bemühten Konzepts.

Problematisch erscheinen in Graws Darstellung zwei Thesen, mit denen sie den Erfolg von Künstlerinnen zu erklären versucht. Die eine betrifft die Frage, warum Künstlerinnen gerade mit dem Aufkommen der *Appropriation Art* auf dem Kunstmarkt Fuß fassen können, die andere bezieht sich auf die Partizipation von Künstlerinnen in klar umrissenen künstlerischen Gruppierungen und ihre damit verbundene erhöhte Chance auf Anerkennung. So argumentiert Graw z.B. folgendermaßen, um die Attraktivität der *Appropriation Art* für Künstlerinnen zu erklären:

„Das Prinzip Aneignung kann mit einigem Recht als *einzig* Möglichkeit angesehen werden, sich zu einem dominanten Rahmen innerhalb einer auf Besitz gerichteten Gesellschaft zu verhalten. Deshalb ist ihm auch eine existentielle Notwendigkeit eingeschrieben. Erst der Bezug auf einen dominanten Rahmen schafft nämlich die Voraussetzungen dafür, dass der eigene Beitrag zur Kenntnis genommen und *anerkannt* werden wird. Künstlerische Aneignung wäre demnach auch eine Technik, die Anerkennung verheißt, respektive in Aussicht stellt.“ (S. 35, Hervorhebung im Original)

Was sich zunächst wie ein einfaches Erfolgsrezept anhört, wirft auf den zweiten Blick grundsätzliche Fragen auf: Können sich Künstlerinnen nur mittels offensiver Aneignungsgesten im Bereich der Kunst etablieren, wogegen eine genuin eigene Setzung unmöglich ist? Graws „Faustregel“ für das 20. Jahrhundert, „dass die Anzahl beteiligter Künstlerinnen proportional zur internen Reglementierung der jeweiligen künstlerischen Formation steigt“ (S. 56) unterstreicht diesen Eindruck noch. Hier klingt an, dass Künstlerinnen nur dann eine Chance haben, wenn sie sich auf Gebiete begeben, die bereits abgesteckt sind. Wenn sie also, anstatt grundsätzlich Neuland zu betreten, künstlerische Strategien, die bereits erfolgreich sind, sich aneignen und weiterentwickeln. Das klingt ganz so, als bräuchten Frauen Konventionen und Schemata, enge Grenzen und Vorgaben, um künstlerisch tätig sein zu können. Auch wenn ich der Autorin nicht unterstellen möchte, sie vertrete diese Meinung, können manche ihrer Ausführungen leicht in dieser Richtung missverstanden werden. An dieser Stelle fehlt mir eine klare Problematisierung und Bewertung der Situation, z.B. im Hinblick auf die institutionellen Gesetzmäßigkeiten oder im Hinblick auf eine rezeptionskritische These.

Eine weitere Unzulänglichkeit des Buches sind die fehlenden Abbildungen von Vergleichsbeispielen, was angesichts des als zentral verstandenen Verfahrens der künstlerischen Aneignung von Vorbildern verwundert. Die LeserIn muss, um der Autorin im einzelnen zu folgen, in der Kunstgeschichte und speziell im zeitgenössischen Kunstgeschehen zu Hause sein oder sich das entsprechende Vergleichsmaterial selbst zusammensuchen. Dasselbe gilt für die knappe Darstellung eines recht großen Umfangs von Künstlerinnen, die meist nur bestimmte Aspekte des jeweiligen Schaffens unter spezifischen Fragestellungen beleuchtet. LeserInnen ohne breiteren kunsthistorischen Hintergrund dürften dies als Manko empfinden. Dass zeitweise Kunstwerke ausführlicher besprochen werden, zu denen sich gar keine Abbildungen finden, oder Abbildungen von Werken unkommentiert bleiben, die sich der BetrachterIn nicht unmittelbar erschließen und in der Darstellung auch nicht weiter in Erscheinung treten, ist ebenfalls zu bemängeln. Vollends unverständlich erscheint mir die Tatsache, dass im gesamten Buch weder Angaben zur Medialität bzw. Materialität noch zu den Ausmaßen der abgebildeten Kunstwerke gemacht werden. So finden sich bei den durchweg schwarz-weißen Abbildungen im Bereich der Fotografie z.B. keine Hinweise darüber, ob es sich im Original um Farb- oder Schwarz-Weiß-Fotografien handelt. Solche Angaben sind aber für KunsthistorikerInnen, an die sich das Buch offenbar richtet, unerlässlich.

Trotz der genannten Mängel erscheint mir das Buch insgesamt lesenswert, wartet es doch mit Informationen über eine Menge zeitgenössischer Künstlerinnen aus den verschiedensten Bereichen auf und wirft Schlaglichter auf deren Erfolgsgeschichte.

Ulle Jäger

Konstruktivistische Geschlechterforschung als Theoriebaustelle und Ort der konstruktiven Auseinandersetzung

Urte Helduser, Daniela Marx, Tanja Paulitz, Katharina Pühl (Hrsg.): *under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*, Frankfurt/M. 2004 (Campus, 292 S., 29,90 €).

Seit einigen Jahren ist das Verständnis von Geschlecht als Konstruktion forschungsleitend in der Frauen- und Geschlechterforschung. Trotz dieser gemeinsamen Grundüberzeugung gibt es nicht nur einen, sondern viele, theoretisch-methodisch unterschiedliche konstruktivistische Ansätze. Neben einer Bestandsaufnahme dieser verschiedenen Konzepte ist es Ziel von *under construction*, einem auf eine Tagung zurückgehenden Sammelband, diese Ansätze in einer feld- und disziplinenübergreifenden Diskussion (wieder) miteinander ins Gespräch zu bringen. Damit soll die konstruktive Auseinandersetzung jenseits von einzelnen Untersuchungen neu belebt werden. Titel und Einleitung des Sammelbandes arbeiten mit der Metapher der Theoriebaustelle. Als eine solche hat sich nach Ansicht der Herausgeberinnen die Diskussion um die Konstruktion der Kategorie Geschlecht in den letzten Jahrzehnten entwickelt. Ihre Diagnose: Die lebhafteste Debatte der 90er Jahre ist übergegangen in eine Segmentierung der verschiedenen Ansätze. Versuche, die Gesamtbaustelle im Blick zu behalten, sind rückläufig. Gleichzeitig sind sie aber notwendig, sollen wissenschaftliche Produktivität und politische Relevanz konstruktivistischer Ansätze in einer interdisziplinären Perspektive kritisch reflektiert werden. Genau diese Reflexion nimmt sich der Sammelband vor.

Die Einleitung der Herausgeberinnen beginnt mit einer Bestandsaufnahme und Differenzierung des Begriffes ‚Konstruktion‘. Neben der viel diskutierten Richtung des Butler’schen Dekonstruktivismus im Sinne der Geschlechterperformativität steht dabei nicht nur der sozialwissenschaftliche Ansatz des *doing gender*, es wird auch daran erinnert, dass z.B. Theresa de Lauretis und Donna Haraway je eigene Begriffe von Geschlechtskonstruktion entwickelt haben. Daneben gibt es im Bereich der naturwissenschaftlichen Geschlechterforschung ein Verständnis von Konstruktion, das stärker erkenntnistheoretische Fragen in den Mittelpunkt stellt. Neben dieser Differenzierung stellen die Herausgeberinnen ihre Thesen über die gemeinsamen Grundlagen des Konstruktionsgedankens vor. Dazu gehören die Kritik von Essentialismen, die Radikalisierung von Subjektkritik und die mit dieser einhergehende konzeptuelle Neufassung von Subjekt und Subjektivität. Schließlich geht es um eine veränderte Auffassung des Verhältnisses von Subjekt und Politik und damit des Begriffs des Politischen an sich. Gerade die Bedeutung des politischen Anspruchs konstruktivistischer Perspektiven wird besonders hervorgehoben.

Der Hauptteil gliedert sich in vier Teile. Zunächst kommen Vertreterinnen aktueller Positionen der feministischen Konstruktionsdebatte zu Wort. Dieser einführende erste Teil ist insofern besonders gelungen, als er die Vielzahl feministischer Konstruktivismen und Positionen verdeutlicht. Neben dem Ansatz des *doing gender* und dem performativen Verständnis von Geschlecht, die gleich ausführlicher besprochen werden, sind verschiedene andere Positionen und Auffassungen der Konstruktionsthese vertreten. So wird der systemtheoretische Aspekt durch Astrid Deuber-Mankowsky abgedeckt, Mona Singer steht für die feministische Wissenschaftstheorie, Anette Barkhaus und Anne Fleig thematisieren das Stichwort Materialität und damit den Aspekt der Leiblichkeit, und Tanja Paulitz beschäftigt sich mit dem Konstruktionsbegriff im Bereich der Technik(-wissenschaften). Zwei Artikel aus diesem ersten einführenden Teil möchte ich im Folgenden ausführlich vorstellen, und zwar die Beiträge von Andrea Maihofer und Judith Butler.

Maihofer skizziert in „Geschlecht als soziale Konstruktion – eine Zwischenbetrachtung“ die Folgen der Konstruktionsthese für die Geschlechterforschung und stellt Überlegungen zu Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen Goffman und Butler an. Ihr Beitrag stellt somit eine Verbindung von *doing gender* und einem performativen Verständnis von Geschlecht dar. Mit der Auffassung, Geschlecht sei konstruiert, kommt es ihrer Ansicht nach zu einer enormen Erweiterung des Gegenstandsbereichs, denn

„[a]lle Aspekte von Geschlecht kommen nun als mögliche Momente der gesellschaftlichen Organisation und Konstruktion von Geschlecht, als vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Elemente der jeweiligen Geschlechterarrangements in den Blick.“ (S. 34)

In diesem Sinne geht es Maihofer um eine Kombination von Geschlechterforschung und Gesellschaftstheorie. In der Beschäftigung mit dieser Kombination rückt sie die Frage nach dem *Wie* der Konstruktion erneut in den Vordergrund. Dieses *Wie* bleibt ihrer Ansicht nach in den gängigen Analysen von Geschlecht als Prozesskategorie im Sinne des *doing gender* bislang eher diffus. Das liege daran, dass Aspekte der (sozialisatorischen) Materialisierung und Effekte auf der Ebene des Subjekts gegenüber strukturellen Aspekten im Hintergrund der Analyse stehen. Wenn auf vorhandene geschlechtsspezifische Eigenschaften, Kompetenzen oder psychische Strukturen der Individuen komplett verzichtet werden soll, so gilt es nach Maihofer die Frage zu beantworten, wie „soziale Situationen und Interaktionen Geschlecht bzw. geschlechterdifferentes Verhalten hervorbringen, ohne auf vorgängige geschlechtsspezifische Eigenschaften der Individuen zurückzugreifen?“ (S. 36).

Hier hilft Goffmans „Das Arrangement der Geschlechter“ weiter. Nach Goffman enthalten soziale Situationen „Mechanismen und Strukturen, die die Individuen immer wieder geschlechtsspezifisch handeln und damit ständig neu Geschlechterdifferenz entstehen lassen“ (S. 37). Diese Mechanismen setzten ein *doing gender* in Gang, ohne geschlechtsspezifische Eigenschaften vorauszusetzen. Im Gegenteil, diese vermeintlichen Eigenschaften werden nach Goffman als Effekt

in einem Naturalisierungsprozess erzeugt, den er mit dem Begriff der institutionellen Reflexivität fasst. Doch der interaktionistische Ansatz alleine reicht Maihofers Ansicht nach nicht aus, und so arbeitet sie Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Goffmans Verständnis von Geschlecht und Judith Butlers Konzept von Geschlecht als performativem Akt heraus. Während bei Goffman soziale Interaktionen im Mittelpunkt der Analyse stehen, rückt Butler Diskurse und die durch diese konstituierten Geschlechternormen ins Zentrum. Goffman lenkt das Augenmerk auf Handlungsabläufe und Körperpraxen, Butler auf Subjektivierungs- und Geschlechtsidentitätsbildungsprozesse. Abschließend plädiert Maihofer dafür, die Kombination bei der Herangehensweisen weiterzuentwickeln.

Der nächste Aufsatz stammt von Judith Butler. Es handelt sich um einen übersetzten und dabei leider gekürzten Auszug aus *Undoing Gender* (2004). Butler rückt unter der Überschrift „Gender-Regulierungen“ die Frage nach dem Verständnis von Normen und ihrer Bedeutung für die Produktion von Geschlecht in den Vordergrund. Die Analyse konkreter (z.B. rechtlicher oder psychiatrischer) Regulierungen setzt meist bereits ein Geschlecht voraus, das dann der Regulierung unterworfen wird. Im Unterschied dazu und im Anschluss an Foucault rückt Butler die Produktion von Geschlecht durch Regulierungen in den Vordergrund. Sie vertritt die These, dass „das geschlechtlich markierte Subjekt gerade dadurch entsteht, dass es der Regulierung unterworfen wird“ (S. 45). Folglich schlägt sie vor, Subjektivierung als Prozess zu verstehen, durch den Regulierungen *gender* produzieren. Im Unterschied zu Foucault versteht sie dabei die Produktion von Geschlecht nicht als lediglich ein Beispiel für die Wirkweise einer übergeordneten regulatorischen Macht. Das regulatorische Dispositiv selbst, das Geschlecht regiert, ist genderspezifisch. Butler geht davon aus, „dass *gender* sein eigenes unverwechselbares regulatorisches und disziplinarisches Regime erfordert und einführt“ (S. 45). Will man dieses Regime analysieren, ist es ihrer Ansicht nach notwendig, ein erweitertes Verständnis von Norm zugrunde zu legen. Es geht also nicht um eine Analyse der normativen Vorstellung von Männlichkeit und Weiblichkeit, denn eine Gleichsetzung von *gender* mit männlich/weiblich ist für Butler selbst ein Akt der Naturalisierung. Stattdessen geht es darum, die Unabgeschlossenheit der Norm im Blick zu behalten und auch solche Ausdrucksformen von *gender* in die Analyse mit einzubeziehen, die „nicht ganz männlich und nicht ganz weiblich“ sind (S. 46). Für Butler sind „jene Spielarten von *gender*, die nicht in das binäre Muster passen (...) ebenso Teil von *gender* wie jedes seiner zutiefst normativen Beispiele“ (S. 46). Sie plädiert also im Sinne der *Queer Theory* für eine Erweiterung der konstruktivistischen Perspektive auf Möglichkeiten von *gender*, die nicht durch Formen hegemonialer Heterosexualität vorbestimmt sind.

Der Darstellung weiterer konstruktivistischer Positionen (Wetterer, Deubermankowsky, Singer, Barkhaus/Fleig, Paulitz) folgt im zweiten Teil des Buches eine Sammlung von Aufsätzen, die drei inhaltlichen Bereichen zugeordnet sind: In „Körper, Sexualität/en und Identität/en“ geht es um Fragen der Naturalisierung und Normalisierung (mit Beiträgen von van Treeck, Dornhof, Woltersdorff, Liebsch).

In „Politiken und Ökonomien“ werden Fragen der Konstruktion von Geschlecht im gesellschaftlich-politischen Kontext behandelt (mit Beiträgen von Pühl/Sauer und Caglar). Und schließlich geht es unter der Überschrift „Visualisierungen, Repräsentationen, Ästhetiken“ um Techniken der Darstellung von Geschlecht (Gutierrez Rodriguez, Schaffer, Pewny, Helduser). Diese drei thematisch gegliederten Kapitel bieten einen guten Überblick über die Vielfältigkeit und Produktivität konstruktivistischer Ansätze in verschiedenen Feldern.

Abgerundet wird der Sammelband durch eine kommentierte Bibliografie, die Daniela Marx zusammengestellt hat. Dort sind seit 1990 erschienene paradigmatische Beiträge zur deutschsprachigen Debatte in der Frauen- und Geschlechterforschung vertreten. Das gewählte Raster trägt sehr zu Übersichtlichkeit und Klarheit bei und erlaubt eine gute Orientierung. Für diejenigen, die sich gerne intensiver mit aktuellen konstruktivistischen Ansätzen beschäftigen möchten, bietet das Buch auch aufgrund dieses Fundus einen guten Ansatzpunkt.

Insgesamt handelt es sich um einen Sammelband, der Theorie und Empirie aktueller Geschlechterforschung in einen gemeinsamen Kontext stellt und einen breit angelegten Versuch unternimmt, verschiedene Bedeutungen von Konstruktion miteinander zu verknüpfen. Die einzelnen Beiträge sind eher heterogen, was Vor- und Nachteile mit sich bringt. Ein Vorteil ist sicherlich, dass nur so ein breites Spektrum abgedeckt werden kann, ein Nachteil dürfte sein, dass in der verdichteten Form viele der eher komplexen Argumentationen – je nach Vorwissen – unterschiedlich gut nachzuvollziehen sind. Auch wenn hier die Autorinnen nicht auf die Weise miteinander ins Gespräch kommen können wie das auf der Tagung möglich war, vermittelt der Band einen guten Eindruck vom aktuellen Stand der Dinge, sowohl was mögliche Übereinstimmungen als auch was offene Fragen und Meinungsverschiedenheiten anbelangt. Auf den weiteren Austausch und die Diskussionen (und Streitgespräche) der verschiedenen ‚Arbeiterinnen‘ und ‚Arbeiter‘ auf der Theoriebaustelle ‚Konstruktion‘ dürfen wir gespannt sein.

Angela Kaupp

Theologische Gender-Forschung – erste Schritte zu einer aktuellen Forschungsperspektive

Irene Dingel (Hrsg.): *Feministische Theologie und Gender-Forschung. Bilanz – Perspektiven – Akzente*, Leipzig 2003 (Evangelische Verlagsanstalt GmbH Leipzig, 232 S., € 18,80).

Anders als es der Titel vermuten lässt, handelt es sich nicht um eine Art Kompendium, sondern um die Ergebnisse einer Ringvorlesung an der Johannes-Gutenberg Universität Mainz im Sommersemester 2002, in der Theologinnen und Vertreterin-

nen benachbarter Wissenschaften Einblick in den Stand und Ertrag *gender*-spezifischer Fragestellungen geben.

In ihrer biografisch orientierten Einführung zeichnet die im vergangenen Jahr verstorbene Dorothee Sölle die Probleme der ersten Generation feministischer Theologinnen im deutschsprachigen Bereich und die Auseinandersetzung mit feministischen Themen bis heute auf. In aktuellen Ansätzen sieht Sölle die Gefahr, dass eine „Überbetonung der ‚difference‘“, im Widerspruch zu einer „Theologie des Lebens“ (S. 18) steht, die sich durch gegenseitiges *empowerment* auszeichnet und „gegenseitiges Angewiesensein (...) als Grundbedingungen des biologischen Lebens“ (S. 21) versteht.

Irmtraud Fischer (Erstes Testament) und Angela Standhartinger (Neues Testament) geben einen sehr guten Einblick in die Etappen der feministisch theologischen Theorieentwicklung in den Bibelwissenschaften. Stand zunächst die Erforschung unbekannter biblischer Frauengestalten im Vordergrund, so geht es heute darum, androzentrische Konstruktionen und Rekonstruktionen im Gesamttext herauszuarbeiten. Am Beispiel der „Prophetinnen der Hebräischen Bibel“ zeigt Fischer, wie die christliche Betonung der ‚Schriftprophetie‘ Prophetinnen der ‚Geschichtsbücher‘ in den Hintergrund verbannt, trotz deren sozialgeschichtlich erweisbarer Bedeutung. Standardingers Ausführungen zur „Schleierfrage“ (1 Kor 11) skizzieren die Entwicklung feministischer Exegese hin zu einer Paulus-Auslegung, die nicht nur kontextgebundene Aussagen des Verfassers aktuell zu verstehen sucht, sondern perspektivisch von den Adressatinnen her denkt, deren Konturen durch die Analyse sichtbar werden sollen.

Einen kirchengeschichtlichen Zugang entfaltet Ruth Albrecht entlang der drei wissenschaftlichen Bezugsgrößen ‚Feministische Theologie‘, ‚Geschichtswissenschaft‘ und ‚Kirchengeschichte‘. Exemplarisch konzipiert die Autorin am Beispiel protestantischer Pietismusforschung vier Arbeitsmodelle für eine weitere Erforschung historischer Geschlechterkonstruktion im Blick auf Religion.

Die systematische Theologin Helga Kuhlmann setzt sich in ihren „Überlegungen zu einer ‚frauengerechten‘ Rechtsfertigungstheologie“ (S. 97) mit einem Herzstück lutherischer Theologie auseinander, die von feministischen Ansätzen häufig kritisiert wird. Kuhlmann fordert eine androzentrismuskritische Prüfung und legt den Gehalt einer Theologie dar, deren Kernstück weniger eine ‚passive Gerechtigkeit‘ ist, als vielmehr eine ‚rezeptive‘: Gottes Geschenk der Rechtfertigung kommt nicht zu ihrem Ziel, wenn sie einem Menschen gegeben wird, sondern erst dann, wenn dieser sie annimmt, an sie glaubt. Die Autorin konkretisiert diese Konzeption, indem sie mögliche Missverständnisse der Rechtfertigungslehre im Blick auf die Lebenssituation von Frauen herausarbeitet. Sie kommt zu dem Schluss, dass eine *gender*-sensible Rechtfertigungstheologie eine Erweiterung traditioneller Ansätze darstellt, ohne sie überflüssig werden zu lassen.

Elisabeth Conradi kontrastiert das „Zukunftsprogramm‘ feministischer Ethik“ (S. 156) von Alison M. Jaggar mit dem Modell von Seyla Benhabib, die „über die ‚Befreiung der Frauen‘ hinaus eine ‚Befreiung der Menschen‘“ erreichen möchte (S. 158). Conradi diskutiert die Frage, inwieweit eine *Care*-Ethik (vgl. Carol

Gilligan) ein feministisches Projekt ist und sieht die Veränderung kritikwürdiger Konventionen und die Veränderung durch interrelationale und kollektive Prozesse als notwendige Voraussetzungen. In Conrads Ansatz einer *Care*-Ethik kommt der Begegnung der beteiligten Personen größere Bedeutung zu als der Entscheidung eines ‚autonomen Subjekts‘ (S. 173 f).

Sybille Becker stellt fest, dass die wissenschaftliche feministische Theorieentwicklung in der Praktischen Theologie erst begann, nachdem zuvor geschlechterdiskriminierende Praxis kritisiert wurde. Während inzwischen theoretische Ergebnisse zu weiblicher Religiosität vorliegen, bleibt das Verhältnis von Religion und Mannsein ein Forschungsdesiderat.

Die Situation von Juden unter der Perspektive der religiösen Lebensgestaltung und ihrer Auswirkungen auf die Geschlechterkonstruktion ist in Deutschland über weite Strecken unbekannt. Daher erhellt der Beitrag von Monika Richarz zur Situation jüdischer Frauen in der deutschen Gesellschaft einen Aspekt gesellschaftlichen Wandels vom 18.-20. Jahrhundert. Aufgrund religiöser Vorgaben unterschied sich die Geschlechterkonstruktion im jüdischen Milieu in der Zeit vor der Aufklärung explizit von der christlichen. Erst danach führen bürgerliche Vorstellungen zu einer Angleichung von jüdischem und christlichem Lebensideal mit ihren jeweiligen Geschlechterkonstruktionen.

Christa Heilmann stellt aus sprachwissenschaftlicher Sicht die Konstruktion von Geschlecht über Sprache und Sprechen vor. Die Autorin beschreibt die Theorieentwicklung von der Defizithypothese, die von Frauen forderte, um des Einflusses willen die Normen männlichen Sprechens zu erlernen, über die Differenzhypothese, die von geschlechtsbedingt unterschiedlichen (angeborenen?) Gesprächsstilen ausging, zur *doing-gender*-Hypothese in sprachlichen Interaktionen. Heilmann kommt zu dem Ergebnis, dass dem Kriterium des Statusunterschieds größere Bedeutung für die Häufigkeit der Gesprächsübernahme zukommt als dem Geschlecht. Es bleibt jedoch offen, inwieweit die Statusunterschiede und eingenommenen sozialen Rollen in Wechselwirkung mit Geschlechtsunterschieden stehen.

Bettina Heintz zeigt aus soziologischer Perspektive die Entwicklung einer wachsenden weltweiten Anerkennung von Gleichberechtigung auf, die sich auch in der Ratifizierung der Frauenrechtskonventionen niederschlägt. Voraussetzung hierfür ist die Ausbildung ähnlicher institutioneller Muster, unabhängig von wirtschaftlichen oder nationalen Unterschieden. Die Autorin arbeitet heraus, dass die Konventionen häufig eine symbolische Bedeutung haben und nicht direkt mit Strukturveränderungen verbunden werden, wodurch sich Ungerechtigkeiten lange halten können.

In dem Buch bündelt sich eine thematische und methodische Vielfalt theologischer Disziplinen und deren Ansätze geschlechterbezogener Differenzierungen. Der Anspruch, „Bilanz – Perspektive – Akzente“ (vgl. Untertitel des Buches) unter der Perspektive von Frauen- und Geschlechterforschung aufzuzeigen, ist in einigen Beiträgen sehr nachvollziehbar geschehen und es wäre überzogen, eine inhaltliche Gesamtlinie der Artikel zu fordern. Die protestantische Verortung der meisten Autorinnen lässt an einigen Stellen den Wunsch nach einer überkonfessionell-

erweiterten Themenbearbeitung aufkommen. In der Mehrzahl der Artikel wurden, über ein feministisch-theologisches Vorgehen hinaus, theologische Fragestellungen auch unter der Kategorie geschlechtlicher Konstruktionsleistungen präsentiert. Dieser Ansatz theologischer *Gender*-Forschung ist eine weiterführende Perspektive für künftige Forschungen.

Forum

Queeres Farbebekenennen

Tagungen produzieren selten handfeste Ergebnisse. Oft bleibt das Gefühl zurück, nichts Aufregendes erfahren zu haben oder eher verwirrt als mit neuen Einsichten nach Hause zu gehen. In dieser Hinsicht war das internationale Kolloquium zu queeren Perspektiven in Kultur- und Sozialwissenschaften der *Gender Studies* in Basel erfrischend anders: *Queer* ist nicht gleich *queer*, die *Queer Studies* sind ein umkämpftes Terrain, wo so unterschiedliche Wissenschaftsverständnisse, Stile und Standpunkte in einer Weise aufeinander prallen, dass sie trotz gegenteiliger Absichtserklärungen gänzlich unvereinbar miteinander erscheinen. Dies – das ist sicherlich die greifbarste Ausbeute – manifestiert sich in den deutlich zu unterscheidenden methodischen und damit auch theoretisch angeleiteten Zugängen zu gesellschaftlicher Wirklichkeit. Man könnte sich darüber freuen. Stattdessen endete die Veranstaltung mit dem unguten Gefühl eines aneinander Vorbeiredens und Missverstehens, vielleicht auch mit dem Eindruck, sich letztlich nichts zu sagen zu haben. Das ist schade. Wenn ich im Folgenden nun einige Linien der Differenz wie auch Möglichkeiten einer Annäherung in groben Strichen skizziere, tue ich das selbstredend nicht in einem luftleeren und interessefreien Raum. Wie sollte das auch gehen? Mein Standpunkt ist konstruktivistisch unterfüttert, modernisierungstheoretisch orientiert und operiert in heteronormativitätskritischer Absicht. Locker angelehnt an Pierre Bourdieus Überlegungen zur Verbindung von Theorie, Methodologie und Empirie sowie von Strukturen und Prozessen geht es mir darum, Phänomene in ihrer empirischen gesellschaftlichen Gebundenheit und Bedingtheit zu untersuchen (ausführlicher dazu vgl. meinen Aufsatz *Heteronormativität entselbstverständlichen* in diesem Band). Und letztlich ist meine Position eine optimistische.

Was ist queer und wer gehört dazu

Das Basler Kolloquium mühte sich immer wieder mit der alles andere als originellen Frage ab, was *queer* eigentlich heißen möge. Zugespitzt formuliert: Wer hat warum Definitionsmacht über *queer*? Das birgt auch und gerade aus einer *queer*-theoretischen Perspektive jede Menge Zündstoff. Denn die akademischen Macht- und Positionskämpfe sowie das Ringen um Anerkennung der *Queer Studies* folgen – wie in der ‚normalen‘ Wissenschaft auch – der Logik territorialer Kämpfe. So gab es in Basel die schon und die noch nicht Etablierten, die geisteswissenschaftlich orientierten *Cultural Studies* und die bodenständigen Sozialwissenschaften, die in der Konferenzsprache Englisch Eloquenten und die sprachlich Unsicheren. Auffällig war auch ein Missverhältnis, das die *Queer Theory* wie ein roter Faden durchzieht, nämlich die Ablehnung einer Definition und begrifflichen Präzisierung der eigenen Wissenschafts- und Forschungspraxis. Es scheint, als gäbe es nichts Schlimmeres, als ein offenes, fließendes und schillerndes Konzept wie *queer* durch eine begriffliche Fixierung und Schließung seiner Intention des Verstörens, des Uneindeutigen und Wandelbaren zu berauben: „attempting to define what queer is (...) would be a decidedly un-queer thing to do“¹. Das ist eine bequeme Haltung. Denn *queer* ist im Zweifelsfall immer das, was man nicht benennen kann und will. Aber was ist eigentlich so schlimm daran, Farbe zu bekennen? Mit der nicht-fixierenden Vorsicht ist umgekehrt nämlich schnell Schluss, wenn es darum geht, wer zur *queer community* gehört und wer draußen bleibt. Zuschreibungen wie Kulturimperialismus, funktionalistische Rationalisierung, politische Ignoranz und Methodenfetischismus sind schnell bei der Hand, wenn es um die Schelte vermeintlich *un-queerer* Ansätze geht. „Wie *queer* muss ich sein, damit ich hier etwas sagen darf?“ war ein verzweifelter Aufschrei einer DiskutantIn, die der queeren Definitionsmacht zum Opfer gefallen war. Könnte es auch anders gehen?

Queere Theorien

Michel Foucault und Judith Butler, das sind die beiden Namen, die für eine *theoretische Grundlegung* von *queer* und daran geknüpfte Dekonstruktionsübungen mindestens fallen (müssen). Während Foucault Sexualität historisch-genealogisch als moderne Erfindung rekonstruierte, entkleidete Butler das ontologische Dreigestirn von biologischem Geschlecht, Geschlechtsidentität und sexuellem Begehren seiner vermeintlich natürlichen Grundlagen und wies den ‚Originalmodus‘ von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität als diskursiv konstruiert aus. Entsprechend waren diese beiden theoretischen Schwergewichte während des Basler Kolloquiums auch durchgängig präsent – sei es bei Diskursen zu Bisexualität, zu hetero- und homosexuellen Familien oder auch zur *Drag King* Szene.

Natürlich haben auch diese beiden CheftheoretikerInnen eines queeren Programms ihre blinden Flecken: Butler etwa wandert auf dem Grat eines diskursiven Reduktionismus, der materiale Strukturen verfestigter gesellschaftlicher Diskurse schlicht nicht mehr ernst nimmt und gesellschaftliche Machtverhältnisse in Sprache auflöst, Foucault blendet – darauf hat die feministische Kritik hingewiesen – das Verhältnis der Geschlechter und damit die Bedeutung von Geschlecht aus. Nicht schlimm, möchte man meinen, das lässt sich korrigieren. Das könnte dann aber beispielsweise heißen, diskurstheoretische Ansätze um die Analyse gesellschaftlicher (z.B. kapitalistischer) Strukturen und Institutionen oder um ethnomethodologische Beobachtungen der *Prozesse* des *doing gender* oder *doing sexuality* zu erweitern. Es geht mit anderen Worten um einen Schuss Empirie, der neben die Analyse symbolischer Deutungsmuster zu treten hat – und davon zu unterscheiden ist. Ebenso ist der von Foucault ins Zentrum gestellte machtheoretische Zugang nicht der einzige Weg einer gesellschaftskritischen Analyse und schon gleich gar nicht als sakrosankte Prämisse für die Forschung tauglich. Denn es sollte immer noch die Empirie und nicht die Vorentscheidung der Forschenden sein, die den Forschenden sagt, in welcher Weise Geschlechter, Sexualitäten, wissenschaftliche Disziplinen und Alltagsphänomene durch Machtprozesse konstruiert, verursacht, bedingt, beeinflusst oder davon gar nicht berührt werden. Entsprechend sollten Wirkungszusammenhänge wie (Kreis)Kausalitäten, Funktionalitäten, Korrelationen, Wechselwirkungen oder auch Nichtlinearitäten (was sich je nach Phänomenbereich und Untersuchungsinteresse etwa systemtheoretisch, ethnomethodologisch oder auch symbolisch-interaktionistisch beschreiben lässt) gleichermaßen in Betracht gezogen werden und ihren Platz in einem queeren Theoriebaukasten finden und haben.

Queere Methodologie

Herrscht schon kein Einvernehmen über die ‚zugelassenen‘ theoretischen Unterbauten von *queer*, ist auch keine Übereinstimmung bei der *methodologischen Frage* zu erwarten, in welcher Weise die verwendeten Theorien in Forschungspraxis zu überführen seien. So desolat ist die Lage freilich nicht: *Queer* bedeutet ja auch ein kritisches Durchdenken der eigenen Grundlagen, „eine Voraussetzung in Frage zu stellen“². Das Hinterfragen von Begriffen und Grundlagen indes ist kein Selbstzweck, die Begriffe sollen forschungspraktisch verwendbar sein. Dekonstruktion ist also etwas anderes als Destruktion, wo von begrifflichen Grundlagen nichts mehr übrig bleibt und die Tätigkeit des ‚Begriffe Auseinandernehmens‘ nach getaner Arbeit endet. So etwas mag auch der queerer Umtriebe sicherlich unverdächtige Jürgen Habermas³ gemeint haben, wenn er das Auseinandernehmen und Neuzusammensetzen von Theorien zu dem von ihm favorisierten Verfahren der Rekonstruktion erklärt. Destruktiv (oder destruktivistisch?) würde Forschung, wenn sie sich ihrer begrifflichen Grundlagen gänzlich beraubte, beispielsweise aus Angst, die

verwendeten Begriffe nicht trennscharf verwenden zu können, damit Ausschlüsse zu produzieren oder wichtige Phänomene nicht einzufangen.

Dieser Eindruck entstand etwa bei den Diskussionen zu queeren Familien, zu Inter- und Bisexualität: Völlig richtig, legitim und notwendig ist selbstredend die Frage, was denn mit diesen Begriffen noch gemeint sei – will man einem heteronormativ geprägten Alltagsverständnis nicht auf den Leim gehen. Nicht aus dem Blick geraten sollte dabei aber zweierlei: Erstens gilt es mit der Wahl von Begriffen auch die Bedeutungshorizonte des Untersuchungsgegenstandes (und das sind in diesen Fällen vor allem die subjektiven Sinnhorizonte von InterviewpartnerInnen) zu berücksichtigen und auch ernst zu nehmen. Das ist von der Analyse des gesellschaftlich geprägten symbolischen Deutungsrahmens, also der Diskurse um queere Familien, Inter- und Bisexualität analytisch zu trennen, tritt empirisch aber in verschränkter Weise auf. Zweitens geht es in solchen Forschungsprojekten immer auch darum, empirische Forschung (und nicht etwa eine literarische Sekundäranalyse) betreiben zu können. Genau dort sehe ich die Gefahr, dass sich *queer*-theoretisch motivierte Forschung in nicht endender Dekonstruktionsarbeit selbst blockiert – dass sie im Schreiben des Vorworts stecken bleibt und nie zum eigentlichen Buch kommt.

Queere Methoden?

Ich will beim Verfahren der Dekonstruktion bleiben. Denn eine Methodologiediskussion ist von der Diskussion um adäquate *Methoden* nicht zu lösen. Beim dekonstruktivistischen Geschäft geht es immer auch um Verstörung, Umstürzen etablierter gedanklicher Ordnungen und Hierarchien und Verhältnisse. Wenn dabei der Schwerpunkt auf einer Durcharbeitung, Zerlegung und Kritik von Theorien, Konzepten wie auch von sozialen und kulturellen Phänomenen liegt, müssen die Maßstäbe der Angemessenheit andere sein als bei Forschungen in empirischer Absicht. Es mag charmant klingen, sich ohne die mitunter mühsame Aneignung von Methodenkompetenzen wagemutig ins Feld zu stürzen oder gleich auf eine methodologisch abgeleitete Begründung und Verwendung der eigenen Forschungspraxis zu verzichten. Mit einem Aufruf zum hemdsärmeligen Umgang mit den unterschiedlichen, zur Verfügung stehenden Methoden und zum Ausweichen auf Anekdoten (weil sie leicht zugänglich sind?) ist für empirische Forschung indes wenig gewonnen. Trifft man sich auf einem kleinsten gemeinsamen Nenner bemühten Dilettierens, kann dieser Schuss nach hinten losgehen. Denn der subversive Aufruf zur *intellectual infidelity* rüttelt ja nicht nur an der Legitimität disziplinärer Grenzen, Hegemonien und Machtverhältnisse wie auch unterschiedlicher Methodenverständnisse. Er arrangiert sich mit einer nach wie vor ausbleibenden Anerkennung in einem wissenschaftlichen Feld, das immer noch durch Disziplinen geprägt ist und in Zukunft (als Grundlage inter- und transdisziplinärer Wissenschaftsströmungen) noch weiter bestehen bleiben wird. Ich bezweifle – und das halte ich für entscheidender –, ob sich vor dem

Hintergrund methodischen Jonglierens besseres Wissen generieren lässt. Hier sollten die *Queer Studies* Farbe bekennen, wie ernst es ihnen mit Wissens*produktion* und nicht nur mit Wissens- und Wissenschaftskritik ist. Denn ein gegenstandsadäquater Zugang erfordert die Verwendung entsprechender Methoden, die wiederum eines unterschiedlichen Aneignungsaufwands bedürfen. Die Anerkennung dieses Sachverhalts gehört zu einem respektvollen Umgang miteinander, wofür *queer* schließlich auch steht.

Anmerkungen

- 1 Nikki Sullivan: *A Critical Introduction To Queer Theory*, New York 2003, S. 43.
- 2 Judith Butler: Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘, in: Seyla Benhabib/Judith Butler/Drucilla Cornell/Nancy Fraser: *Der Streit um die Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, Frankfurt/M. 1993, S.31-58.
- 3 Jürgen Habermas: *Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus*, Frankfurt/M. 1976.

Zwischen Anspruch und Wirklichkeit

Zwei frauenpolitische Manifeste auf dem Prüfstand

In diesem Jahr feiern zwei wichtige frauenpolitische Ereignisse ihr Jubiläum: Die Peking Aktionsplattform feiert ihr zehnjähriges und die Millennium Development Goals (MDG) ihr fünfjähriges Bestehen. Diese Initiativen, die von den *Vereinten Nationen* (VN) ausgingen, müssen sich heute einer kritischen Betrachtung stellen. Für Millionen von Frauen ist es Zeit, Bilanz zu ziehen und Erfolge wie Rückschläge dieser frauenpolitischen Zielsetzung zu benennen. Sowohl die Peking Aktionsplattform als auch die MDGs sind aus der Überzeugung entstanden, dass Entwicklungsarbeit ohne die aktive Beteiligung von Frauen nicht möglich ist. Bereits auf den ersten drei Weltfrauenkonferenzen in den 70er und 80er Jahren wurden Forderungen nach mehr Engagement der VN-Mitgliedsstaaten gestellt. Der Zugang zu Bildung, medizinischer Versorgung, die Reduzierung von Armut, Maßnahmen gegen Gewalt an Frauen und viele andere frauenpolitische Themen standen auf der Agenda der VN. Aus diesem Grunde riefen die VN die Dekade der Frauen aus, um auf die Missstände hinzuweisen und die Gleichberechtigung der Geschlechter zu fördern.

1995 fand die vierte und bislang letzte Weltfrauenkonferenz in Peking statt. Es war die bis dato größte aller VN-Weltkonferenzen und neben den tausenden Regierungsdelegationen nahmen parallel ebenfalls tausende Frauen am Forum der Nichtregierungsorganisationen (NRO) teil.¹ Diese überwältigende Präsenz der Frauen untermauerte die Dringlichkeit der Einbeziehung von Frauen in Fragen der Entwicklungspolitik und mündete schließlich in einer einstimmig von der Generalversammlung verabschiedeten Aktionsplattform. Diese enthält 12 kritische Bereiche, in denen sich die Mitgliedsstaaten verpflichtet haben, Veränderungen zugunsten von Frauen vorzunehmen.² Zehn Jahre nach diesem tragenden Ereignis kann die Bilanz jedoch nur gedämpft ausfallen. Noch immer steht die Umsetzung konkreter Maßnahmen aus und in manchen Bereichen gibt es eher Rück- als Fortschritte zu vermelden. So fehlt zum Beispiel auf europäischer Ebene trotz alarmierender Opferzahlen³ eine kohärente Strategie zur Bekämpfung von Gewalt an Frauen.⁴ Aber auch Ungerechtigkeiten bei der Entlohnung⁵, geringe Beteiligung von Frauen in Entscheidungspositionen⁶ sowie stereotype Darstellungen von Frau-

en in den Medien gehören zu den fortbestehenden Problemfeldern. Zudem sind Frauen in den neuen EU-Mitgliedsstaaten von einer durch die Erweiterung bedingten Steigerung der Erwerbslosigkeit und damit einhergehend von einer drohenden Verarmung betroffen.⁷ Auch im Bereich der Gesundheit gestaltet sich die Situation nicht besser: So ist die Anzahl der in den letzten Jahren an HIV/AIDS infizierten Frauen dramatisch gestiegen⁸ und auch die Zahl der Genitalverstümmelungen hat sich nur marginal verringert. Für diesen Stillstand der Verbesserung des Zugangs zur gesundheitlichen Versorgung sind sowohl regional verhaftete Traditionen, fehlende Aufklärung, aber auch konservativ eingestellte Geberländer, wie zum Beispiel die USA, verantwortlich. Dies wurde einmal mehr auf der 49. Sitzung der *Commission on the Status of Women (CSW)* in New York zu Beginn dieses Jahres deutlich. Während dieser Sitzung, auf der Delegationen aus allen VN-Mitgliedsländern zusammenkamen, wurde die Umsetzung der Aktionsplattform zehn Jahre nach der Unterzeichnung überprüft. Der Versuch konservativer Kräfte (sowohl von Regierungen wie auch religiösen Delegationen), Einfluss auf die Verhandlungen zu nehmen,⁹ scheiterte jedoch; eine Deklaration von der CSW wurde einstimmig verabschiedet und damit die Aktionsplattform von Peking sowie die Abschlussdokumente von Peking+5 uneingeschränkt bestätigt. Dies ist zweifelsohne ein wichtiges Ergebnis, macht aber auch deutlich, dass der Spielraum für frauenpolitische Fragen sehr eng ist, wenn die jeweiligen Regierungen eine andere, konservativ ausgerichtete Position vertreten. So hehr auch die Ziele von Peking sein mögen, so sehr hängt doch die Umsetzung vom politischen Willen und nicht zuletzt von der finanziellen Unterstützung der VN-Mitgliedsstaaten ab.

Gleiches gilt für die MDGs, die während des Millennium-Gipfels der Vereinten Nationen im September 2000 verabschiedet wurden. Explizit wird die Frage der *gender equality* zwar nur in einem der acht Punkte genannt, insgesamt zieht sich dieser Aspekt jedoch wie ein roter Faden durch alle Entwicklungsziele und stellt so den Dreh- und Angelpunkt der gesamten Entwicklungsstrategie dar. Es gilt aber auch hier wie bei der Pekinger Aktionsplattform, dass weitere Anstrengungen nötig sind, um die gesetzten Ziele zu erreichen. Ein verbesserter Zugang zu Bildung und Arbeit ist dringend notwendig, um Fortschritte durch die MDGs zu erzielen. Ein Beispiel: Im Kampf gegen den Analphabetismus unter jungen Frauen würden Länder wie der Irak 74 Jahre, Pakistan 24 und Nepal immerhin noch 15 Jahre benötigen, um die gesetzte Frauen-Alphabetisierungsrate von 95% zu erreichen.¹⁰

Bei aller Nüchternheit dieser Ergebnisse steht am Ende jedoch fest, dass in den ärmsten der armen Regionen ein Fortschritt für Frauen nur innerhalb eines international agierenden Systems wie den *Vereinten Nationen* möglich ist. Nur durch den internationalen Druck der Staatengemeinschaft und ein enges Netz an Kooperationen innerhalb des VN-Systems sind Fortschritte in der Geschlechtergleichstellung

möglich. Erst die Mechanismen einer Weltorganisation und das damit verbundene öffentliche Interesse können die einzelnen Regierungen zu einer straffen Implementierung und Kontrolle der ratifizierten Verträge zwingen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Hilka Pietilä: *Engendering the Global Agenda: The Story of Women and the United Nations*, Genf 2002, S. 58.
- 2 Zu den kritischen Bereichen zählen: Frauen und Armut, Erziehung und Ausbildung von Frauen, Frauen und Gesundheit, Gewalt gegen Frauen, Frauen und bewaffnete Konflikte, Frauen und Wirtschaft, Frauen in Macht- und Entscheidungspositionen, Institutionelle Mechanismen zur Förderung der Frau, Menschenrechte von Frauen, Frauen und Medien, Frauen und Umwelt, Mädchen.
- 3 Es wird geschätzt, dass in Europa ca. 1 von 5 Frauen im Laufe ihres Lebens Gewalt durch ihren Intimpartner erfährt. Die häufigste Todesursache von Frauen im Alter zwischen 16 und 44 ist häusliche Gewalt – noch vor Krebs und Verkehrsunfällen. Vgl. Europarat, *Recommendation 1582*, 2002.
- 4 Vgl. Europäische Frauenlobby: *Beijing+10, 1995-2005: Review of the Implementation of the Beijing Platform for Action by the European Union*, Brüssel 2004, S. 46.
- 5 Im Durchschnitt verdienen Frauen in der EU-25 ca. 15% weniger als Männer bei gleicher Arbeit. Vgl. Europäische Kommission: *Gender Equality Report*, 2005, http://europa.eu.int/comm/employment_social/news/2005/feb/gender_equality_2005_report_en.pdf, S. 5.
- 6 Vgl. Europäische Frauenlobby: *Beijing+10, 1995-2005: Review of the Implementation of the Beijing Platform for Action by the European Union*, Brüssel 2004, S. 11.
- 7 Vgl. UNIFEM: *Progress of the world's women 2002. Gender Equality and the Millennium Development Goals*, Bd. 2, New York 2002, S. 2.
- 8 Vgl. UNAIDS, UNFPA, UNIFEM: *Women and HIV/AIDS: Confronting the Crisis*, New York 2004, S. 1.
- 9 So versuchten die USA u.a. Abtreibungsgegner zu mobilisieren, um Änderungen in der zu beschließenden Deklaration zu bewirken, obwohl die PfA bewusst keine Stellung zur Abtreibung an sich, sondern sich nur ganz allgemein auf reproduktive Rechte bezieht. Auch der Versuch, statt einer Bekämpfung von Mädchen- und Frauenhandel lediglich Prostitution zu verurteilen, scheiterte am Widerstand eines überraschend einstimmig sprechenden Europas (immerhin gehören dazu auch erzkatholische Länder wie Polen). All diese Initiativen hätten bei ihrer Annahme einen Schritt weit vor die 1995 erzielten Ergebnisse bedeutet und damit der liberalen Frauenbewegung erheblichen Schaden zugefügt.
- 10 UNIFEM: *The Story behind the numbers: Women and Employment*, Bratislava 2004, S. 29.

Queere Perspektiven im Spannungsfeld von Theorie und Empirie.

„Queer Perspectives in Cultural Studies and Social Sciences“ lautete der Titel eines internationalen Kolloquiums, das am *Zentrum Gender Studies* der Universität Basel am 1. und 2. Juli dieses Jahres stattfand. Vorausgegangen war dem Workshop ein einwöchiges Seminar mit Gastdozentin Prof. Judith Halberstam (University of Southern California, Los Angeles), an dem ca. 30 Studierende aus der Schweiz und Deutschland teilnahmen. Beim Workshop waren neben Judith Halberstam Wissenschaftlerinnen aus Deutschland und der Schweiz dazu eingeladen, Kurzreferate zu halten oder *work in progress* zu präsentieren. Ziel des Workshops war es, die oftmals getrennten Perspektiven der eher geistes- und kulturwissenschaftlich orientierten *Queer Theory* und empirische Arbeiten in den Sozialwissenschaften zusammenzubringen und damit verschiedene Anwendungen einer *queeren* Perspektive aufzuzeigen. Es ging somit um die Verbindung von Theorie und Empirie und damit um eine grundlegende Frage, die disziplinenübergreifend nicht nur feministische und *queere* Projekte beschäftigt.

Das Kolloquium wurde mit einem Eingangsreferat von Judith Halberstam eröffnet. Sie berichtete über aktuelle Entwicklungen im Bereich *Queer Theory* in den USA am Beispiel zweier *Queer*-Konferenzen der letzten Jahre. Auf beiden Konferenzen zeichneten sich Dominanzen in der Aneignung von *queer* ab, die für heiße Diskussionen sorgten. Im ersten Fall beschrieb Halberstam die Dominanz weißer schwuler Männer, im zweiten Fall die Dominanz US-amerikanischer WissenschaftlerInnen, obwohl es sich um eine Konferenz in Europa handelte. Auf einer eher grundsätzlichen Ebene problematisierte Halberstam in ihrem Referat jede Form der disziplinären Verortung der *Queer Studies* am Beispiel der Geisteswissenschaften bzw. der *English Studies*. Sie zeigte sie auf, wie Kanonbildung zur Nationalisierung einer Disziplin führen kann. Wichtiger als die Ausgangsdisziplin sei daher, ob eine Methode dem jeweiligen Forschungsgegenstand angemessen sei. „Disziplinen verlangen Loyalität“, fasste sie zusammen und rief zu einer „intellectual infidelity“, einer Untreue gegenüber der eigenen Disziplin auf. Sie griff auf die Idee des „Public

Intellectual“ zurück und betonte damit die Aufgabe von WissenschaftlerInnen, zu aktuellen politischen Debatten Stellung zu beziehen. Darüber hinaus hob sie die zunehmende Bedeutung von postkolonialen und transnationalen Themen innerhalb der *Queer Studies* hervor, wies die Opposition zwischen Geisteswissenschaften und Sozialwissenschaften zurück und plädierte für eine interdisziplinäre Ausrichtung *queerer* Forschungsprojekte.

Antke Engel aus Hamburg war dazu eingeladen, auf Halberstams Beitrag zu antworten. Sie arbeitete eine Parallele zwischen Halberstams Analyse der *Queer Studies* heute und der kritischen Reflexion der feministischen Theorie der 80er Jahren heraus, die das Subjekt des Feminismus als weiße, heterosexuelle Mittelschichtsfrau entlarvte. Die Diskussionen auf den beschriebenen Konferenzen seien in diesem Sinne auch als Chance zur produktiven Resignifizierung zu verstehen. Engel bezweifelte hingegen die Möglichkeit einer disziplinären Dezentrierung im hierarchischen Universitätsumfeld. Im deutschsprachigen Raum sei das Problem der *Queer Theory* vielmehr, dass sie im universitären Rahmen nicht vorhanden sei: Es gebe keine einzige *Queer*-Professur. Hier stelle sich zuerst die Frage der institutionellen Verankerung, bevor über disziplinäre Untreue nachgedacht werden könne.

Nina Degele aus Freiburg plädierte aus einer soziologischen Perspektive für eine Theorien- und Methodenvielfalt bei *queeren* Forschungsprojekten. In ihre eigene Arbeit lässt sie z.B. sowohl *Doing Gender*-Ansätze als auch Luhmanns Systemtheorie einfließen. Die Vorteile einer solchen multiperspektivischen Herangehensweise illustrierte sie am Beispiel ihrer Untersuchung zu Schönheitshandeln. Mit Luhmann werde es möglich, Kopftuch und Make Up als funktionale Äquivalente innerhalb einer heteronormativen Ordnung zu verstehen. Katharina Pühl stellte in ihrer Reaktion auf Degeles Beitrag hingegen diese Perspektive und insbesondere die Luhmann'sche Theorie der funktionalen Äquivalente in Frage. Sie kritisierte den versteckten Objektivismus, der ihrer Ansicht nach mit einer solchen Forschungsperspektive einhergehe.

Diese eher grundlegenden Beiträge wurden ergänzt durch die Vorstellung und Diskussion von vier aktuellen Forschungsarbeiten. Kathrin Zehnder aus Zürich stellte ihre Untersuchung über Intersexualität vor und problematisierte anhand ihrer bisherigen Ergebnisse die Spannung zwischen ihrem eigenen Wunsch nach einer Kritik an Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit und dem Wunsch von vielen Intersexuellen nach einem Leben in „Normalität“. Uta Schirmer aus Frankfurt berichtete aus ihrer Forschung über die deutsche *Drag King*-Kultur, deren Mitglieder den Begriff „Mann“ und „Frau“ als inadäquate Beschreibung ihrer selbst zurückweisen und sich einer Fixierung ihres Geschlechts verweigern. Ulle Jäger aus Basel/Frankfurt schilderte in einem Beitrag zur Bisexualitätsforschung das Problem der Reifizierung, das mit der empirischen Annäherung an diesen Gegenstand verbunden ist. Im Anschluss an Butler schlug sie daher vor, Bezie-

hungsformen jenseits der Dyade zu untersuchen und nicht die Identität, sondern das Begehren der Subjekte in den Mittelpunkt der Analyse zu stellen. Tomke König aus Basel/Köln untersucht hetero- und homosexuelle Paare mit Kindern. In der qualitativen Analyse von Interviews rekonstruiert sie, wie sich Arbeitsteilung und damit Geschlechterarrangements beim Eintritt eines Kindes in die Beziehung ändern. Es geht dabei um die Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit in der Interaktion von Paaren. Die bisherigen Ergebnisse lassen vermuten, dass bei heterosexuellen Eltern Ambivalenzen und Konflikte in Bezug auf die eigene Geschlechtsrolle tendenziell ausgeblendet werden, die sich zunächst an Fragen der Arbeitsteilung entzünden. Bei homosexuellen Eltern werden diese Widersprüche und Konflikte in der Rollenverteilung stärker und vor allem expliziter thematisiert.

Diese vier empirischen Projekte wurden in den jeweils anschließenden Diskussionen aus einer *queeren* Perspektive kritisch hinterfragt und diskutiert. Zum einen erschien der von Halberstam mehrmals wiederholte Appell zu disziplinärer Untreue einigen nur bedingt umsetzbar. Inwieweit ist es im Rahmen eines empirischen Projekts tatsächlich möglich, die Ansprüche und Methodenfragen der Sozialwissenschaften zu ignorieren? An dieser Stelle wurde außerdem deutlich, dass die bereits erreichte Stellung im hierarchisch organisierten Wissenschaftsbetrieb je unterschiedlich große Freiräume eröffnet. Promovierende oder auch HabilitandInnen sind größeren disziplinären Zwängen ausgesetzt als ProfessorInnen. Zum anderen wurde die Frage danach aufgeworfen, was eigentlich ein *queeres* Forschungsprojekt ausmacht. Auch hier gab es trotz gemeinsamer theoretischer Bezugspunkte (Foucault, Rubin) keinen Konsens. Ausgehend von dieser Frage lässt sich jedoch zumindest im Nachhinein erkennen, dass es um eine Abgrenzung von *Gender Studies* und *Queer Studies* ging. Als Schnittmenge dieser beiden aktuellen Richtungen ließe sich sicherlich die Kritik der zweigeschlechtlichen Ordnung und der Heteronormativität nennen. Doch was diese genau beinhaltet und wie sich diese kritische Haltung in konkreten Forschungsprojekten umsetzt, darüber wäre weiterhin zu diskutieren. Was sind die Reibungspunkte zwischen *Gender Studies* und *Queer Theory*? Was sind die spezifischen Probleme der beiden Richtungen? Wo gibt es Übereinstimmungen, wo Unterschiede?

Judith Halberstam selbst setzte sich am Vorabend des Basler Workshops in ihrer öffentlichen Vorlesung „On Failure“ an der Universität Basel mit produktiven Modellen des Versagens auseinander. Aus diesem Blickwinkel heraus bietet sich die Möglichkeit, die im Workshop zu Tage getretenen Konflikte und als konstruktiven Ausgangspunkt zu nutzen: Eine Analyse der Meinungsverschiedenheiten könnte den Weg für einen fruchtbaren Dialog zwischen unterschiedlichen Interpretationen einer *queeren* Perspektive bereiten. Es wäre zu wünschen, dass der Austausch zwischen *Gender Studies* und *Queer Theory* über theoretische und empirische Arbeiten, ihre Herausforderungen und Probleme und vor allem auch ihre politische Bedeutung fortgesetzt wird.

Rückblick/Vorschau

Vorausschau auf Ausgabe 18 der *Freiburger FrauenStudien* „Elternschaft“

Kinder zu haben ist nicht mehr selbstverständlich. Diese Entwicklung, die Bestandteil der sogenannten gesellschaftlichen Individualisierung ist und durch die moderne Geburtenkontrolle ermöglicht wurde, trägt der feministischen Forderung Rechnung, dass ‚Frau‘ zu sein nicht mehr unbedingt bedeuten muss, ‚Mutter‘ zu werden.

Ein anderes Anliegen der Frauenbewegung wurde dagegen nicht erfüllt: So gilt die ‚Reproduktion‘ weiterhin als Privatangelegenheit und die mit ihr einhergehenden Schwierigkeiten als jeweils individuell zu lösendes Problem. Die sicherlich nicht immer nur freiwillige Entscheidung vieler Akademikerinnen und Frauen in Führungspositionen gegen eigene Kinder (während ihre männlichen Kollegen durchaus Kinder haben) verdeutlicht, dass Elternschaft aus Gender-Perspektive betrachtet und kritisiert werden muss. Überdies macht die ökonomisch häufig prekäre Situation vieler Familien und ganz besonders von alleinerziehenden Müttern sowie die oft beschriebene ‚Retraditionalisierung‘, die in heterosexuellen Paaren häufig schon bald nach der Geburt des ersten Kindes auftritt, Elternschaft zu einem brisanten Thema.

Die für den Reproduktionsbereich zentralen Fürsorge- und Pflegetätigkeiten, die in der feministischen Debatte häufig mit dem englischen Begriff ‚care‘ bezeichnet werden, stellen zudem nicht nur im Rahmen des Geschlechterverhältnisses einen neuralgischen Punkt dar. Dass sie bisher einer männerorientierten Abwertung unterliegen, zeigt z.B. auch die immer noch wenig modifizierte Organisation des Rentensystems: Nur der traditionell ‚männliche‘, mit der Erwerbsarbeit gekoppelte Anteil (die einkommensabhängige Einzahlung in das Rentensystem) wird berücksichtigt, nicht aber der eher ‚weibliche‘ Anteil, die Betreuung und Erziehung der zukünftigen Renteneinzahler.

Die gerade in diesem Zusammenhang oft betonte Freiheit, sich für oder auch gegen die ‚unauflösbarste aller Bindungen‘, die es bedeutet Kinder zu haben, entscheiden zu können, lädt die Entscheidung für Kinder mit einer erhöhten Verantwortung auf, die sich z.B. auch in der mittlerweile enormen Flut von Ratgeberliteratur ausdrückt: Eltern wollen ‚gute Eltern‘ sein, insbesondere die Mutter eine ‚gute Mutter‘. Das Kind soll bestmöglich gefördert werden, ein Trend, der die Anforderungen an die Eltern immer weiter steigen lässt. Und bereits vor der Geburt werden die zukünftigen Eltern durch die pränatale Diagnostik mit der Option konfrontiert, das ersehnte Wunschkind zum perfekten Baby zu optimieren.

Trotz dieser Bemühungen zieht sich das Thema ‚Hölle bürgerliche Kleinfamilie‘ beinahe wie ein Topos durch die Literaturgeschichte. Schilderungen dieser Art beschränken sich leider nicht nur auf den Bereich der Fiktion. ‚Familie‘ ist nicht

immer ein Ort des Friedens und der Harmonie. In Frage gestellt werden die an der biologischen Verwandtschaft orientierten Normalitätsvorstellung von ‚Elternschaft‘ außerdem seit jeher durch Adoptivfamilien, zunehmend durch sogenannten ‚Patchworkfamilien‘ sowie neuerdings im Rahmen der Debatte eines Adoptionsrechtes für gleichgeschlechtliche Paare.

Elternschaft ist nichts Selbstverständliches – und damit wird sie zum Thema.

Prof. Dr. Uta Meier-Gräwe

Bedarfsgerecht, verlässlich und von guter Qualität.

Infrastrukturen für Kinder und Eltern als unverzichtbare Kontextbedingung familialer Lebensführung

Chris Schenk, Dipl. phys. (Berlin)

queer families – gegenwärtige Situation und Perspektiven

Timothy Simms M.A. (Universität Freiburg)

Embryo des Bösen

Dr. Regula Giuliani (Universität Freiburg)

Adoptivelternschaft

Gerhard Tschöpe (Pro familia Freiburg)

Mama geht zum Job; Papa kocht das Essen?

PD Dr. Astrid Lange-Kirchheim (Universität Freiburg)

„Ein Kind und Arbeit!“ –

Mutterschaftsentwürfe in Texten von deutschen Autorinnen um 1900

Andrea-Leone Wolfrum, Dipl. Soz. (Universität Freiburg)

„Wo kommt der Embryo denn her ...?“ – Herkunft und Elternschaft in Zeiten der Reprogenetik, eine qualitative Studie

Prof. Dr. Franziska Schössler (Universität Trier)

Die ganz normale Hölle der bürgerlichen Kleinfamilie

Prof. Dr. Cornelia Helfferich, Anneliese Hendel-Kramer (M.A.), Nina Wehner (M.A.) (Evangelische Fachhochschule Freiburg)

Familiengründung im Studium – Rahmenbedingungen für eine Vereinbarkeit von Ausbildung und Familie. Eine Panelstudie in Baden-Württemberg

Dr. Dipl. Tomke König (Universität Basel)

Familiäre Geschlechterarrangements: Wie Paare Arbeit teilen und dabei Geschlecht herstellen

Prof. Emerita Dr. Maria-Barbara Watson-Franke (San Diego State University)

Mütter als Machträger. Matrilineare Überlegungen zur Elternschaft

Prof. Dr. Cornelia Helfferich (Evangelische Fachhochschule Freiburg), Dr. Jan Kruse (Universität Freiburg)

Familienplanung von Männern – eine Frauensache?

Die subjektive Wahrnehmung der ‚Planbarkeit‘ von Familie

Dr. Wiebke Kolbe (Universität Gießen)

Neue Väter – oder was? Vaterschaft und Vaterschaftspolitik in Schweden und der Bundesrepublik seit den sechziger Jahren

Prof. Dr. Elisabeth Cheauré (Universität Freiburg)

Mütterchen Russland und russische Mütter –

Zu Repräsentationen von Mütterlichkeit und Mutterschaft in der russischen Kultur.

Veranstaltungsreihe „Freiburger FrauenForschung“ im Wintersemester 2005/2006 und Sommersemester 2006

Zentrum für Anthropologie und Gender Studies der Universität Freiburg, Carl-Schurz-Haus (Deutsch-Amerikanisches-Institut), Gleichstellungsbeauftragte der Pädagogischen Hochschule Freiburg, Büro der Frauenbeauftragten der Universität, Landeszentrale für politische Bildung, Studium Generale, Institut für deutsche Sprache und Literatur der Pädagogischen Hochschule Freiburg, Deutsches Seminar II, Institut für Soziologie und Frauenreferat des AStA der Universität Freiburg, Buchhandlung Jos Fritz, Theater Freiburg, Kommunales Kino Freiburg.

„Erinnern und Geschlecht“

Gender ist ein Produkt kultureller Erinnerung und Traditionsbildung; *Gender* wird konstruiert, indem es sowohl individuell als auch kollektiv erinnert wird. Erinnerungen sind ‚gegendeder‘; die ‚Frage, wer, wie, was, wozu, warum und für wen erinnert‘ gehört, wie Inge Stephan schreibt, zu den wichtigsten der *Gender Studies* überhaupt.

Der Komplex ‚Erinnern/Gedächtnis und Vergessen‘ wurde in den letzten Jahren zu einem zentralen Gegenstand der Kulturwissenschaften, der fächerübergreifend und international diskutiert wird. Wie kein anderer, ermöglicht er neben dem Brückenschlag zwischen den Sozial- und Geisteswissenschaften auch denjenigen hin zu den Naturwissenschaften. Und nicht nur die Wissenschaften interessieren sich für das Erinnerungsthema: Dass es ebenso Kunst, Politik und ‚die Öffentlichkeit‘ beschäftigt, wurde nicht nur durch die Debatte um das Mahnmal für die ermordeten Juden Europas deutlich.

Der Zusammenhang von Erinnern und Geschlecht wird bereits in traditionellen Themenfeldern der frühen Frauenforschung untersucht, wie dem um eine ‚eigene Geschichtsschreibung‘ oder im Rahmen der Kritik am männerdominierten Kanon. Auch in neueren *gender*-orientierten Debatten, wie der um den Zusammenhang von *Gender* und Genre oder um queere Subjekte gerät er in den Blick. Trotzdem gibt es innerhalb der *Gender Studies* bisher keinen größeren Diskussionszusammenhang zum Thema ‚Erinnern und Geschlecht‘ und auch umgekehrt ist das Thema ‚Geschlecht‘ eines, dass in der neueren Erinnerungsdiskussion eine eher marginale Rolle spielt.

Die Freiburger Veranstaltungsreihe „Erinnern und Geschlecht“ führt verschiedene Annäherungsweisen aus thematisch und auch methodisch sehr unterschiedlichen Richtungen zusammen. Das Spektrum reicht dabei von der Soziologie, der Geschichtswissenschaft, der Philosophie, der germanistischen und anglistischen Literaturwissenschaft, der Ethnologie, und der Kunstwissenschaft über Religions-

und Medienpädagogik, Film- und Medienwissenschaft, Kognitionswissenschaft, Kulturwissenschaft und *Queer Theory* bis hin zum Theater und zur Bildenden Kunst.

Wintersemester 2005/2006

Donnerstag, 27.10.05, 20h c.t., HS 3044

Prof. Dr. Aleida Assmann (Universität Konstanz)

Geschlecht und kulturelles Gedächtnis

Erinnern und Vergessen sind psychische Vorgänge, die innerhalb verschiedener Kulturen und Epochen unterschiedlich bewertet worden sind. Dazu gehört, dass die beiden Vorgänge nicht nur konträr als positiv bzw. negativ, sondern obendrein auch noch als weiblich bzw. männlich eingestuft wurden. Die Vorlesung wird sich auf Fälle konzentrieren, die das Erinnern positiv bewertet und mit dem männlichen Pol assoziiert, während das negativ bewertete Vergessen weiblich konnotiert ist. Ich möchte zeigen, dass wir es hier mit einem hartnäckigen und außerordentlich langfristigen kulturellen Deutungsmuster zu tun haben, das an literarischen, philosophischen und filmischen Beispielen aus unterschiedlichen historischen Epochen erörtert werden soll.

Aleida Assmann, Studium der Anglistik und Ägyptologie in Heidelberg und Tübingen. 1992-93 Fellow am Kulturwissenschaftlichen Institut, Essen; seit 1993 Professorin für Anglistik und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Konstanz. Sommersemester 1995: Mitarbeit in der Forschergruppe „Historische Sinnbildung“ von Jörn Rüsen am ZiF, Universität Bielefeld; 1998/99 Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin, 1999 Forschungspreis für Geisteswissenschaften der Philip-Morris-Stiftung. Forschungsgebiete: Geschichte des Lesens, Historische Anthropologie der Medien, insbes. Theorie und Geschichte der Schrift, Kulturelles Gedächtnis.

**Donnerstag, 3.11.05, 20h c.t., Treffpunkt bei den Musen (KG III),
danach HS 3043**

Bettina Eichin (Basel)

Musenstreit

Seit Herbst 1996 stehen die „Neun Musen“ als Leihgabe der Stadt Freiburg i. Br. an der Schnittstelle von KG I und KG III. Wie kommen die neun Göttinnen von Erinnerung und Gedächtnis, die von 1984-1992 entstanden sind, an diesen unspektakulären Standort?

Der Vortrag führt vom Kunst-Wettbewerb 1979 über das Konzept, von der schwierigen Realisierung bis zur noch schwierigeren Platzierung der „Neun Musen“. Es geht um die Kunst im Öffentlichen Raum, um Stellung und Ansehen

der Frau in diesem Geschäft, um den weiblichen Blick, um das männerbestimmte Bild von Frauen in den Medien und in der Öffentlichkeit. Schließlich geht es um Autonomie und Selbstbestimmung der Frau dank der Kraft von Gedächtnis und Erinnerung als einer spezifisch weiblichen Qualität – um alte und neue Mythologien, das Fremde und das Eigene.

Bettina Eichin, geboren 1942 in Bern, lebt seit 1969 im Wildtal bei Freiburg i. Br., arbeitet als freischaffende Bildhauerin in Basel. Bekanntestes Werk, „Helvetia auf der Reise“ (1980) Mittlere Rheinbrücke Basel. 1987 Kulturpreis des Deutschen Gewerkschaftsbundes, 1992 Kulturpreis des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, 2005 Gleichstellungspreis der Kantone Baselland und Basel-Stadt

Donnerstag, 10.11.05, 20h c.t., HS 3043

Dr. Ingeborg Gleichauf (Freiburg)

Erinnern bei Hannah Arendt

Hannah Arendt hat es immer wieder weit von sich gewiesen, ihre Rolle als Frau zu reflektieren. Sie betonte, stets das gemacht zu haben, was sie wollte. Die Erinnerung in verschiedener Form hat in ihrer Arbeit einen großen Stellenwert. Selbst in ihrer Vorliebe, Zitate aus verschiedenen Werken in die Texte einzubringen, zeigt, wie stark die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit für sie war. Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang auch Arendts Biographie zu Rahel Varnhagen. Wie hat sie sich der Frau Varnhagen genähert?

Eine andere bedeutende Erinnerungsarbeit betrifft Arendts Beziehung zu Heidegger nach dem 2. Weltkrieg.

Grundfrage des Vortrags wird sein, ob und wenn ja in welcher Weise sich Arendt in ihrem Werk immer dann, wenn es sich mit Erinnerung beschäftigt, der Geschlechterproblematik stellt.

Ingeborg Gleichauf, geboren 1953, verheiratet, 3 Kinder. Studium Germanistik und Philosophie in Freiburg. Dissertation über Ingeborg Bachmanns „Malina“. Freie Autorin und Dozentin der Erwachsenenbildung. Bücher: *Hannah Arendt* (dtv), *Denken aus Leidenschaft. Sieben Philosophinnen und ihre Lebensgeschichte* (Beltz & Gelberg), *Ich habe meinen Traum. Sieben Dichterinnen und ihre Lebensgeschichte* (Beltz & Gelberg), *Was für ein Schauspiel! Porträts deutschsprachiger Dramatikerinnen des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart* (aviva), *Ich will verstehen. Geschichte der Philosophinnen* (Reihe Hanser bei dtv).

Mittwoch, 16.11.05, 20.30h, E-Werk

Sebastian Reiß (Freiburg)

Lesung: 6. Schwule Büchernacht – Sebastian Reiß liest vor

Dank eines wirklich phantastischen Publikums feierte die Schwule Büchernacht im April ein wunderbares kleines Jubiläum. Und nun steht endlich der Termin für die nächste Büchernacht fest! Am 16. November wird Sebastian Reiß wieder aus amüsanten, spannenden und verträumten Büchern lesen – dann kann der Winter ja kommen! Dank des Musiktheaters „Die Schönen der Nacht“ ist die Büchernacht wieder zu Gast im Studio im E-Werk.

Eine Veranstaltung in Zusammenarbeit mit: Rosekids e.V., Freiburg; *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies* der Universität Freiburg; Carl-Schurz-Haus Deutsch-Amerikanisches Institut e.V., Freiburg; Rosa Hilfe Freiburg e.V.; Musiktheater „Die Schönen der Nacht“, Freiburg.

Eintritt: 4,- EUR; Reservierungstelefon ab Oktober: 0761-31514

Sebastian Reiß wurde 1975 in der seiner Ansicht nach nicht gerade sehr schönen Ruhrgebietsstadt Hagen geboren, wo damals die schwule Subkultur aus einer Kneipe bestand, deren Glanzzeit, wenn sie je eine hatte, schon lange vorbei war. Er landete 1996 endlich in Freiburg und verliebte sich sofort in diese Stadt. Sebastian Reiß ist Buchhändler und arbeitete bis vor kurzem auch in einer Buchhandlung. Inzwischen betreibt er mit zwei weiteren Mitstreitern den Hörbuchverlag Basisklang in Freiburg.

Donnerstag, 17.11.05, 20h c.t., HS 3043

Prof. Dr. Christa Karpenstein-Eßbach (Universität Mannheim)

Gegenwartsspitzen und Vergangenheitsschichten bei Gilles Deleuze – Medialitäten der Zeit im Film

Im Kino außerhalb Hollywoods entfaltet sich nach 1945 eine neue kinematographische Praxis der Bilder, in denen nicht das ‚Was‘, sondern das ‚Wie‘ des Erinnerns und verschiedene Modalitäten des Umgangs mit Zeit im Zentrum stehen.

Anders als im klischeehaften Wiedererkennen des älteren ‚Bewegungs-Bildes‘ kommt es beim ‚Zeit-Bild‘ zu filmischen Simultaneitäten von Vergangenheitschichten und Gegenwartsspitzen. Das Erinnern in der Zeit verzweigt sich und wird vagabundierend. Die imaginative Erfindung im Erinnern ermöglicht hier Neues.

Medialität der Zeit und Statut der Erinnerung öffnen im Kino des ‚Zeit-Bildes‘ den Raum eines neuen Denkens. Das hier entstehende Kino der Minoritäten gibt dem Begriff des Politischen eine neue Dimension, die für feministische Perspektiven nicht unerheblich sein dürfte.

Christa Karpenstein-Eßbach, geboren 1951, Studium der Germanistik, Soziologie, Politikwissenschaft, Philosophie und Pädagogik an der Universität Göttingen. 1. Staatsexamen; Referendariat und 2. Staatsexamen; Arbeit in der Erwachsenenbildung (Seminare zur Vorbereitung auf die fachgebundene Hochschulreife); Promotion 1984. Habilitation 1994 an der Universität Mannheim.

Seit 1989 regelmäßige universitäre Lehre. Lehraufträge bzw. Vertretungen an den Universitäten Freiburg, Darmstadt, Karlsruhe, Basel, an der Universität Mannheim seit 1990, dort apl. Professorin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft.

Donnerstag, 24.11.05, 20h c.t., HS 3043

Prof. Dr. Martina Wagner-Egelhaaf (Universität Münster)

Autobiografie und Geschlecht

Literaturwissenschaftliche Gattungsdiskussionen werden in der Regel ohne Bezug auf die Kategorie ‚Geschlecht‘ geführt. Dies galt lange Zeit auch für die Autobiografie. Erst in den letzten Jahren hat die Gender-Perspektive Eingang in die wissenschaftliche Autobiografiedebatte gefunden. Der Vortrag stellt, ausgehend von neueren theoretischen Ansätzen der Autobiografieforschung dar, in welcher Weise die Kategorie ‚Geschlecht‘ in autobiografischen Texten zum Tragen kommt und der wissenschaftlichen Fachdiskussion um die Autobiografie neue Impulse geben kann. Zur Veranschaulichung werden Textbeispiele herangezogen.

Martina Wagner-Egelhaaf, geboren 1957, Studium Germanistik/Geschichte in Tübingen und London, Promotion 1987 Tübingen: *Mystik der Moderne. Die visionäre Ästhetik der deutschen Literatur im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1989; Habilitation Konstanz 1994: *Die Melancholie der Literatur. Diskursgeschichte und Textfiguration*, Stuttgart, Weimar 1997; 1985-1998 Professur für Neugermanistik insbes. Literaturtheorie und Rhetorik an der Ruhr-Universität Bochum; seit 1998 Lehrstuhlinhaberin für Neuere deutsche Literaturgeschichte unter bes. Berücksichtigung der Moderne. Weitere Publikationen: *Autobiographie*, Stuttgart/Weimar 2005 (2. Auflage) und zahlreiche Aufsätze zur Literatur des 18. bis 20. Jahrhunderts sowie zu literaturtheoretischen Fragestellungen.

Dienstag, 29.11.05, 20h c.t., Jos Fritz Café, Wilhelmstr.15

Lesung: Hans-Joachim Lang (Tübingen); Einführung: Ingeborg Hecht (Freiburg)

Die Namen der Nummern. Wie es gelang, die 86 Opfer eines NS-Verbrechens zu identifizieren

1943 wurden im Auftrag der SS-Wissenschaftsorganisation „Ahnenerbe“ 86 ausgewählte jüdische Frauen und Männer im KZ Natzweiler (Elsass) mit Gas getötet. Der Zweck der Exekution: Die Skelette der Opfer sollten im Anatomischen Institut der „Reichsuniversität Straßburg“ ausgestellt werden und in künftigen „judenfreien“ Zeiten Forschungszwecken dienen. Allerdings konnten die Verantwortlichen, der Anatomieprofessor August Hirt und beteiligte Kollegen, ihr Unternehmen nicht zu Ende führen. Die sterblichen Reste der Ermordeten wurden nach dem Krieg in einem Massengrab beigesetzt – anonym, es existierten von ihnen nur die Nummern. „Mir war der Gedanke unerträglich, dass die Opfer dieser Tat – mit einer Ausnahme – namenlos geblieben waren“, schreibt der Journalist und Historiker Hans-Joachim

Lang. Nach fünf Jahren Recherche hatte er den Ablauf des Verbrechens rekonstruiert, alle 86 Ermordeten identifiziert und ihre Herkunft ergründet.

Hans-Joachim Lang wurde am 6.8.1951 in Speyer geboren. Studium der Germanistik, Empirischen Kulturwissenschaft und der Politischen Wissenschaft in Tübingen. 1980 Promotion über politische Werbung in den Nachrichten. Danach tätig als freier Journalist, Redakteur und Dozent an der Uni Tübingen. Mitarbeit im Arbeitskreis „Universität im Nationalsozialismus“ und in der Vorbereitung der Ringvorlesung zum Thema „Universität Tübingen im Nationalsozialismus“ im WiSe 2004/05.

Donnerstag, 1.12.05, 20h c.t., HS 3043

Prof. Dr. Monika Fludernik (Universität Freiburg)

Kanon und Geschlecht

Der Vortrag stellt Fragen zur Kanonbildung in der Literaturwissenschaft und diskutiert, wie Frauen in verschiedenen Arten von Kanons repräsentiert bzw. nicht repräsentiert sind. Fragen der Kanonisierung und Dekanonisierung werden erörtert und die Wünschbarkeit von Kanons kritisch beleuchtet.

Monika Fludernik ist seit 1994 Professorin für englische Literatur an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Ihre wissenschaftlichen Spezialgebiete sind die Erzähltheorie, postkoloniale Literaturtheorie, die Ästhetik des 18. Jahrhunderts und Gefängnistexte. Sie ist Trägerin des Landesforschungspreises Baden-Württemberg 2001.

Donnerstag, 8.12.05, 20h c.t., HS 3043

Mara Cambiaghi, M.A., Dott. (Universität Konstanz)

Vortrag in englischer Sprache

The Gendered Memories of Frederica Potter –

Antonia S. Byatt's *A Whistling Woman*

A.S. Byatt's *A Whistling Woman* (2002) concludes a vast and ambitious project reproducing a segment of English provincial life and life in the capital in the Fifties and Sixties. Fourth in a quartet, her novel describes an elaborate fictional microcosm embedded in a specific social and intellectual background affected by new trends in science, education, television and the counterculture of the Sixties. Given the imminent changes brought about by the sexual revolution and the feminist movement emerging from a more affluent and permissive society, this timing proves ideal. While 'Flower Power' gained a hold on the public imagination and the turmoil of 1968 spread across universities, sexuality entered the realm of social and cultural politics, pervading much of the intellectual debate that was to be sparked off from French universities. Interrelating issues of gender and memory, Byatt highlights the

unresolved question of body and mind, casting it on the literary page as fictional invention informed by science.

My paper will seek to illustrate the gendered path in Byatt's socially constructed microcosm at a time when feminism promised to break the dominance of conservative ideas among women.

Mara Cambiaghi is affiliated with the University of Konstanz and teaches in the department of English. She obtained her B.A. and M.A. in English and German literature from the University of London (Birkbeck and University College London) and also completed further studies in English literature at the University of Milan with a dissertation on Possession. Her research interests focus on the theory of cultural memory and contemporary fiction. She has contributed scholarly articles on the fiction of A.S. Byatt in both Italian and English. She is currently engaged in a project on Mabel Dodge Luhan while continuing research on A.S. Byatt and cultural memory.

Donnerstag, 15.12.05, 20h c.t., HS 3043

Dr. Tina-Karen Pusse (Universität Köln)

Eine Dame verschwindet –

Amnesie und Autobiografie in Hans Henny Jahnns *Fluß ohne Ufer*

Die jüngere Jahnns-Forschung ist vor allem an Jahnns ‚Homosexualität‘ und ‚Nekrophilie‘ interessiert. Ich führe die martialischen Gewaltakte des Textes (die sowohl beschreibend als auch performativ häufig eine Zumutung sind) darauf zurück, dass die Beschäftigung mit dem Tod im Text nicht verstanden werden muss als Chiffre der Obsession eines nekrophilen homosexuellen Autors, sondern vielmehr auf eine poetologische Konzeption des Textes selbst verweist, der an der Selbstzerstörung des Protagonisten aufzeigt, dass es kein Ohnneinander von Schreiben, Schrift und Tod gibt. Oder: Dass die Obsession, die Nekrophilie, eben schon im Schreiben liegt und nicht etwa bloß beschrieben wird. Die Niederschrift des Gustav Anias Horn (Teil II der Trilogie) inszeniert dabei den testamentarischen Charakter der Schrift. Der in diesem Romanteil beschriebene Schreibakt, wird als einer vorgeführt, der vom Verschwinden der Verlobten des Protagonisten im ersten Romanteil, Das Holzschiff, ausgelöst wird. Ihr fiktiver Autor umschreibt die Abwesenheit seines toten Freundes, deren Ambivalenz nicht nur durch dieses Schreiben, sondern auch in der (beschriebenen) Behandlung seines Leichnams adäquat verkörpert ist. Der tote Körper im Text fungiert dabei als paradigmatischer Prätext des Textes selbst. Er verweist auf die Absenz, die jede Repräsentation letztlich bedeutet und führt die Verwandlung des Toten in Schrift in drei Schritten vor (die den von Macho und Assmann untersuchten ägyptischen Totenriten verblüffend ähneln): Der Tote wird zunächst plastiniert, also in eine Statue, ein Double seiner selbst verwandelt, dann unter den Schreibtisch seines Biographen geschoben, schließlich beerdigt, als seine Biografie beendet ist. Dass dieser symbolische Akt außerdem genderbezogen zu diskutieren ist, zeigt sich spätestens dann, wenn man den Umgang mit dem Leich-

nam des Freundes mit der Ermordung Ellenas konfrontiert, die nicht symbolisch, sondern buchstäblich zerstückelt wird.

Tina-Karen Pusse, geboren 1973, Studium der Germanistik und Philosophie in Freiburg i. Br. und der Komparatistik und Philosophie in Paris, Promotion 2003, ist derzeit Assistentin am Lehrstuhl für Literaturwissenschaft und Medientheorie in Köln und Redakteurin der Freiburger Frauenstudien. Inzwischen sind erschienen: *Von Fall zu Fall. Lektüren zum Lachen* (Kleist, Hoffmann, Nietzsche, Kafka und Strauß) sowie Aufsätze zu Kafka, Butler, und Sacher-Masoch.

Donnerstag, 12.1.06, 20h c.t., HS 3043

Dr. Rita Schäfer (Freie Universität Berlin)

Erinnerungen von Südafrikanerinnen – Lebensgeschichten, Apartheid und HIV/AIDS

Während der Apartheid waren Afrikanerinnen mit einer doppelten Diskriminierung konfrontiert: Rassismus und Sexismus verstärkten sich wechselseitig. Das weiße Regime reduzierte Afrikanerinnen und Afrikaner auf abstrakte Größen – Verschiebmassen für Zwangsumsiedlungen. Demgegenüber versuchten sie ihre menschliche Würde durch die Dokumentation ihrer unterschiedlichen Lebensgeschichten zu wahren. Autobiografisches Schreiben und orale Traditionen wurden Ausdrucksformen des politischen Widerstands, wobei insbesondere Frauen an vorkoloniale Formen der mündlichen Überlieferungen anknüpften.

Auch in der Aufarbeitung der Apartheidverbrechen wählten nicht alle Zeuginnen den Weg, schwere Menschenrechtsverletzungen vor der Wahrheits- und Versöhnungskommission öffentlich zu machen. Vielmehr wählten sie individuelle Formen der Aufarbeitung und des Erinnern an Gewalterfahrungen, die nur aus ihren Biographien heraus zu verstehen sind.

Im Kontext von HIV/AIDS haben Afrikanerinnen eine neue Form der Erinnerungskultur geschaffen: ‚Memory Books‘ für ihre Kinder, die als AIDS-Waisen eigene Überlebensstrategien entwickeln müssen und oftmals mit neuen Gewaltformen konfrontiert sind.

Rita Schäfer: Ethnologin, Studium in Freiburg und London, Dissertation über Frauenorganisationen und Entwicklungszusammenarbeit 1994 ausgezeichnet mit dem Carl-Kromer Preis der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. DFG Post-Doc Stipendium 1995-1996, DFG Drittmittelprojekt 2000-2003. Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Ethnologie, Freie Universität, Berlin, Gastprofessorin für *Gender Studies*, Humboldt-Universität Berlin. Mehrjährige Forschungen in Sierra Leone, Namibia, Zimbabwe, Südafrika. Wissenschaftliche Ressource-Person für die Entwicklungszusammenarbeit.

Aktuelle Veröffentlichung: *Im Schatten der Apartheid, Frauen-Rechtsorganisationen und geschlechtsspezifische Gewalt in Südafrika*, Lit-Verlag, Münster 2005.

Freitag, 20.1.06, 16-21h, HS 1234

16-17h: PD Dr. Eveline Kilian (Universität Tübingen)

**Funktionen von Erinnerung in der literarischen Inszenierung
von grenzüberschreitenden Geschlechtsformationen**

Die durch die Erinnerung aktivierte Vergangenheitserfahrung bildet einen Teil der individuellen Lebensgeschichte, die von der jeweiligen Gegenwart aus immer wieder neu strukturiert werden kann. Die Lebensgeschichte wiederum ist eng mit der Identitätskonstruktion verbunden, und diese beinhaltet notwendigerweise eine geschlechtliche Situierung des Subjekts. Unsere kulturelle Geschlechterordnung basiert u.a. auf zwei Grundprinzipien: der Binarität der Geschlechter und der Vorstellung, dass das einmal zugewiesene Geschlecht das ganze Leben lang beibehalten wird. Und diese Prinzipien spiegeln sich notwendigerweise in der jeweiligen Lebenserzählung. Aber was passiert, wenn ein Subjekt sich jenseits dieser Parameter entwirft, d.h. wenn es z.B. sein Geschlecht im Laufe seines Lebens ändert, wie etwa im Falle der Transsexualität, oder wenn es eine uneindeutige Geschlechtskonfiguration für sich in Anspruch nimmt (*transgender*). Welche Auswirkungen hat dies auf die Strukturierung der Lebensgeschichte und welche Funktionen kommen der Erinnerung in der Konstruktion des jeweiligen Identitätskonzepts zu? Diesen Fragen geht der Vortrag anhand ausgewählter Beispiele aus der zeitgenössischen Literatur und Kultur nach.

Eveline Kilian, PD Dr. phil. studierte Neuere englische Literatur, Amerikanistik, Französisch und Germanistik an den Universitäten Tübingen und Tours; Promotion 1996 (Universität Tübingen); Habilitation 2002 (Universität Tübingen); Lehrtätigkeit an den Universitäten Tübingen, Frankfurt, Freiburg und Saarbrücken. Forschungsschwerpunkte: britische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, *Gender Studies*, Kultur- und Literaturgeschichte Londons.

Veröffentlichungen u.a.: *Momente innerweltlicher Transzendenz: Die Augenblickserfahrung in Dorothy Richardsons Romanzyklus ‚Pilgrimage‘ und ihr ideengeschichtlicher Kontext* (1997); *GeschlechtSverkehrt: Theoretische und literarische Perspektiven des gender-bending* (2004); Mitherausgeberin von *Bildersturm im Elfenbeinturm: Ansätze feministischer Literaturwissenschaft* (1992) und *GeNarrationen: Versionen zum Verhältnis von Generation und Geschlecht* (1999).

17-18h: Dr. Nicolas Beger (Brüssel)

„Was heißt hier Zwang, das müssen Sie doch wollen?“ –

**Eine Navigation durch die turbulenten Gewässer von Transsexualität,
Geschlechtsidentität und queerer Theorie**

Der Weg durch eine Geschlechtsumwandlung ist steinig. Nicht nur weil er lange dauert und viele Hürden beinhaltet, sondern vor allem auch, weil sich in der Erfahrung jedes einzelnen Schrittes niemand der Regulierung von Geschlecht und Sexualität in Staat und Gesellschaft entziehen kann. Genau genommen ist gerade der Geschlechterwandel ein Fokussierungspunkt, an dem die Radikalität und Ver-

letzlichkeit von Normierung zu Tage tritt und sich in das Alltagsleben, die Gefühle, und Verkörperlichung von Menschen drängt. Der Vortrag möchte die Verletzlichkeit dieser Erfahrung beleuchten, die politische Geschichte über Identität die dadurch entstanden ist, und wie diese in Zusammenhang steht mit der fundamentalen Kritik an Geschlecht und Sexualität die die *Queer Theory* in den letzten 15 Jahren bereitgestellt hat. Jedoch hat das theoretische und politische Denken um die *Queer Theory* herum in den letzten Jahren gerade am Punkt „Transsexualität“ deutliche Grenzen erfahren. Es soll in einem letzten Schritt darum gehen, diese Grenzen aufzuzeigen, und zu propagieren, dass das Nachdenken über Geschlecht und Sexualität sich genau mit der „Transsexualität“ auseinandersetzen muss, um die eigenen ‚neuen‘ Paradigmen nicht wieder zu Ausschlüssen werden zu lassen.

Nicolas J. Beger, BA (hons)/MA University of Canterbury/Neuseeland, Dr. Phil. Universiteit van Amsterdam (ASCA) arbeitet seit 8 Jahren zu Fragen von poststrukturalistischer Theorie und Sexualität und Geschlecht mit Fokus auf die europäische Ebene. Er unterrichtet zu Weilen in Amsterdam zu Geschlecht und Sexualität, arbeitet aber hauptamtlich für eine europäische Nichtregierungsorganisation (EPLO).

18-19h: *Pause*

19-21h: *Gespräch zwischen Nicolas Beger und Eveline Kilian;
Leitung: Prof. Dr. Nina Degele (Universität Freiburg)*

Donnerstag, 26.1.06, 20h c.t., HS 3043

Dr. Susanne Heynen (Kinderbüro Karlsruhe)

Vergewaltigt – die Bedeutung subjektiver Theorien für Bewältigungsprozesse nach einer Vergewaltigung

Männer und Frauen teilen täterent- und opferbelastende Alltagstheorien über sexualisierte Gewalt. Dazu gehören Überzeugungen wie:

- Sie ist selbst schuld – warum hat sie sich nicht gewehrt!
- Er hat eine Chance verdient – er hat getrunken und sie hat ihn provoziert!
- Ich verstehe nicht, was sie hat – sie wollte doch!

Aufbauend auf den Ergebnissen wissenschaftlicher Untersuchungen und einer eigenen Studie stellt die Referentin in dem Vortrag dar, wie eigene und fremde Definitionen sowie Erklärungsmodelle über sexualisierte Gewalt Bewältigungsprozesse vor, während und nach einer Vergewaltigung beeinflussen und wie die subjektiven Theorien der Opfer durch Erfahrungen verändert werden. Außerdem werden Schlussfolgerungen für Selbsthilfe sowie soziale, professionelle und gesellschaftliche Unterstützung von Vergewaltigungsopfern gezogen.

Susanne Heynen ist Ergotherapeutin und Dipl.-Psychologin. Sie war u.a. an der Anlaufstelle für vergewaltigte Frauen in Freiburg und beim psychosozialen Dienst in Karlsruhe tätig und ist seit 2000 Leiterin des Kinderbüros der Stadt Karlsruhe. Ihr Arbeitsschwerpunkt ist Gewalt gegen Frauen und Kinder. Außerdem arbeitet Susanne Heynen als Lehrbeauftragte an der PH Karlsruhe zu „Selbstverletzung und Risikoverhalten im Jugendalter“ und ist Autorin mehrerer Fachpublikationen.

Donnerstag, 2.2.06, 20h c.t., HS 3043

Dr. Angela Kaupp (Universität Freiburg)

Frauen erinnern ihre Glaubensgeschichte

Religion, Biografie und Erinnerung sind vielfältig miteinander verknüpft: Religion ist eine Form der Welt- und Selbstdeutung, die u.a. durch Erinnerungen lebt und diese inszeniert. Diese Erinnerungen wirken sich sowohl auf die Kultur einer Gesellschaft als auch auf die Gestaltung individueller Lebensgeschichten aus. Die Bedeutung von Religion für die Lebensgeschichte lässt sich methodisch mit Hilfe des Instrumentariums der Biografieforschung über die Analyse biografischer Erinnerungen erschließen, die in Text- oder Bilddokumenten festgehalten sind. Die Ergebnisse geben nicht nur Einblick in individuelle und geschlechtsbedingte religiöse Entwicklungsprozesse, sondern auch in die Veränderungen einer Religion und ihre Ausdrucksformen in der Gesellschaft. In dem Vortrag sollen Glaubensgeschichten von Frauen unterschiedlichen Alters dargestellt und die biografischen und gesellschaftlichen Veränderungsprozesse beleuchtet werden.

Angela Kaupp, (Dr. theol.; Dipl. Päd.), Akademische Rätin an der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs- Universität Freiburg im Fachgebiet Religionspädagogik/Katechetik. Der Themenbereich „Geschlecht und Religion“ ist ein Focus des Forschungsinteresses.

Donnerstag, 9.2.06, 20h c.t., HS 3043

Marion Mangelsdorf (Universität Freiburg)

Woran erinnert sich die Cyborg? – Cyberfeministische Strategien die un/an/ge/eigneten Anderen wahrnehmbar zu machen

Haben Cyborgs ein Geschlecht? Haben Cyborgs ein Gedächtnis? Wenn ja, woran erinnern sich Cyborgs? Was sind Cyborgs überhaupt? Cyborgs sind Mischwesen, es sind *cybernetic organism*. Im Science-Fiction-Genre wird dabei vorrangig an Wesen im Grenzbereich zwischen Mensch und Maschine gedacht. Hingegen ist die Bezeichnung ‚Cyborg‘ in zeitgenössischen Diskursen im Schnittpunkt von den Kulturwissenschaften einerseits und den Natur- und Technikwissenschaften andererseits, den *Science & Fiction*, zu einer Bezeichnung verschiedenartiger Hybridwesen avanciert. Donna Haraway geht soweit, Cyborgs zu unserer Ontologie zu erklären und eine Implosion von Grenzüberschreitungen zu behaupten.

Mit der Figur der Cyborg möchte ich durch die Welt der Science Fiction aber auch Science & Fiction wandern, um den Geschlechtergrenzen und Grenzüberschreitungen nachzuforschen, die diese Figur thematisiert. Dies ist unweigerlich ein Blick zurück in die Zukunft, ein Blick in die Kulturgeschichte von Hybridwesen. Dabei soll ebenso zur Sprache kommen, dass diese Geschichte durch die Verdrängung und Verleugnung des Hybriden und Uneindeutigen geprägt ist. Die un/an/ge/eigneten Anderen, von denen die vietnamesische Filmemacherin und feministische Theoretikerin Trinh T. Minh-ha sprach, sollen dadurch wahrnehmbar gemacht werden.

Marion Mangelsdorf: Studium der freien Malerei, der Philosophie, Soziologie, Kulturwissenschaften. Diplomarbeit: *Wie vernünftig geht es in der Geschichte zu? Aspekte einer postmodernen Geschichtsmetaphysik* (1994, FH Düsseldorf). Dissertation: *Wolfsprojektionen: Wer säugt wen? Von der Ankunft der Wölfe in der Technoscience* (2005 FU Berlin). Seit 1998 Mitarbeiterin und Lehrbeauftragte der Abteilung Gender Studies des Zentrums für Anthropologie und Gender Studies (ZAG) an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br.; Mitbeteiligung an und Organisation von Kunstprojekten.

Sommersemester 2006

– Die Raumnummern werden noch bekannt gegeben! –

Donnerstag, 27.4.06, 20h c.t.

Prof. Dr. Sylvia Paetschek (Universität Freiburg)

Historiografie und Geschlecht

Der Vortrag untersucht das Verhältnis von Historiografie und Geschlecht im 19. und 20. Jahrhundert. Dargelegt wird, wie die im 19. Jahrhundert sich ausformende moderne Geschichtsschreibung „männlich gemacht“ wurde und durch welche Mechanismen geschichtsschreibende Frauen aus der Historiografiegeschichte ausgeblendet wurden. Haben Frauen tatsächlich im 19. Jahrhundert keinen Beitrag zur Geschichtswissenschaft geliefert? Wie veränderte sich die Situation mit den formalen Zugangsvoraussetzungen von Frauen zu Universität und Wissenschaft, die sie im Laufe des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts und verstärkt im 20. Jahrhundert erwarben und wie sehen die Geschlechterverhältnisse im Fach Geschichtswissenschaft heute aus?

Sylvia Paetschek, geboren 1957, Studium der Geschichte, Geographie, Germanistik, Erziehungswissenschaften an den Universitäten München und Hamburg; 1984 Staatsexamen, 1989 Promotion in Hamburg, 1997 Habilitation an der Universität Tübingen. 1988-1994 wissenschaftliche Mitarbeiterin bzw. Assistentin an der Universität Tübingen, 1995-1997 Habilitationsstipendium, 1997-2001 Hochschuldozentin an der Universität Tübingen,

seit 2001 Professorin für Neuere Geschichte an der Universität Freiburg. Forschungsschwerpunkte: Frauen- und Geschlechtergeschichte, Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte. Lehrveranstaltungen zur Sozial-, Politik- und Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts.

Dienstag, 2.5.06, 20h c.t., Jos Fritz Café, Wilhelmstr.15

Erica Pedretti

Lesung aus ihrem Roman *Engste Heimat*

„Kurz bevor sie aufhörte, ein Kind zu sein, hat Anna sich geschworen, das, was sie jetzt fühlte und dachte, wie ein Kind fühlt und denkt, nie zu vergessen, so wie Erwachsene eben normalerweise vergessen, nein, sie wollte diesem Kind, sich treu bleiben.

Du sollst nicht schwören, nicht versprechen, was du nicht halten kannst. Oder doch? Wenn du erst einmal weißt, was draußen vorging, was außerhalb der Gartenmauern und Hecken hier und dort und an weiß Gott wieviel Orten zugleich immer noch weiter geschieht? Erinnert sie wirklich noch, wie sie war, bevor sie das, was sie nur geahnt hatte, in seinem ganzen grausamen Ausmaß wußte?“ (*Engste Heimat*, S. 15, 16)

Erica Pedretti, 1930 in Sternberg (Nordmähren) geboren. Aufenthalte in Berlin und New York. Studium an der Kunstgewerbeschule Zürich. Lebte 22 Jahre in Celerina im Engadin; wohnt jetzt in La Neuveville, Schweiz. Verheiratet mit dem Maler Gian Pedretti. Arbeitet als Bildhauerin und Schriftstellerin.

Donnerstag, 4.5.06, 20h c.t.

Hans-Joachim Lenz (Markgräfler Land)

Männer und die Erfahrungen des Krieges

Im Rahmen der Pilotstudie *Gewalt gegen Männer* (2004) wurden 298 Männer zu ihren eigenen Gewalterfahrungen befragt. Fast jeder Mann, der über 60 Jahre alt war, gab als wichtigste Gewalterfahrung den Zweiten Weltkrieg und die ihn begleitenden traumatisierenden Umstände an: Kindheit im Krieg, aktive freiwillige oder erzwungene Teilnahme am Krieg als Wehrpflichtiger und Berufssoldat, Fahnenflucht, Gefangenschaft, Flucht und Vertreibung. Die traumatisierenden Erlebnisse wurden jahrzehntelang beschwiegen und hinter der Geschäftigkeit der Nachkriegszeit mit Wiederaufbau, Wirtschaftwunder und beruflicher Karriere mehr oder weniger verdrängt. Im Alter aber funktioniert das Nicht-Wahrhaben-Wollen nicht mehr. Der damalige Schmerz drängt an die Oberfläche und verlangt nach Bewältigung.

Die entsprechenden Ergebnisse der Studie werden vorgestellt und in Bezug gesetzt zu aktuellen anderen Veröffentlichungen. Daran schließen sich Überlegungen an zur geschlechtsspezifischen Selbst- und Fremdwahrnehmung von Verletzbarkeit

und zu den Auswirkungen der Verdrängung der „Verletzungsoffenheit“ von Männern im „System der Zweigeschlechtlichkeit“.

Hans-Joachim Lenz ist Sozialwissenschaftler und Autor. Er hat im Markgräflerland eine Praxis für Beratung, Weiterbildung, Geschlechter- und Gewaltforschung (Forsche Männer & Frauen). Neben der geschlechterbildenden Lehrtätigkeit zahlreiche Veröffentlichungen zu Männerbildung, Männergesundheit, männlichen Gewalterfahrungen und Neugestaltung des Geschlechterverhältnisses. Mit seiner bisherigen Forschung schuf er wichtige Voraussetzungen für die Pilotstudie Gewalt gegen Männer (www.gewalt-gegen-maenner.de) des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, an der er mitgewirkt hat. Seine Internetadresse ist: www.geschlechterforschung.net.

Donnerstag, 11.5.06, 20h c.t.

Dr. Heidrun Bomke (Wendland)

Eine Generation ohne Biographie (Sigrid Damm) – Generation, Geschlecht und Identität im autobiographischen Erzählen von Autorinnen aus der DDR

Das fortgesetzte autobiografische Schreiben von Autorinnen der Kriegskindergeneration wie Sigrid Damm (1940), Renate Feyl (1944), Irina Liebmann (1943), Monika Maron (1941) und Christine Wolter (1939) ist Teil einer intensiven biografischen Arbeit (Fritz Schütze) und vielgestaltige ästhetische Bearbeitung ihres eigenen ‚biografischen Materials‘. Mit dem schweren Gepäck ihrer Kriegskindheit und aufgewachsen in den Aufbaujahren der DDR in spezifischen familiären Milieus (z.B. der Aufbauväter), erleben sie als erwachsene Frauen die ambivalenten Erfahrungen von Emanzipation, aber auch Nicht-Gebrauchtwerden im „heiligen Kosmos“ des patriarchalen Sozialismus als Generationsgefühl. Ende der 70er Jahre gelangen sie als Germanistin, Sinologin, Romanistin, Theaterwissenschaftlerin, Philosophin zum Schreiben als kreativer Bewegung. Erinnerungsprozesse werden zum Zentrum dieser Professionalisierung und zur Werklinie: als biografische Recherche, autobiografischer Roman, Hörspiel, Reisebuch, Essay, als ethnografische Annäherung an die deutsche Geschichte des letzten Jahrhunderts. Diese Texte sind so auch ästhetischer Ausdruck biografischer Identitätssuche und Wandlungsprozesse vor dem kollektiven Hintergrund eines sozialen Dramas (Victor Turner) und gesellschaftlichen Umbruchs.

In meinem Vortrag werden verschiedene Erinnerungsprozesse und Erinnerungsräume literatursoziologisch analysiert.

Heidrun B. Bomke, Jg. 1959, Literaturwissenschaftlerin/Soziologin mit dem Schwerpunkt Biografieforschung/Gender-Forschung; lebt und arbeitet nach langjähriger Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin an den Universitäten Magdeburg und Halle freiberuflich als Publizistin und Biografieforscherin mit ihrer Familie im Wendland.

Freitag, 19.5.06, 16-21 h

16-17h: Prof. Dr. Leslie C. Morris (University of Minneapolis)

Vortrag in englischer Sprache

Translating Memory, Performing Jewishness, Diasporizing Gender

This lecture will explore the ways in which the work of contemporary North American Jewish performance artists recasts the central questions of the relationship between Jewish memory and gender. In part, my talk is conceived as a way out of the circularity of the debates about the role of women in the Holocaust, which have largely centered on whether the focus on the „experience“ of women eclipses the category of Jews more generally. My talk will explore the links between Jewish memory, Diaspora, and gender in the body/art of contemporary performance artists Marina Vainshtain and Adeena Karasick. Vainshtain's Jewish „body art“, or „body modification“, as well as the contemporary movement of „Jews and tattoos“ in North America, posits itself as a provocative reclaiming of Jewish identity through the violation of the Jewish prohibition against tattooing the body. Reversing the mark of difference through the conscious play on Jews in concentration camps, Vainshtain attempts to recast Jewish difference and the significations of the Jewish body. She also creates visual „translations“ between iconic German images and North American Jewish culture. My paper will pose the question of whether Vainshtain's „body art“ performance enacts a rethinking of the relationship between gender and Jewishness, or if it instead reifies categories of difference. How do word and text function in this body art? Does the visual reassertion of Jewishness reinscribe the category of Jew as a unified subject? Is the text of Vainshtain's body „translatable“ as a mediation between aesthetic form (i.e., between text and image) and between German and American culture? Does it rethink the status of Jewish text, creating from the material body a more diasporic notion of text that takes into consideration the way in which texts traverse spatial, historical, and personal memory? I will turn to the work of performance artist/poet Adeena Karasick to suggest some answers to these questions.

Leslie Morris is Associate Professor of German and Director of the Center for Jewish Studies at the University of Minnesota. She is the author of a book *on history and memory in Ingeborg Bachmann's poetry* (Tübingen 2001), and co-editor, with Karen Remmler, of *Contemporary Jewish Writing in Germany* (University of Nebraska Press, 2002). She has also co-edited, with Jack Zipes, *Unlikely History: The Changing German-Jewish Symbiosis* (Palgrave, 2002). She has written articles on the poetics of exile, diaspora, translation, and the border, and on artistic and theoretical approaches to memory and the Holocaust. She is currently completing a book entitled *Mourning Place: Translating Jewish Memory in Germany Today*.

17-18h: *N.N.*

Gender und Holocaust (Arbeitstitel)

18-19h: *Pause*

19-21h: *Gespräch zwischen Leslie C. Morris & N.N.;*
Leitung: Dr. Isabel Heinemann (Universität Freiburg)

Mittwoch, 24.5.06, 20h c.t.

Prof. Dr. Nina Degele (Universität Freiburg)

Schmerz erinnern und Geschlecht vergessen

Schmerz tut weh, Schmerz ist ein individuelles Phänomen, an Schmerz scheitert die Sprache und Frauen – vor allem solche mit Geburtserfahrungen – halten mehr davon aus als Männer. Das sind einige Gewissheiten des gesunden Menschenverstandes, die damit aber nicht richtig(er) werden. Vielleicht erscheinen sie deshalb als so gewiss, weil sie nicht nur über, sondern als Erinnerungen konstruiert und mit zunehmendem zeitlichen Abstand umgedeutet und vergessen gemacht werden. Was es also mit der Konstruktion von Schmerz mit dem Vergessen von Geschlecht auf sich hat und wie dieser Zusammenhang re- und dekonstruiert werden kann, ist Thema dieses Vortrags.

Nina Degele, geboren 1963, Studium der Soziologie, Psychologie, politischen Wissenschaften und Philosophie in München und Frankfurt a.M., seit 2000 Prof. für Soziologie und Gender Studies an der Uni Freiburg. Forschungsschwerpunkte: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Körpersoziologie, Modernisierung, qualitative Methoden. Neueste Publikationen: *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Opladen: VS-Verlag (2004); *Modernisierung, eine Einführung* (m. C. Dries), München: Fink (2005)

Donnerstag, 1.6.06, 20h c.t.

Prof. Dr. Franziska Schößler (Universität Trier)

Das Möbiusband der Erinnerung –

Gender, Genre und Memoria in den Filmen von David Lynch

In Lynchs Filmen, die das Genre des Horrors mit der Psychoanalyse engführen – auch seine Figuren sind nicht Herr/Frau im eigenen Hause –, wird das Unheimliche über Amnesien bzw. Erinnerungen freigesetzt. Sie perforieren das Ich und vernetzen es symbiotisch im Sinne kommunizierender Röhren mit anderen Gestalten, Zeiten und Räumen. Das erinnernde Ich ist eine andere, das (konstruierte) Vergangene als erinnertes die Gegenwart. Entsprechend wird die lineare Erzählordnung der Filme zu zyklischen Wendungen aufgebrochen und intertextuelle Referenzen im Sinne einer filmanalytischen Memoria amerikanischer Mythen eingearbeitet. Der Vortrag will dem Zusammenhang von weiblicher Erinnerung, die in besonderem Maße die Konstruktion eines begrenzten, isolierten Ichs aufsprengt, und den narrativen sowie intertextuellen Filmstrukturen nachgehen.

Franziska Schöbler: Professorin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Trier. Studium der Literaturwissenschaft, Philosophie, Linguistik und Kunstgeschichte an den Universitäten Bonn und Freiburg. Studienaufenthalte in Paris, London und Brisbane. 1994 Promotion über Adalbert Stifter, 2001 Habilitation über Goethe an der Universität Freiburg (*Die „Lehr“- und „Wanderjahre“: Eine Kulturgeschichte der Moderne*) Schwerpunkte: Drama und Theater (insbesondere der Gegenwart), kulturwissenschaftliche Theoriebildung und Lektüren, Gender Studies. Neueste Publikationen: *Einführung in das bürgerliche Trauerspiel und das soziale Drama*, Darmstadt 2003; *Augen-Blicke. Erinnerung, Zeit, Geschichte(n) in Dramen der 1990er Jahre*, Tübingen 2004.

Freitag, 2.6.06, Uhrzeit wird noch bekannt gegeben, Kommunales Kino

Filmvorführung, Einführung von Prof. Dr. Franziska Schöbler (Universität Trier)
Mullholland Drive (David Lynch)

Dienstag, 13.6.06, 19.30, Kommunales Kino

Filmvorführung, Einführung von Prof. Dr. Christa Karpenstein-Eßbach (Universität Mannheim)
Jeanne d'Arc of Mongolia (Ulrike Ottinger)

Mittwoch, 14.6.06, 20h c.t.

Dr. Ursula Elsner (Pädagogische Hochschule Freiburg)

Alptraum und Vision – Anna Seghers und Christa Wolf

„Plötzlich fiel mir der Auftrag meiner Lehrerin wieder ein, den Schulausflug sorgfältig zu beschreiben. Ich wollte gleich morgen oder noch heute Abend (...) die befohlene Aufgabe machen.“ – So endet Anna Seghers' Novelle „Der Ausflug der toten Mädchen“, ihr erster Schreibversuch nach einer unfallbedingten Amnesie, der bis heute als ihr einziger autobiographischer Text gilt. Das Werk der Christa Wolf hingegen taucht ein in die Vergangenheit, um Klarheit zu gewinnen: Wie sind wir so geworden, wie wir sind? Wie tief hinab reicht das Erinnern? Was bleibt? Erinnerungsarbeit, die beide Autorinnen für sich und ihre Zeit leisten – als eine selbst auferlegte Pflicht –, ist ein Moment, das beide verbindet. Wolfs Tagebuch „Ein Tag im Jahr“ ist durchzogen von Verweisen auf Seghers, von der zeitlebens eine starke Inspiration auf die Jüngere ausging, auf ihre Themenwahl, ihr poetologisches Selbstverständnis. Dass Christa Wolf in der Lust, sich in Erinnerung und (Selbst)Reflexion zu ergehen, weitergehen konnte als ihre Vorgängerin, hat nicht zuletzt mit der zunehmenden Akzeptanz weiblichen Schreibens zu tun.

Ursula Elsner, Jg. 1954, Literaturwissenschaftlerin, Germanistikstudium in Leipzig. Assistenz an den Universitäten Halle-Wittenberg und Magdeburg. Dissertation zur Homer- und Nibelungenrezeption bei Franz Fühmann. Seit 1994 Do-

zentin an der Pädagogischen Hochschule Freiburg/Breisgau. Veröffentlichungen zu Christoph Hein, Anna Seghers, Franz Fühmann. Mitherausgeberin und Autorin des Jahrbuchs der Anna Seghers Gesellschaft Berlin und Mainz e.V. „Argonautenschiff“.

Donnerstag, 23.6.06, 20h c.t.

Prof. Dr. Sabina Becker (Universität Freiburg)

Zwischen Erinnern der Vergangenheit und Vergegenwärtigung der Fremde – Akkulturation von Autorinnen im Exil

Der Vortrag beschäftigt sich mit den Schriftstellerinnen, die sich, nachdem sie 1933 oder in den Jahren danach Deutschland verlassen mussten, zum Verbleib, und das heißt zur Akkulturation in ihren jeweiligen Exil- bzw. Gastländern entschieden, sich also im Exilland eine neue soziale, interkulturelle Identität und künstlerische Existenz aufgebaut haben. Zumeist war der Akkulturationsprozess mit einem Sprachwechsel und der Integration in die Nationalliteratur des jeweiligen Gastlandes verbunden, eine Anforderung, mit der sich offensichtlich weibliche Autoren leichter getan haben als ihre männlichen Kollegen.

Ihre literarische Produktion ist eng mit der Emigration und mit der Integration in eine neue Gesellschaft verknüpft; zugleich ist die Erinnerung der früheren Heimat eine zentrale Komponente.

Sabina Becker wurde 1961 in Saarbrücken geboren, Studium der Fächer Soziologie, Germanistik, Hispanistik und Komparatistik an der Philosophischen Fakultät der Universität des Saarlandes; 1992 Promotion im Fach Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Philosophischen Fakultät der Universität des Saarlandes mit der Arbeit *Urbanität und Moderne. Studien zur Großstadtswahrnehmung in der deutschen Literatur 1900-1930*; 1999 Habilitation mit der Untersuchung *Neue Sachlichkeit* (2 Bde.); 2002-2004 Vertretungsprofessur Bergische Universität Wuppertal, Institut für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft; seit September 2004 Professorin für Neuere Deutsche Literaturgeschichte an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.

Arbeitsschwerpunkte: Literatur und Kultur des 19. Jahrhunderts, Literarische Moderne im 20. Jahrhundert, Literatur der Weimarer Republik und des Exils.

Donnerstag, 29.6.06, 20h c.t.

HD Dr. Sven Kommer/Ralf Biermann (Pädagogische Hochschule Freiburg)

Zwischen Erinnerung und Inszenierung – Medienbiografien medial dargestellt

Medien sind inzwischen nicht nur ein fester Bestandteil unserer Gesellschaft, sondern auch unserer eigenen Biografie. Längst gibt es für jede Altersstufe das ‚typische‘ Medium – das allerdings in der nächsten Generation schon wieder ein

anderes ist. Retrospektive Befragungen zu der ‚eigenen‘ Mediengeschichte/ Medienbiografie machen zum einen deutlich, dass sich auch innerhalb einer Kohorte sehr unterschiedliche Nutzungsmuster und biografische Strukturen entdecken lassen. Nach wie vor spielen hier Bildungshintergründe und Geschlechterrollen eine große Rolle. Zum anderen wird aber auch sichtbar, dass Erinnern und Konstruieren nicht voneinander zu scheiden sind. Erst recht nicht, wenn z.B. bestimmte Medien oder ihre Inhalte mit einem (vermeintlichen) Statusgewinn verbunden sind.

In dem Vortrag werden Ergebnisse aus einem Forschungsprojekt der PH Freiburg berichtet, das Schülerinnen und Schüler sowie Studierende der PH über ihre Medienbiografien befragt hat.

Sven Kommer, geb. 1964, Studium des Lehramts für Realschule in Ludwigsburg, 1995 Promotion in Bielefeld. Seit 2001 Hochschuldozent für Medienpädagogik an der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Aktuelle Arbeitsschwerpunkte: Medienbiografien von Jugendlichen, neue Konzepte für den Medieneinsatz in der Schule.

Donnerstag, 6.7.06, 19.30h, Kommunales Kino

Prof. Dr. Elisabeth Bronfen (Universität Zürich)

Reisen ans Ende des Traumas – *The Others* (Alejandro Amenábar), *Femme Fatale* (Brian De Palma) und *In the Cut* (Jane Campion)

Im Anschluss an den Vortrag Filmvorführung

***In the Cut* (Jane Campion)**

Dreimal wacht eine Frau auf, orientiert sich im Raum, und fällt dann in einen Wachtraum, der sie an den Nabel des Traumas führt, der sie nicht weiter schlafen – und das heißt im Kontext dieser Filme – ruhig weiter leben lassen wollte. Jeweils kommt die Selbstsuche einer Erinnerungsreise gleich, an dessen Kern der selbstzerstörerische Genuss von Gewalt liegt, ob Selbstmord oder Mord. Brisant an den von Alejandro Amenábar, Brian de Palma und Jane Campion entwickelten Filmgeschichten ist jedoch der Umstand, dass sie auf ein Aufwachen der jeweiligen Heldinnen aus ihren Fantasien hinauslaufen; und somit gerade in einem weiblichen Blick auf Gewalt auch dem Ausweg aus dieser entwerfen.

Elisabeth Bronfen ist Lehrstuhlinhaberin am Englischen Seminar der Universität Zürich. Ihr Spezialgebiet ist die Anglo-Amerikanische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Sie hat zahlreiche wissenschaftliche Aufsätze in den Bereichen *Gender Studies*, Psychoanalyse, Film und Kulturwissenschaften wie auch Beiträge für Ausstellungskataloge geschrieben. Veröffentlichungen, u.a.: *Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik* (in einer überarbeiteten Neuauflage bei Königshausen und Neumann), *The Knotted Subject. Hysteria and its Discontents/ Das Verknottete Subjekt. Unbehagen in der Hysterie* (Princeton University Press), *Die Diva: Geschichte einer Bewunderung* (Schirmer Mosel Verlag).

Donnerstag, 13.7.06, 20h c.t.

Meike Penkwitt (Universität Freiburg)

**Erinnern zwischen Performanz und Referenz –
Die Erinnerungstexte der Autorin Erica Pedretti**

Die Texte Erica Pedrettis oszillieren in vielfacher Weise zwischen Erinnern und Nicht-Erinnern, sei es bei der Thematisierung nicht zu verbalisierender Traumata, der Darstellung des Versuchs, endlich in der Gegenwart zu leben oder aber auch in Szenen, in denen sich der erinnernde Gedankenfluss verselbständigt und die Erzählinstanz versucht, diese Bewegung aufzuhalten. Pedrettis dem *nouveau roman* nahestehende Schreibweise macht deutlich, dass für die Autorin ein unproblematischer Vergangenheitsbezug nicht denkbar ist, Erinnern für sie immer auch Erfinden, also einen Konstruktionsprozess darstellt. Erinnern wird von ihr als ein Prozess zwischen Performanz und Referenz vor Augen geführt und interessanterweise scheinen es gerade die Momente des Nicht-Erinnerns zu sein, in denen ein Vergangenheitsbezug am greifbarsten wird.

Meike Penkwitt, geb. 1971, Studium der Fächer Deutsch und Biologie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Seit 1995 Organisatorin der Veranstaltungsreihe Freiburger Frauenforschung, 1997 Frauenförderpreis der Universität Freiburg, 1999 erstes Staatsexamen, promoviert derzeit bei Prof. Dr. Gabriele Brandstetter (Freie Universität Berlin) zum Thema ‚Erinnern‘ in den Texten der Autorin Erica Pedretti.

Donnerstag, 20.7.06, 20h c.t.

Dr. Anna Strasser (Universität Freiburg)

**Wer erinnert was? –
Gedächtnisforschung aus kognitionswissenschaftlicher Perspektive**

In der Gedächtnisforschung unterscheidet man zwischen vier Gedächtnisprozessen, der Enkodierung, dem Behalten, dem Abruf und dem Vergessen. In diesem Vortrag soll der Prozess des Abrufens autobiographischer Gedächtnisinhalte fokussiert werden.

Schematheorien spielen bei der Beschreibung von (Re-)Konstruktionsprozessen von Gedächtnisinhalten eine wichtige Rolle. Sie berücksichtigen den Einfluss des so genannten Alltagswissens, welches beim Erinnern eine Rolle spielt. Die Verwendung eines Schemas beeinflusst sowohl das Enkodieren als auch den späteren Abruf von Gedächtnisinhalten.

Schemata entstehen durch Wiederholung und sind sicherlich auch geprägt durch das Rollenverständnis einer Person, die sich z.B. zu einem bestimmten Zweck erinnern will. Das Selbstbild einer Person färbt ihre Erinnerungen. So ist die Geschlechterrolle, die eine Person in ihrem Leben einnimmt mit an der Ausprägung bestimmter Schemata beteiligt.

Anna Strasser: 2000 Magister in Philosophie, Germanistik, Magisterarbeit: *Referenz als theoretisches Konstrukt in der Bedeutungstheorie von Donald Davidson*. (Albert-Ludwigs-Universität, Freiburg). 2001-2003 Stipendiatin des Graduiertenkollegs ‚Menschliche und maschinelle Intelligenz‘. 2004 Dissertation in Kognitionswissenschaft: *Kognition künstlicher Systeme*. Seit Dezember 2004 Assistentin (C 1) am IIG, Abt. Kognitionswissenschaft, Universität Freiburg.

Donnerstag, 27.7.06, 20h c.t.

Dr. Astrid Erll (Universität Gießen)

Generationalität, Geschlecht und literarische Kriegserinnerung um 1930 – Von Erich Maria Remarques *Im Westen nichts Neues* (1929) zu Helen Zenna Smiths *Not so Quiet ...* (1930)

In dem Vortrag geht es um den Zusammenhang von Generationalität, Geschlecht und literarischer Erinnerung an den Ersten Weltkrieg im Kontext von deutschen und englischen Erinnerungskulturen um 1930. Im Mittelpunkt steht der Roman *Not so Quiet ...*, der 1930 von der englischen Erfolgsjournalistin Evadne Price unter dem Pseudonym ‚Helen Zenna Smith‘ veröffentlicht wurde. Wie der Titel schon ahnen lässt, handelt es sich dabei um ein rewriting des internationalen Bestsellers von Erich Maria Remarque – *Im Westen Nichts Neues* (1929; engl. *All Quiet on the Western Front*, 1929). Für eine an der Geschichte des Zusammenhangs von ‚Erinnern und Geschlecht‘ interessierte Literaturwissenschaft stellt *Not so Quiet ...* ein wichtiges ‚erinnerungshistorisches Dokument‘ dar, weil der Roman beispielhaft zeigt, dass und wie sich weibliche Autoren im Kontext der „Wiederkehr des Weltkriegs in der Literatur“ um 1930 Gehör verschafften und sich als der (überwiegend männlich konnotierten) ‚verlorenen Generation‘ / lost generation zugehörig stilisierten – jener Generation also, die, mit Remarques Worten, „vom Kriege zerstört wurde, auch wenn sie seinen Granaten entkam“. Mit welchen literarischen Verfahren diesem Anspruch Nachdruck verliehen wird und wie in die geschlechtsspezifische Kriegsdarstellung überdies Paradigmen verschiedener Erinnerungskulturen (deutsche/englische) hineinspielen, soll im Rahmen des Vortrags erläutert werden.

Astrid Erll, geboren 1972; Studium der englischen und deutschen Philologie an der JLU Gießen; Promotion 2002 mit einer Arbeit zur Erinnerung an den 1. Weltkrieg (*Gedächtnisromane*, 2003); seit 2003 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Gießener SFB ‚Erinnerungskulturen‘; arbeitet zurzeit an einer Habilitationsschrift zur medialen Repräsentation kultureller Krisen im Kontext von Imperialismus und Postkolonialismus. Veröffentlichungen zur britischen Literatur- und Kulturgeschichte des 19. und 20. Jhs., zur Literatur-, Gedächtnis- und Kulturtheorie sowie zur Narratologie – u.a. *Medien des kollektiven Gedächtnisses* (2004; hrsg. mit A. Nünning) und *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung* (2005).

Noch nicht festgelegte Termine

Im Wintersemester:

Voraussichtlich im November, Kleines Haus, Theater Freiburg

Schauspiel von Felicia Zeller

Inszenierung: Christian von Treskow, Bühne und Kostüme: Sandra Linde, Bühne und Kostüme: Dorien Thomsen, Musik: Sebastian Weber, Dramaturgie: Oliver Held; mit: Alexander Gamnitzer, Hülya Karahan, Holger Kraft, Stefan Saborowski, Janina Sachau, Bruno Winzen.

Einfach nur Erfolg

Er hat Erfolg: Kurt Brisbane. Berühmter Rockstar, allen Medien immer eine Story wert, Idol für zahllose Nachwuchs-Musiker, ausgestattet mit vielen vermeintlich guten Freunden, pflegt den für Musiker unerlässlich exzessiven Drogenkonsum, ist ziemlich sexy – gerade in seiner fuckyouall-Verweigerungshaltung! – und hat mit der süßen Courtney Brain eine super Braut an seiner Seite. Und zum Schluss macht er auch noch alles richtig und bläst sich auf der Höhe seines Erfolgs mit einem Schrotgewehr die Rübe weg – nur die Besten sterben jung!

Wer sich anhand dieser fiktiven Vita eines Rockstars an Kurt Cobain erinnert fühlt, der hat auch allen Grund dazu: Der ehemalige Leadsänger der berühmten Seattler Grunge-Band Nirvana stand Pate für die Figur des Kurt Brisbane. Mit ihm im Zentrum setzt sich die Autorin Felicia Zeller in ihrem Stück böse und witzig mit der heiligen Kuh unseres kapitalistischen Wertesystems auseinander: dem Erfolg. Wie kommt er zustande, warum fliegt er nur einigen zu und anderen nicht, wen verändert er in was, bist du ein Gewinner oder ein Verlierer?! Und es geht um Legendenbildung, Mythos und Selbstdarstellung. Der Umgang mit und über die Medien. Den geheimen Auftrag, den jeder Fan seinem Idol auferlegt. Um Vorbilder und Regeln. Es geht um die Geste der Rebellion, echte und falsche Rebellen. Die Geste der Wut. Denn schließlich geht es auch um Rockmusik.

Einfach nur Erfolg erzählt nicht »die wahre Geschichte des Kurt Cobain, sondern ist vielmehr eine Art Lehrgang bei ihm. Und bei Kurserfolg winkt die Unsterblichkeit – post mortem.

Die Uraufführung *Einfach nur Erfolg* der Berliner Autorin Felicia Zeller ist ein Stückauftrag des Theater Freiburg.

im Anschluss Podiumsdiskussionen

mit SchauspielerInnen, Oliver Held (Dramaturgie), Franziska Bergmann (Freiburger FrauenForschung), Steve Geldhauser, Moderation: Ursula Elsner (Pädagogische Hochschule Freiburg).

Voraussichtlich im Dezember, Großes Haus, Theater Freiburg

Schauspiel von Anton Tschechow

Inszenierung: Amélie Niermeyer; Bühne: Robert Schweer; Kostüme: Jan Meier; Musik: Cornelius Borgolte; mit: Natalja Barannikowa, Ilse Boettcher, Nadine Geysersbach, Claudia Hübbecker, Gabriele Köstler, Christiane Roßbach; Miguel Abrantes Ostrowski, Henning Beckmann, Rainer Galke, Helmut Grieser, Herbert Schäfer, Götz Schulte, Thiemo Schwarz, Ueli Schweizer, Julius Vollmer.

Drei Schwestern

Die drei Schwestern wollen weg: »Nach Moskau. Ort ihrer Jugend, Symbol der Hoffnung, dass es noch eine Welt gibt. Anderswo. »Moskau ist Fluchtpunkt und zugleich Ausdruck einer tiefen Sehnsucht. Denn darin sind sich Irina, Olga und Mascha einig: Es gibt nur einen Ausweg, um der Langeweile des Provinzstädtchens zu entkommen, in dem sie seit 11 Jahren festhängen: »Moskau. Dort sind sie aufgewachsen, dort erhoffen sie sich eine bessere Zukunft. Doch der Aufbruch will nicht wirklich gelingen. Aus vielerlei Gründen kommen sie nicht vom Fleck. Vielleicht geht es ihnen einfach nicht schlecht genug, die Bindungen und Beziehungen, die sie pflegen, sind bequem, mitunter unterhaltsam; es bietet sich Gelegenheit für die eine oder andere Affäre; schließlich war der Vater General und die in dem Städtchen stationierten Offiziere geben sich regelmäßig die Ehre und machen ihnen den Hof. Dann heiratet ihr Bruder Andrej und gründet hier eine Familie. Auf ihm aber ruhten ihre Hoffnungen; er sollte Professor werden – in Moskau. Jetzt ist er Angestellter der Provinzregierung und hat zwei kleine Kinder. Und Spielschulden. Heimlich verpfändet er das gemeinsame Haus. In der Zwischenzeit hat seine Frau Natalja längst das Regiment über den Haushalt übernommen. Zupackend und pragmatisch verfolgt sie die Interessen ihrer jungen Familie. Am Ende sind die Schwestern praktisch enteignet und die Offiziere verlassen die Stadt. Olga, Irina und Mascha bleiben mit ihrer ungestillten Sehnsucht zurück.

Tschechow zeichnet das prägnante Porträt einer Gesellschaft, die bewegungslos geworden ist. Damit nicht genug. Die (Nicht-)Handelnden reflektieren sehr wohl, dass es so nicht weitergehen kann. Sie sehnen sich nach dem Aufbruch. Sie träumen davon in lebendigen Farben. Aber sie leben, als steckten sie fest in „eingedickter Zeit“.

im Anschluss Podiumsdiskussionen

mit SchauspielerInnen, Christoph Lepschy (Dramaturgie), Elisabeth Cheauré (Slavisches Seminar, Universität Freiburg), Joachim Pfeiffer (PH Freiburg), Moderation: Meike Penkwitt (Freiburger FrauenForschung).

Voraussichtlich Januar oder Februar 2006, Theater Freiburg

Schauspiel von Jean-Paul Sartre

Inszenierung: Alexander Müller-Elmau; Bühne: Alexander Müller-Elmau; Kostüme: Julia Kaschlinski.

Geschlossene Gesellschaft

Ein nicht sehr geschmackvoll eingerichtetes Zimmer ist der ausgangslose Ort, an dem drei Menschen nach ihrem Tod zusammengesperrt werden und sich gegenseitig das Nichtmehrleben so schwer wie möglich machen. In alle Ewigkeit. So sieht die Hölle aus. Anfängliche Versuche sich zu ignorieren scheitern. Es gibt kein Entrinnen.

Der Journalist Garcin hat seine Frau zu Tode gequält und als Politiker in einer entscheidenden Situation versagt. Estelle hat ihr Kind ermordet und ihren Geliebten, den Vater des Kindes, in den Tod getrieben. Ines hat eine verheiratete Frau verführt, die sich schließlich aus Verzweiflung vergiftet hat. Nun sind sie aufeinander angewiesen und vermögen einander nicht zu helfen. Ein Panoptikum zwischenmenschlicher Gemeinheiten entfaltet sich. Ines stellt Estelle nach, die ihrerseits Garcin zu verführen sucht, der wiederum, sein politisches Versagen reflektierend, um die Anerkennung von Ines buhlt.

„Die Hölle, das sind die anderen“, ist der vielzitierte Satz Sartres, der seine konsequente Ausfaltung in diesem meistgespielten Stück Sartres gefunden hat. Eine faszinierende, psychologisch genau gezeichnete Zimmerschlacht.

im Anschluss Podiumsdiskussionen

mit SchauspielerInnen, Josef Mackert (Dramaturg), Ursula Elsner (Pädagogische Hochschule Freiburg), N.N., Moderation: Joachim Pfeiffer (Pädagogische Hochschule Freiburg)

Weitere Podiumsdiskussionen im Sommersemester.

Interessierten bieten wir an, Sie bei überraschend eintretenden Terminänderungen baldmöglichst per Email zu informieren (z.B. Absage oder Terminverschiebung aus Krankheitsgründen). Hierfür genügt es, uns eine Email mit dem Stichwort „Terminänderungen“ zukommen zu lassen.

AutorInnen

AutorInnen

Franziska Bergmann, 1980 geboren in Wiesbaden, studiert seit dem Wintersemester 2000 Neuere deutsche Literaturwissenschaft, Anglistik und *Gender Studies* in Freiburg. Ihre Lieblingsschriftstellerin ist Annemarie Schwarzenbach, auf die sie durch ein faszinierendes Foto und eine Kurzbiographie in einem Lexikon über berühmte Frauen aufmerksam wurde. Seit Juli 2003 arbeitet sie als wissenschaftliche Hilfskraft bei der *Freiburger FrauenForschung*. Derzeit arbeitet sie an ihrer Masterarbeit zu Helene Böhlaus *Halbtier!*. Sie interessiert sich neben Schwarzenbach für Theater und dekonstruktivistische *Gender*-Theorien.

Andrea Büchler, Prof. Dr. iur., 1990-1995 rechtswissenschaftliches Studium in Basel, 1998 Promotion, 1998-2002 wissenschaftliche Assistentin an der Universität Basel, seit 2002 Inhaberin des Lehrstuhls für Privatrecht an der Universität Zürich. Forschungsschwerpunkte, Familienrecht, Personenrecht, *Gender Law*, Islamisches Recht.

Sylvia Buchen, Diplomsupervisorin, Promotion 1991 an der Universität Frankfurt/M., Habilitation 1994 an der Universität Bremen, ist Professorin für Erziehungswissenschaft (Schulpädagogik) an der Pädagogischen Hochschule Freiburg i. Brsg. Sie ist Leiterin der Studienrichtung Schulpädagogik und des Wahlpflichtfachs „*Gender Studies*“ im Diplomstudiengang; seit 2003 ist sie Leiterin des Großprojekts „Hochschulartenübergreifendes Kompetenzzentrum“ zum Thema „Genderforschung und Bildungsfragen in der Informationsgesellschaft“, das vom MWK Baden-Württemberg gefördert wird. Arbeitsschwerpunkte: Rekonstruktive Schul-, Bildungs- und Genderforschung; hierzu zahlreiche Publikationen.

Michelle Cottier, lic.iur., MA, 1993-1998 rechtswissenschaftliches Studium in Basel und Lausanne, 1999/2000 Master's in Rechtssoziologie am *International Institute for the Sociology of Law* (Oñati), 2000-2004 wissenschaftliche Assistentin an der Universität Basel, seit 2002 Doktorandin im Graduiertenkolleg *Gender Studies* in Basel. Forschungsschwerpunkte: Familienrecht, *Gender Law*, Rechtssoziologie.

Nina Degele, Prof. Dr., geb. 1963, Studium der Soziologie in München und Frankfurt. 1989 Diplom in Soziologie, danach wiss. Mitarbeiterin/Assistentin am Institut für Soziologie der LMU München. 1993 Promotion, Habilitation 1998 („Informiertes Wissen. Eine Wissenssoziologie der computerisierten Gesellschaft“). Seit dem SS 2001 Professorin für Soziologie und *Gender Studies* an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Publikationen: *Techniksoziologie. Eine Einführung*, München 2002; *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*,

Wiesbaden 2004; zusammen mit Christian Dries: *Modernisierungstheorie. Eine Einführung*, München 2005.

Stefanie Duttweiler hat Sozialpädagogik und Soziologie an der Universität Freiburg studiert. Ihre Promotion untersucht am Beispiel aktueller Glücksratgeber den Zusammenhang zwischen therapeutischer Kommunikation und Ökonomisierung. Derzeit arbeitet sie an den Universitäten Basel und Zürich und ist Mitarbeiterin in einem interdisziplinären Projekt zur „Gouvernementalität medialisierter Selbstthematisierung“. In ihren Veröffentlichungen über rezente Formen privater Selbstoptimierung wie Wellness oder Selbstmanagement thematisiert sie die aktuelle Verpflichtung, die Selbstbeziehung nach Maßgabe eines „unternehmerischen Selbst“ zu gestalten.

Astrid M. Fellner, ist Universitätsassistentin am Institut für Anglistik und Amerikanistik der Universität Wien. Ihre Forschungsschwerpunkte sind U.S. Latino/a Literatur, feministische Theorie, *Gender Studies* und *American Cultural Studies*. Ihr Buch *Articulating Selves: Contemporary Chicana Self-Representation* beschäftigt sich mit der Identitätskonstruktion in der Chicana Literatur. Derzeit arbeitet sie an ihrer Habilitation zu sexueller Differenz und der Rolle des weiblichen Körpers in der amerikanischen Literatur des späten 18. Jahrhunderts.

Judith Halberstam ist Professorin für *English Graduate Studies* an der *University of Southern California*, Los Angeles. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind *Queer Theory*, feministische und *Gender*-Theorien, Film- und Medienwissenschaften sowie Postmoderne und britische Literatur des 19. Jahrhunderts. Zu ihren wichtigsten Veröffentlichungen zählen u.a. *Female Masculinity* (1998) und *In a queer Time and Place. Transgender Bodies, Subcultural Lives* (2005).

Mona Hanafi El Siofi, geb. 1968, studierte 1990-94 Islamwissenschaften, Soziologie, Germanistik und Philosophie in Freiburg. 1994-98 Goldschmiedeausbildung in Müllheim/Baden. Seit 2000 Studium der Ethnologie, Psychologie und *Gender Studies* in Freiburg. Daneben 2002-03 praktisches Jahr im Adelhausermuseum, Abt. Völkerkunde, und im Anschluss, bis September 2005, hilfswissenschaftliche Mitarbeiterin im Verbundprojekt „Der Status des extrakorporalen Embryos“. Redakteurin der *Freiburger FrauenStudien*.

Antje Harms, geb. 1977, studiert in Freiburg Neuere und Neueste Geschichte, *Gender Studies* und Wissenschaftliche Politik. Außerdem ist sie wissenschaftliche Hilfskraft und Tutorin am *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG)*. Zur Zeit schreibt sie ihre Magisterarbeit über Interaktionen von ‚Rasse‘ und ‚Geschlecht‘ in den Diskursen der bürgerlichen Jugendbewegung Anfang des 20. Jahrhunderts.

Sandra Hestermann, geb. 1969. 1988-1996 Studium der Anglistik, Romanistik (Französisch, Spanisch) und Erziehungswissenschaften (Pädagogik und Allg. Didaktik, Psychologie) an der Universität Essen-Duisburg, der Université Paris X, Nanterre, University of Newcastle, GB und Universidad de Sevilla. 1. Staatsexamen 1996/1997. Von 1997 bis 2001 wissenschaftliche Angestellte am Englischen Seminar, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Forschungsaufenthalt an der University of Pune, Indien im Jahre 2000. 2001 Promotion über postkoloniale indisch-englische Literaturen. Weitere Forschungsinteressen, Vorträge und Veröffentlichungen in den Bereichen: *Gender*, *Queer and Cultural Studies*, deutsch-türkische Diasporaliteraturen, Fremdsprachendidaktik. Seit 2002 u.a. tätig als Schulberaterin und Fachreferentin für moderne Fremdsprachendidaktik des Cornelsen Verlags. www.sandrahestermann.com

Tara Hill studiert Soziologie, Medienwissenschaft und *Gender Studies* an der Universität Basel und arbeitet als freie Journalistin für die Basellandschaftliche Zeitung und die Basler Zeitung. Ihre Studienschwerpunkte sind globale gesellschaftliche und technisch-mediale Netzwerke mit besonderer Beachtung des damit verbundenen Geschlechterdiskurses. Sie hat am Seminar und am Workshop „Queer Perspectives in Cultural Studies and Social Sciences“ teilgenommen.

Antonia Ingelfinger, M.A., Fachhochschulausbildung zur Diplombibliothekarin in Konstanz und Stuttgart, Studium der Kunstgeschichte und der Neueren Deutschen Literatur in Tübingen und Freiburg, 1997 Magisterabschluss mit einer interdisziplinären Arbeit über Cindy Shermans *Sex Pictures* und Elfriede Jelineks *Lust*. Lehraufträge für den Studiengang *Gender Studies* an der Universität Freiburg zusammen mit Franziska Haller (Film- und Fernsehwissenschaften) und Meike Penkwitt (Literaturwissenschaft) zu den Themen „Pornografie“ in Literatur, Film und Kunst“ und „Ekel und Trauma im Film unter Genderaspekten“. Derzeit Promotion bei Prof. Dr. Anne-Marie Bonnet über die Funktion des Ekels in Cindy Shermans *Disgust Pictures*. Redakteurin der *Freiburger FrauenStudien*.

Ulle Jäger, Studium der Anglistik, Amerikanistik und Gesellschaftswissenschaften in Frankfurt am Main. Promotion in Soziologie, Stipendiatin der *Heinrich Böll Stiftung*. Derzeit wissenschaftliche Assistentin am *Zentrum Gender Studies*, Universität Basel, außerdem Supervisorin im Bereich Wissenschaft und Hochschule. Thematische Schwerpunkte in Forschung und Lehre: Feministische Theorie, *Queer Theory*, Körpersoziologie.

Susanne Jung studiert derzeit Neuere Englische Literatur und Musikwissenschaft an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Ihr besonderes Interesse gilt dabei den *Gender* und *Queer Studies*. Neben Auslandssemestern in Großbritannien und den USA kann sie außerdem auf ein abgeschlossenes Pharmaziestudium zurückblicken.

Angela Kaupp, (Dr. theol., Dipl. Päd.), Akademische Rätin an der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Fachgebiet Religionspädagogik/Katechetik. Nach dem Studium über zehnjährige Berufstätigkeit in Schule, verbandlicher Jugendarbeit und Erwachsenenbildung in Würzburg und München. Seit 1998 hauptberuflich wissenschaftlich tätig in Freiburg.

Maja S. Maier arbeitet seit 1996 als Soziologin in verschiedenen DFG-Projekten im Bereich Geschlechterforschung: Von 1996-2000 an der Pädagogischen Hochschule Freiburg und der Universität Lüneburg im DFG-Projekt zu Geschlechternormen in Paarbeziehungen im Milieuvvergleich (Prof. Günter Burkart); von 2000-2003 an der Technischen Universität Dresden zu Institutionalisierungsprozessen in Zweierbeziehungen (Prof. Karl Lenz). Seit 2003 ist sie an der Pädagogischen Hochschule Freiburg als Projektkoordinatorin des *Hochschulartenübergreifenden Kompetenzzentrums für Genderforschung und Bildungsfragen in der Informationsgesellschaft (KGBI)*, Prof. Sylvia Buchen) beschäftigt. Ihre Schwerpunkte sind: Geschlechterverhältnisse, Soziale Ungleichheit, Familien- und Paarforschung, Körpersoziologie, Institutionentheorie. Maja S. Maier promoviert unter dem Titel „Paarsein. Eine Rekonstruktion narrativer Paaridentität homo- und heterosexueller Paare“.

Jennifer Moos, geboren 1979, studiert Englische Philologie, Sprachwissenschaft des Deutschen und *Gender Studies* an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Einjähriger Studienaufenthalt an der *University of Manchester*, Großbritannien. Seit 2003 wissenschaftliche Hilfskraft im Büro der *Freiburger FrauenStudien/ Freiburger FrauenForschung*. Interessenschwerpunkte: feministische, *gender-* und *queer*-Theorien, zeitgenössische englischsprachige AutorInnen (insbesondere Jeannette Winterson, Jackie Kay), moderne Kunst, Postmoderne und Konzeption von Identität, Reisen, Traum und Schlaf.

Claudia Catharina Münzing, geb. 1980, studiert in Freiburg seit 11 Semestern Politikwissenschaft, Neuere deutsche Literaturgeschichte und *Gender Studies* und war von 2002-2005 wissenschaftliche Hilfskraft und Tutorin am *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies*. Ihre Interessenschwerpunkte sind feministische Theorien und *Queer Theory*, wobei das Hauptaugenmerk auf der Erforschung queerer Lebenswelten und deren Einbettung in heteronormative Regimes liegt. Momentan schreibt sie ihre Magisterarbeit über Öffentlichkeits- und Privatheitsdiskurse im Spannungsfeld geschlechtlicher und sexueller Identitäten.

Miriam Nandi, geb. 1974, studierte Soziologie, Philosophie und Englische Philologie in Freiburg und Reading (GB). 2005 Promotion zum Thema *M/Other India/s – zur literarischen Verarbeitung von Armuts- und Kastenproblematik in der indisch-englischen Literatur*, bei Prof. Monika Fludernik. Publikationen zur indisch-englischen Literatur, postkolonialer Theorie und Multikulturalismus.

Meike Penkwitt, geb. 1971, Studium der Fächer Deutsch und Biologie an der Albert Ludwigs Universität Freiburg, seit 1995 Organisatorin der Vortragsreihe *Freiburger FrauenForschung*, 1997 Frauenförderpreis der Universität Freiburg, 1999 erstes Staatsexamen, promoviert derzeit bei Gabriele Brandstetter (Freie Universität Berlin) zum Thema ‚Erinnern‘ in den Texten der Autorin Erica Pedretti. Mitarbeiterin im *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG)* an der Universität Freiburg. Redakteurin und seit 1998 Herausgeberin der *Freiburger FrauenStudien*.

Joachim Pfeiffer, Studium der Philosophie, Theologie, Germanistik und Romanistik in München, Paris, Innsbruck und Freiburg. Drittmittelprojekt zur Literaturpsychologie an der Universität Freiburg. Habilitation zum Thema „Tod in der literarischen Moderne“. Seit 1989 Herausgabe einer annotierten Bibliographie zur Literaturpsychologie. Zur Zeit Professor für Neuere deutsche Literatur und Literaturdidaktik an der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Forschungsschwerpunkte: Literatur der Moderne, Kleist, Literaturpsychologie, *Gender Studies*, Kulturwissenschaft und Germanistik, Literaturdidaktik und neue Medien. Publikationen: *Die zerbrochenen Bilder. Gestörte Ordnungen im Werk Heinrich von Kleists* (1989); *Literaturpsychologie 1945-1987. Eine systematische und annotierte Bibliographie* (1989); *Tod und Erzählen. Wege der literarischen Moderne um 1900* (1997); *Franz Kafkas ‚Die Verwandlung‘, ‚Brief an den Vater‘* (1998); (Hrsg.) *Konfigurationen der Gegenwart* (1998); *Einführung in die psa. Literaturwissenschaft* (2003); Einzelpublikationen zu *Gender Studies*, Till Eulenspiegel, Goethe, Kleist, Raabe, Th. Mann, Musil, Kafka, H.H. Jahn, Th. Bernhard, Handke, J. Winkler, Hilbig, Süskind, zur interkulturellen Hermeneutik, zur Wendeliteratur, zur Literaturdidaktik.

Manuela Rossini studierte Anglistik und Hispanistik an der Universität Basel, wo sie am Englischen Seminar als Assistentin tätig war und mit einer kulturwissenschaftlichen Studie zur Familie in der Frühen Neuzeit promovierte. Zur Zeit arbeitet sie an der Universität Amsterdam an ihrem vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützten Habilitationsprojekt „Science/Fiction: Imagineering the Future of the Human“.

Chris Schenk, Dipl.-Phys., geb. 1952, Studium der Physik (1971-1976), 1977-1989 wiss. MitarbeiterIn an der Akademie der Wissenschaften der DDR, postgraduales Studium der Soziologie (1988-1989) an der Humboldt-Universität zu Berlin, dort von 1989-1990 Aspirantur „Zur psychosozialen Situation lesbischer Frauen in der DDR“, von 1990 bis 2002 Mitglied des Deutschen Bundestages mit den Schwerpunkten Lebensweisenpolitik, *Gender Mainstreaming* sowie *Queer- und LGBTI-Politik (Lesbian-, Gay-, Bisexual-, Trans- und Intersexual politics)*, ab 2002 im Bereich Organisations- und Politikberatung zu Fragen des Diversity Managements tätig, seit 2003 postgraduales Zusatzstudium „GenderKompetenz“ an der Freien Universität Berlin.

Dominique Schirmer, Dr., Sinologin und Soziologin, forscht und lehrt am Institut für Soziologie der Universität Freiburg. Forschungsschwerpunkte: Die Volksrepublik China im Wandel, Soziologie in der VR China, Pazifikasien, Qualitative Forschung, soziologische Methodologie, Geschlecht, Schmerz. Wissenschaftliche Mitarbeiterin im interdisziplinären Projekt *Intersubjektive Konstruktion und sprachliche Kodierung von Schmerz* an der Universität Freiburg, Teilprojekt Soziologie/Psychosomatische Medizin: *Konstruktion und Erleben von Schmerz*. Einige Veröffentlichungen: Together with Gernot Saalman and Christl Kessler (Eds.): *Hybridising East and West* (2006); „Communities and Security in Pacific Asia“, in: *Asian Security Reassessed. New Challenges and Policy Responses*, edited by Stephen Hoadley and Jürgen Rüland (2005, in print); zusammen mit Nina Degele, „Selbstverständlich heteronormativ: zum Problem der Reifizierung in der Geschlechterforschung“, in: Sylvia Buchen, Cornelia Helfferich, Maja S. Maier (Hrsg): *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen* (2004).

Franziska Schößler, Professorin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Trier. Studium der Literaturwissenschaft, Philosophie, Linguistik und Kunstgeschichte an den Universitäten Bonn und Freiburg. Studienaufenthalte in Paris, London und Brisbane. 1994 Promotion über Adalbert Stifter, 2001 Habilitation über Goethe an der Universität Freiburg (*Die „Lehr“- und „Wanderjahre“ . Eine Kulturgeschichte der Moderne*). Schwerpunkte: Drama und Theater (insbesondere der Gegenwart), kulturwissenschaftliche Theoriebildung und Lektüren, *Gender Studies*. Neueste Publikationen: *Einführung in das bürgerliche Trauerspiel und das soziale Drama* (Darmstadt 2003); *Augen-Blicke. Erinnerung, Zeit und Geschichte in Dramen der neunziger Jahre* (Tübingen 2004); es erscheint demnächst: *Literaturwissenschaft. Eine Einführung* (Tübingen 2006).

Eva Voß, geb. 1981, seit Winter 2001 Studium der Politikwissenschaft, Geschichte und *Gender Studies* in Freiburg und Brest (Frankreich), von Dezember 2002 bis Juli 2003 Wissenschaftliche Hilfskraft bei den *Freiburger FrauenStudien (FFS)*, seit August 2003 Redakteurin der *FFS*, zahlreiche Praktika u.a. bei der *European Women's Lobby (EWL)* in Brüssel und dem *United Nations Development Fund for Women (UNIFEM)* in Bratislava. Seit dem Sommersemester 2005 wissenschaftliche Hilfskraft der Universitätsfrauenbeauftragten. Derzeit Magisterarbeit zu „UNIFEM und Gender Mainstreaming“.

Vojin Saša Vukadinović, geboren 1979, studiert Geschichte, Germanistik und Geschlechterforschung an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und war von 2003 bis 2005 wissenschaftliche Hilfskraft im *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies*. Gegenwärtig Magisterarbeit zu Antifeminismus im medialen und staatlichen RAF-Diskurs der 70er Jahre.

Birgitta Wrede, Dr., geb. 1961, hat Sozialwissenschaften und Biologie studiert, ist als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Geschäftsführung des *Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)* der Universität Bielefeld tätig. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Sexualpädagogik, Sozialisationsprozesse und Geschlechterverhältnisse sowie Geld und Geschlecht.

DAS ARGUMENT

ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND
SOZIALWISSENSCHAFTEN

261 Fassaden der Selbstregierung

Thomas Barfuss Was heißt Nonkonformismus heute?

Christina Kaindl »Du musst ihn fühlen, den Scheiß!«

Über Big Brother und Popstars

Jan Rehmann Foucaults »Geschichte der Gouvernementalität«

Tilman Reitz Neoliberalismus in Staat und Geist

Nils Baratella & Jan Rehmann Zu Boltanski/ Chiapello,

»Der neue Geist des Kapitalismus«

Erwin Riedmann Das Bewerberfoto

Aktuelle Analysen:

F.Haug Köhlers Zukunftswerkstatt; **J.Badura** Nein FÜR Europa;

W.-D.Narr Wahlen, BRD 2005 - mehr als bewegte Sklerose?

260 Neosexuelle Revolution?

Volkmar Sigusch Neosexualitäten

Wolfgang Fritz Haug Sexualverändernde Funktionsfolgen des
High-Tech-Kapitalismus

Hannu Eerikäinen Liebe deine Prothese wie dich selbst

Antke Engel Subversive Bilder. Die sexuelle Befreiung kommt
ins Zwielficht

Erica Burman Kinder und Sexualität

Frigga Haug Sex im Klassenzimmer

Aktuelle Analysen:

J.Saxe-Fernández Mexiko und die imperiale Präsidentschaft der USA,

S.Özbek Subimperialistischer Rassismus, **T.Reitz** Zur Messianisierung
Karol Wojtylas

Jetzt DAS ARGUMENT abonnieren! Sechs Hefte im Jahresabo
für 52,50 Euro (Studierende, Arbeitslose ermäßigt 39 Euro)

Argument Versand, Reichenbergerstr. 150, 10999 Berlin

T: 030 611 3983, F: 030 611 4270, versand@argument.de, www.argument.de

beiträge

zur feministischen theorie und praxis

Deutschlands größte und älteste theoretisch-feministische Zeitschrift

Neuerscheinungen

Heft 68 „Globalisierung und Frauenarbeit“
(Arbeitstitel, erscheint im Frühjahr 2006)

Heft 66/67 „Erinnerungen an die neue Frauenbewegung. Gegen die Zerstörung unserer Geschichte.“
(Arbeitstitel, erscheint im Oktober 2005)

Aktuelle Titel

Heft 65 „Nie wieder, aber immer wieder - Krieg“
(2004)

Heft 63/64 „Wenn Heimat global wird“
(2003)

Heft 62 „Vom Leben und Lieben“
(2003)

Alle Einzelhefte, je ca. 156 Seiten, 15,- €

Bezug: über Buchhandel sowie Abo- und Einzelbestellungen direkt beim Verlag

Preissenkung

Wichtige feministische Grundlagentexte und Diskussionen der 80er und 90er Jahre für nur 3,- bis 7,70 € !

Redaktion und Verlag

Niederichstr. 6 50668 Köln
Tel. ++49+ 221-138490
Fax ++49+ 221-1390194

www.beitraege-redaktion.de
e-mail: beitraege-redaktion@t-online.de

Ariadne Forum für Frauen- und Geschlechterpolitik

47



Das Heft 47 / Mai 2005 der
*Ariadne. Forum für Frauen- und
Geschlechtergeschichte* kostet
9,50 Euro zzgl. Versandkosten.
Das Abonnement mit 2 Heften jährlich
kostet 15,- Euro zzgl. Versandkosten

Bezug über den Buchhandel
oder direkt über:
Stiftung Archiv der deutschen
Frauenbewegung
Gottschalkstraße 57
D - 34127 Kassel
Tel.: 0049-(0)561-98936-70 / Fax: -72
E-Mail: info@addf-kassel.de

Weitere Informationen unter:
www.addf-kassel.de

»Kriegsfrauen« und »Friedensmänner« Geschlechterrollen im Krieg

Andrea Nachtigall / Anette Dietrich: (Mit-)Täterinnen.
Weiblichkeitsdiskurse im Kontext von Gewalt, Krieg
und Nation.

Kathrin Schlieter: »A liberals' war«. Zur Funktion von
Geschlechterbildern in den medialen Darstellungen des
Kosovokrieges.

Karin Baumgartner: »Die Männer sind nicht zum
Frieden geboren«. Krieg und Männlichkeit in den
Texten von Helmina von Chézy, Caroline de la Motte
Fouqué und Karoline Pichler.

Florian Buch: Friedfertige »Männlichkeit« und »Große
Politik« in der Reichsgründungszeit. Über eine Codie-
rung des liberalen außenpolitischen Diskurses.

Christof Dejung: Soldatenmütter und Offiziers-
matratzen. Die Frauenhilfsdienste und die Frage der
politischen Gleichstellung der Frauen in der Schweiz
1938-1945.

Florian Altenhöner: Das »Heimatheer deutscher Frauen«.
Propaganda durch bürgerliche Frauen in Berlin 1918
zwischen »Aufklärung« und Denunziation.

Bettina Blum: »Einen weiblichen Soldaten gibt es
nicht.« Helferinnen der Wehrmacht zwischen männli-
chem Einsatz und »fraulicher Eigenart«.

Maria Fritsche: Feige Männer? Fremd- und Selbstbil-
der von Wehrmachtsdeserteuren.

Barbara Wagner: Claude Cahun und Suzanne Malherbe.
Körperbildinszenierungen und aktiver Widerstand.

Alexandra Paffen: »Lass uns doch nur den Krieg aus
dem Spiele halten.« Die Geschwister Erika und Klaus
Mann und ihre Einstellungen zu Pazifismus, Kampf und
Krieg – ein Versuch.

Gender

Caroline Arni **Entzweigungen** **Die Krise der Ehe** **um 1900**

2004. XII, 415 S. Gb.
€ 39,90/SFr 69,40
ISBN 3-412-11703-X
Um 1900 liegt das Schlagwort der »freien Liebe« in der Luft, feministische und sozialistische Forderungen nach einer Revolution der Ehe sind unüberhörbar und in wachsender Zahl treten Ehepaare vor die Scheidungsrichter. Caroline Arni gelingt es, aus den Geschichten entzweiter Ehen die Traditionslinien und Zukunftsentwürfe einer Ordnung des Paares herauszuarbeiten, die vom Ende des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart reichen.

Angela Steidle **In Männerkleidern** **Das verwegene Leben der** **Catharina Margaretha Linck** **alias Anastasius Lagratinus** **Rosenstengel, hingerichtet 1721** **Biographie und Dokumentation**

2004. VI, 250 S. 16 s/w-Abb.
u. 1 Karte. Gb. mit SU.
€ 22,90/SFr 40,10
ISBN 3-412-16703-7
Das Buch handelt von Liebe und Begehren zwischen Frauen. Es schildert das verwegene Leben einer Frau aus ärmlichen Verhältnissen, die ihre Frauenkleider mit Männerkleidern tauschte und die engen Grenzen zu überschreiten versuchte, die ihr durch Geschlecht und Stand gesetzt wurden.

Revolution und **Emanzipation** **Geschlechterordnungen in** **Europa um 1800**

(Literatur – Kultur – Geschlecht,
Bd. 31)
Hg. von Katharina Rennhak und
Virginia Richter
2004. 304 S. 2 s/w-Abb. Br.
€ 29,90/SFr 52,20
ISBN 3-412-11204-6
Die Erforschung der Geschlechterverhältnisse um 1800 ist Thema dieses Bandes. Autorinnen und Autoren aus unterschiedlichen Disziplinen setzen sich mit den verschiedenen Facetten des Verhältnisses von Geschlecht und Politik auseinander.

Mechthild Fend, **Marianne Koos (Hg.)** **Männlichkeit im Blick** **Visuelle Inszenierungen in der** **Kunst seit der Frühen Neuzeit**

(Literatur – Kultur – Geschlecht.
Studien zur Literatur- und Kulturgeschichte. Große Reihe, Bd. 30)
2004. VI, 271 S. 83 s/w-Abb. auf
64 Taf. Br. € 34,90/SFr 60,40
ISBN 3-412-07204-4
Männlichkeit gerät zusehends in den Blick. Nirgends ist der Wandel von Männlichkeitsidealen in den letzten zwei Jahrzehnten so deutlich geworden wie in der Bilderwelt der populären Medien und der Werbefotografie. Das Buch greift dieses aktuelle Thema auf und untersucht Darstellungen von Männlichkeit in der bildenden Kunst von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart.

Genderforschung im Verlag Barbara Budrich



Die Zeitschrift:

femina politica

Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft

15. Jahrgang 2005. Erscheint zweimal jährlich. Ca. 180 S. je Heft. Jahresabonnement 31,00 €. Jahresabo für Studierende und Geringverdienende 21,00 €. Förder-Abo 39,00 €. Einzelheft 15,00 € zzgl. Versandkosten. ISSN 1433-6359.

femina politica ist eine innovative, feministische Fachzeitschrift für politisch und politikwissenschaftlich Arbeitende, die den Gender-Aspekt bei ihrer Arbeit berücksichtigen.

Gesichter der Wissenschaft:

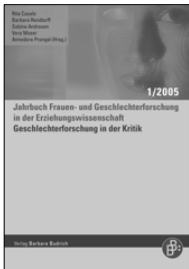
Beate Kortendiek, A. Senganata Münst (Hrsg.)

Lebenswerke

Porträts der Frauen- und Geschlechterforschung.

2005. 261 S. Kart. 24,90 €. ISBN 3-938094-56-7

Zehn Frauen- und Geschlechterforscherinnen und ein Männerforscher, ihre wissenschaftlichen Denkbewegungen und gesellschaftspolitischen Handlungsfelder sowie die damit verbundenen Lebenswege werden vorgestellt.



Das neue Jahrbuch:

Rita Casale, Barbara Rendtorff, Sabine Andresen,

Vera Moser, Annedore Pregel (Hrsg.)

Geschlechterforschung in der Kritik

Jahrbuch der Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft 1/2005. 184 S. Kart. 19,90 € (D) ISBN 3-938094-19-2

Das ersten Jahrbuch ist eine Bilanzierung der bisherigen Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung im erziehungswissenschaftlichen Kontext.

In Ihrer Buchhandlung oder direkt bei



Verlag Barbara Budrich
Barbara Budrich Publishers

Stauffenbergstr. 7. D-51379 Leverkusen Opladen

Tel +49 (0)2171.344.594 • Fax +49 (0)2171.344.693 • info@budrich-verlag.de

2963 London Wall. Bloomfield Hills. MI 48304. USA • info@barbara-budrich.net

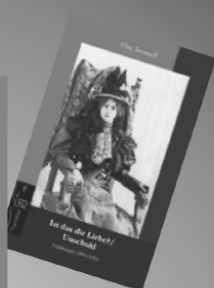
www.budrich-verlag.de • www.barbara-budrich.net

Turmhut-Verlag

Michael Graf, Bergstr. 42, 97638 Mellrichstadt
Tel. + Fax: 09776/6935
www.turmhut-verlag.de; turmhut@t-online.de

edition GENDER/ Historische Literatur von Frauen

Herausgegeben von
Henriette Herwig und Jürgen Herwig



2004 erschienen:
Bd. 1: Helene Böhlau "Halbtier!"
Bd. 3: Helene Böhlau "Der Rangierbahnhof"

In Vorbereitung:
Bd. 2+4: Elsa Asenijeff
sowie weitere kommentierte
Einzeleditionen von Autorinnen um 1900

Elahe Haschemi Yekani und Beatrice Michaelis (Hg.)

Quer durch die Geisteswissenschaften

Perspektiven der Queer Theory

Querverlag

Elahe Haschemi Yekani & Beatrice Michaelis (Hg.)

Quer durch die Geisteswissenschaften

Perspektiven der Queer Theory

br. • 312 S. • € 14,90 • sFr 26,80 • 3-89656-118-9

Ein informativer Überblick über den aktuellen Stand der Queer Theory mit Beiträgen von u.a. Judith Halberstam und Alan Sinfield

W W W . Q U E R V E R L A G . D E

Das deutschsprachige
Medium für feministische
Naturwissenschaft und
Technik aus Wien

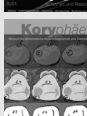
Koryphäe



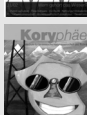
29/2001:
**Wissen_schaf(f)t
Widerstand**



30/2001:
**Sicherheit und
Risiko**



31/2002:
**Wem gehört das
Wissen?**



32/2002:
**Alpiner Alltag.
Frauen und
die Berge**



33/2003:
Mädchenjahre



34/2003:
**Menschen
machen**



35/2004:
**Stille Wasser?
Weite See...**



36/2004:
**Heute hier -
morgen da**



37/2005:
Was ist gut?

Die **Koryphäe** ist das deutschsprachige Medium für feministische Naturwissenschaft und Technik und erscheint zweimal jährlich. In jeder Ausgabe wird ein Schwerpunktthema aus unterschiedlichen Disziplinen beleuchtet. Dazu bietet die **Koryphäe** Biographien historischer Frauen und persönliche Schilderungen von Berufswegen und Berufssituationen, die ebenfalls in Bezug zum Schwerpunkt stehen. Ergänzt wird dieser inhaltliche Teil durch Buchrezensionen, einen Serviceteil und kleine Meldungen.

Mit dieser Mischung bietet die **Koryphäe** Raum für feministische Theoriebildung in den Technik- und Naturwissenschaften, ist aber auch ein Austauschmedium für alle in diesem Bereich tätigen Frauen. Der Anspruch ist es dabei, wissenschaftliche Themen auch für fachfremde Frauen ansprechend und verständlich zu präsentieren, disziplinübergreifende Ansätze zu pflegen und zwischen natur- und geistes-/sozialwissenschaftlichen Ansätzen zu vermitteln.

Thema der kommenden Ausgabe im November 2005:
...nur alt oder auch weise?

Erhältlich in folgenden Buchhandlungen:

Jos Fritz, Freiburg/Br. - Buchhandel Plaggenborg, Vechta -
Buchladen Annabee, Hannover - Frauenbuchladen
amazonas, Bochum - Frauenzimmer, Wien -
Zentralbuchhandlung, Wien - Kunsthalle Wien Shop.

Abonnieren Sie die **Koryphäe**!

Jahresabo: EUR 18,- (Zwei Ausg. inkl. Versand)
Förderinnenabo: EUR 27,- (Zwei Ausg. inkl. Versand)

Kontakt:

Koryphäe
Verein für feministische Naturwissenschaft und Technik
c/o E031, TU Wien, Karlsplatz 13, A - 1040 Wien
koryphaee@koryphaee.at

www.koryphaee.at

das neue heft ist da!

no 87: *tanz*

no 88: *krieg*

no 89: *gebet*

€ 4,80 + Versandkosten



schlangen brut

zeitschrift für
feministisch und
religiös interessierte
frauen

postfach 7467
d-48040 münster

fon & fax (02 51) 27 97 98
info@schlangenbrut.de
www.schlangenbrut.de



TERRE DES FEMMES e.V.

Postfach 2565
72015 Tübingen
Tel.: 07071/79 73-0
Fax: 07071/79 73-22
e-mail: tdf@frauenrechte.de
www.frauenrechte.de

Spendenkonto

881 999
KSK Tübingen
BLZ 641 500 20



Übersicht über die bisher erschienenen Titel

- 1/95 Frauen und Wahnsinn (vergriffen)
- 2/95 Frauenräume (168 Seiten), 7,50 €
- 1/96 Frauenalter – Lebensphasen (140 Seiten), 7,50 €
- 2/96 Frauen – Bildung – Wissenschaft (136 Seiten), 7,50 €
- 1/97 Frauen und Körper (130 Seiten), 7,50 €
- 1/98 Frauen und Mythos (302 Seiten), 10,– €
- 2/98 Utopie und Gegenwart (237 Seiten), 10,– €
- 1/99 *Cross-dressing* und Maskerade (vergriffen)
- 2/99 Feminismen – Bewegungen und Theoriebildungen weltweit (304 Seiten), 10,– €
- 1/00 Beziehungen (310 Seiten), 10,– €
- 11 Perspektiven feministischer Naturwissenschaftskritik (312 Seiten), 10,– €
- 12 Dimensionen von *Gender Studies*, Band I (322 Seiten), 10,– €
- 13 Dimensionen von *Gender Studies*, Band II (391 Seiten), 10,– €
- 14 *Screening Gender* – Geschlechterkonstruktionen im Kinofilm (347 Seiten), 12,50 €
- 15 Entfesselung des Imaginären? – Zur neuen Debatte um Pornografie (397 Seiten), 12,50 €
- 16 Arbeit und Geschlecht (297 Seiten), 12,50 €
- 17 *Screening Gender – Screening Society* (376 Seiten), 12,50 €

Jeweils zzgl. Versandkosten (bei einem Band 1,50 €, ab zwei Bänden 3,– €).

Die Ausgaben 2/95, 1/96, 2/96 und 1/97 kosten bei Erwerb von zwei und mehr Bänden jeweils nur 5,– €.

Der Bezugspreis pro Band beträgt im Abonnement 11,– € zzgl. Versandkosten.

Bei einem neuen Abo gibt es als Begrüßungsgeschenk einen der älteren Bände umsonst mit dazu.

Manuskripte:

Rich Text Format, als Attachment oder Diskette & zweifacher Ausdruck, Aufsätze inklusive Literaturliste maximal 50 000 Zeichen, Rezensionen maximal 7 000, besser 5 000 Zeichen. Bitte Stylesheet mit verbindlichen Vorgaben anfordern.